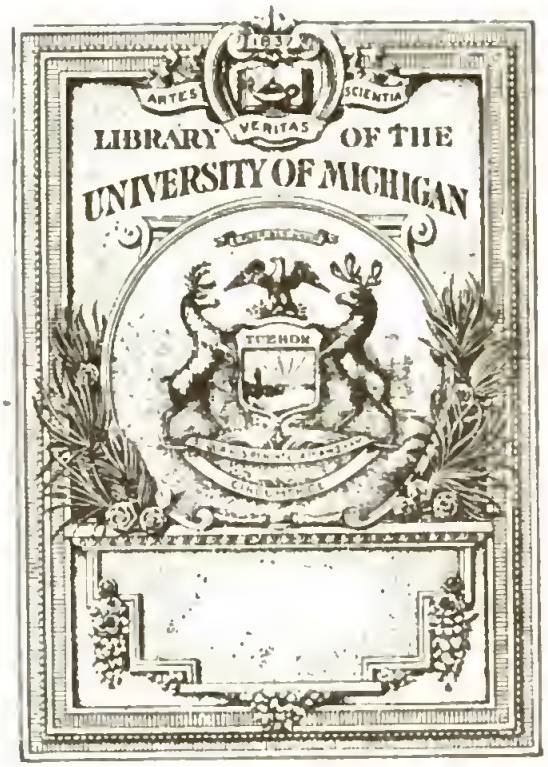
A 733,100 DUPL


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

838
Q1340
B458

Dr. Annie Bender / Thomas Abbt

Thomas Abbt

Ein Beitrag zur Darstellung des erwachenden Lebensgefühls im 18. Jahrhundert

von Dr. Annie Bender

*

1 · 9 · 2 · 2

Verlag von Friedrich Cohen in Bonn

Harv.
8023
German
3-21-1923
gen.

Copyright 1922 by Friedrich Cohen Verlag, Bonn

November 28, 1923 E.N.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Einleitung 13

Erstes Kapitel: Die Entdeckung der Wirklichkeit

1. Im engen Kreis (Ulm) 19
2. Auf preußischem Boden (Halle) 28
3. Das Erlebnis des Krieges (Frankfurt a. O.) . . . 53
4. Welt und Freundschaft (Berlin) 68

Zweites Kapitel: Entsagen und Schaffen

1. Der Verbannte (Rinteln) 81
2. Der Philosoph 94
3. Der politische Denker 118
4. Der Literat und seine Wirkung auf Herder 129

Drittes Kapitel: Die Erfüllung

1. Neue Menschen (Die Reise) 158
2. Das Werk (Vom Verdienst) 168
3. Die Tat (Hofstellung in Bückeburg) 187

Schlußwort: Der Torso von einem Denkmal . . . 207

419945

Digitized by Google

Vorwort

Die Anregung zu dieſer Arbeit verdanke ich den Seminarübungen meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Geheimrat Litzmann, in denen ich zum erſtenmal den Namen Thomas Abbt hörte. Er wurde uns von vornherein in Verbindung mit einer größeren Perſönlichkeit genannt, nämlich Herder, deſſen kritiſch-äſthetiſche Schriften in dem damals aufgeſtellten Arbeitsplan über „Die Entwicklung der literariſchen Kritik in Deutſchland von ihren Anfängen bis auf Goethe und Schiller" als einer der weſentlichſten Anſatz- und Wendepunkte im kritiſchen Schaffen deutſcher Männer eine bedeutende Stelle einnahmen. Die Beurteilungsweiſe Herders, namentlich nach der pſychologiſchen Seite hin, erkannte ich beſonders durch das Studium jenes kleinen fragmentariſchen Meiſterwerkes, des „Torſo von einem Denkmal auf Thomas Abbt", in dem das aus tiefſter perſönlicher Weſensbeziehung hervorquillende Verſtändnis Herders für einen frühverſtorbenen Schriftſteller ſeiner Zeit einen lebendigen, wenn auch nicht abſchließenden Niederſchlag findet. Da aber das Bild Abbts in der von Herder gegebenen Zeichnung durch Aufprägung ſeiner eigenen Züge nicht deutlich gemacht wird, ergab ſich mir die Notwendigkeit, Abbts Schriften ſelbſt zu leſen. In ihnen entdeckte ich eine ganz andere als die von Herder nur flüchtig, wenn auch ſchwungvoll ſkizzierte Perſönlichkeit, die ernſt, verſchloſſen, unnahbar ſchien. Und doch war in der ſtarr aufgerichteten Geſtalt des Mannes eine mir heimlich glühendes Leben verratende Bewegung, ein Ausdruck, der mich unwillkürlich in den Bann des noch ungeklärten Antlitzes zog, und der mich reizte, die ſeltſamen, bald kühl-verſtandesmäßig, bald träumeriſch-ſinnenden Blicke zu erforſchen. So kam es, daß aus einer unſcheinbaren Seminararbeit über Herders „Torſo" die winzige Keimzelle zu der nun fertig vorliegenden Monographie über Thomas Abbt wurde.

Die Schwierigkeit des Unternehmens lag zunächſt darin, daß eine vollſtändige, kritiſch-durchgeſehene Ausgabe der Schriften Abbts überhaupt nicht vorhanden iſt. Die notdürftig zuſammengefügte Auswahl ſtammt noch von einem ſeiner Zeitgenoſſen, Nicolai, her, der ſie von 1772–1780 bewerkſtelligte. Auf dieſer Sammlung beruht die bisher über Abbts Leben und Perſönlichkeit erſchienene Literatur, die man in drei Gruppen einordnen kann. Einmal handelt es ſich um eine meiſt flüchtige Beleuchtung des Schriftſtellers im Zuſammenhang mit den führenden Geiſtern der Zeit, wie ſie neben größeren, das achtzehnte Jahrhundert umfaſſenden Ueberſichten — es ſei nur an Gervinus, Koberſtein, Hettner erinnert — namentlich in den monumentalen, Leſſing und Herder erſchöpfend würdigenden Einzeldarſtellungen Erich Schmidts und Georg Heyms zum Ausdruck kommt, dann aber auch um Werke geringeren Umfangs, die ſich entweder mit irgendeinem der mannigfaltigen Teilgebiete des Abbtſchen Schaffens auseinanderſetzen oder ſchon in den Rahmen eines biographiſchen Verſuches ſeine Geſamtleiſtung unterzubringen ſuchen.

Eine Miſchung der beiden zuletzt genannten Arten kritiſcher Stellungnahme findet ſich in dem 1846 erſchienenen Literarhiſtoriſchen Taſchenbuch von R. E. Prutz, der, obwohl er ſich in der Hauptſache die Aufgabe ſtellt, Abbts Anteil an den Literaturbriefen zu ermitteln und ein auch heutiger Forſchung noch nützliches, ausführliches Regiſter der aus Abbts Feder ſtammenden Aufſätze anfertigt[1]), von einer wenigſtens bis zu ſeiner Berliner Zeit reichenden Ueberſicht über ſein Leben nicht abſieht, die ich vor allem deswegen erwähnen möchte, weil ſie ein warmes Verſtändnis nicht nur für Abbt ſelbſt, ſondern auch für die ihn umgebenden Perſönlichkeiten verrät, und Zeit und Menſchen, zwar ſkizzenhaft, mit willkürlich gelaſſenen bedeutenden Lücken, ſo doch lebendig und in reicher Bewegung vor uns hinſtellt. Aus-

1) S. 403—405.

ſchließlich mit einzelnen Seiten der Abbtſchen Produktion beſchäftigen ſich: Geisler[1]), der im gedrängten Raum einer Gymnaſialprogrammſchrift die weſentlichſten, wie in Eile zuſammengerafften, aus Naturell, Lektüre und Umgang ſich erklärenden ſtiliſtiſchen Eigentümlichkeiten Abbts kennzeichnet; Thiele, der in trocken-ſachlicher, den Philologen verratender Gründlichkeit eine genaue Einteilung und mehr Inhaltsangabe als Würdigung der teils ſchon von Prutz behandelten Literaturbriefe Abbts gibt; Schuller, der nur auf die pädagogiſchen Anſichten Abbts eingeht und das in der Hauptſache dafür in Frage kommende Werk[2]) einer ausführlichen Analyſe unterzieht, Claus, der die hiſtoriſch-politiſchen Ideen Abbts zuſammenſtellt und endlich Becker, der, die Unterſuchung Geislers vervollſtändigend, in ſeiner vom Jahre 1914 ſtammenden Promotionsarbeit eine auf tüchtigem Sprachſtudium beruhende, abſchließende Beurteilung von Stil und Ausdrucksweiſe der Abbtſchen Schriften hinterläßt. Es iſt auffallend, daß ſich unter all dieſen Teilforſchungen keine einzige findet, die Abbt als Philoſophen, namentlich als Pſychologen und Aeſtheten behandelt, erwähnt doch ſchon Deſſoir in ſeiner 1894 geſchriebenen „Geſchichte der neueren deutſchen Pſychologie" dieſe Wiſſenſchaft als den „Herzpunkt des Abbtſchen Schaffens"[3]).

Als erſter Verſuch, das Leben und die Werke Abbts zuſammenhängend darzuſtellen, iſt — abgeſehen von dem kurz die wichtigſten Lebensumſtände zuſammenfaſſenden „Ehrengedächtnis Nicolais" — die vor nunmehr ſiebenunddreißig Jahren erſchienene Diſſertation von Edmund Pentzhorn anzuſehen, der ſeltſamerweiſe bis zu der hier vorliegenden Biographie keine weitere gefolgt iſt. Pentzhorn hat das unbeſtreitbare Verdienſt, der ſchwierigen Aufgabe eines auf nur unvollſtändig geſammelte Schriften und zerſtreute Lebensangaben ſich ſtützenden biographiſchen

1) Vgl. zu dieſen und den folgenden Abhandlungen das am Schluß der Arbeit angefügte Literaturverzeichnis. 2) Vgl. S. 40. 3) Deſſoir I, S. 102.

Sammlers gerecht geworden zu ſein. Dafür iſt er aber auch über den „Sammler" nicht hinausgekommen. Man kann ſeine Arbeit als eine erſte, wiſſenſchaftlich einwandfreie Orientierung über die Folge der Schriften und Lebenswendungen Abbts anſehen, doch fehlt ihr wie einem harten, aus mancherlei Gebein zuſammengefügten, knöchernen Gerippe der Teil mit Teil verbindende, leben- und wärmegebende Fleiſch- und Muskelſtoff. Zur inneren Erfaſſung der Perſönlichkeit Abbts und ſeiner Umwelt, zur Entwicklung ſeines Schaffens von innen heraus iſt er nicht vorgedrungen. Das war es, was noch geleiſtet werden mußte, was ich mir, enttäuſcht die Arbeit Pentzhorns aus der Hand legend, zum Ziel ſetzte.

Die mir zur Verfügung ſtehende Vorarbeit zu meinen eigenen Studien habe ich kurz zu charakteriſieren verſucht. Um weiter ſie ausbauen zu können, war es einerſeits mein Bemühen, die bisher ſchon gedruckten, aber noch nicht von meinen Vorgängern eingeſehenen und erläuterten Werke Abbts mir zu verſchaffen und auch an noch vorhandenes ungedrucktes Material heranzukommen; andererſeits — und das blieb das Hauptbeſtreben — die Geſtalt des Schriftſtellers bewegt und kraftvoll wiedererſtehen zu laſſen, ſein Werk uns zum lebendigen Eigentum zu machen und auch die Fäden aufzuweiſen, die ſeine und unſere Zeit verbinden. Daß Abbt uns gerade in den Kriegsjahren etwas zu ſagen hatte, beweiſt der 1915 erſchienene Neudruck ſeines Buches „Vom Tod fürs Vaterland", der ſich würdig in die Reihe der damals faſt treibhausartig auftauchenden Veröffentlichungen aus Zeiten nationalen Hochbewußtſeins ſtellen kann. Der ſtatt vieler Worte durch dieſe ſchlichte Tat auf Abbts Bedeutung hinweiſende Herausgeber der Schrift[1]) gab mir von neuem Mut, meine eigene Arbeit als nicht vergeblich anzuſehen und ließ mich die damals noch zu erledigende, mühevolle Materialſammlung mit Freuden in Angriff nehmen: Es galt vor al-

1) P. Friedrich, Leipzig 1915.

lem, einige von Weyermann[1]) erwähnte Jugendwerke Abbts zu prüfen, von denen die nur handschriftlich existierende „Rede auf Drusus"[2]) über die historische Begabung Abbts, wie sie von vornherein sich zeigt, nicht uninteressante Aufschlüsse gibt.

Weiterhin waren drei, dem philosophischen Gebiet entnommene lateinische Abhandlungen Abbts den früheren Forschern nicht zugänglich gewesen[3]). Sie halfen mir, die Linien im Bild des Philosophen Abbt zu intensivieren. Den werdenden Volksschriftsteller und seine Beziehung zu G. F. Meier konnte ich durch Einsicht in die von Pentzhorn nicht benutzte Wochenschrift „Das Reich der Natur und der Sitten" in helleres Licht rücken. Die theologische Denkweise Abbts war durch vollständige Lesung der ebenfalls von Pentzhorn nicht persönlich durchgesehenen „Untersuchung, ob Gott Moses begraben habe"[4]), in Einzelfragen noch deutlicher zu machen.

Ueber einige, im handschriftlichen Nachlaß Abbts zu Bückeburg (Fürstliches Hofarchiv) enthaltene, teils von ihm selbst, teils von Schreiberhand verfaßte Auszüge und Abschriften erhielt ich Kenntnis durch Herrn Geheimrat Bercken, der in bereitwilligster Weise meine verschiedentlich an ihn gerichteten Anfragen zwecks Abbtliteratur beantwortete. Gleichfalls möchte ich an dieser Stelle Herrn Geheimrat Muncker, München, meinen Dank für seine Bemühungen in dieser Hinsicht aussprechen und ebenso Herrn Stadtpfarrer Rieber, Ulm, der mir Mitteilungen über Abbts Vorfahren und ihre Herkunft machte. Der tiefst empfundene Dank für stets bereite Hilfe und Förderung der oft mich entmutigenden und ins Stocken geratenden

1) Albr. Weyermann: Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm. 1798. 2) Vgl. S. 25. 3) a. Dissertatio de via ad veritatem propius etsi non penitus accedendi ... Vgl. S. 49. b. Dissertatio de recto Philosophiae studio ... Vgl. S. 50. c. De difficillimo progressu in dimetiendis animae virtutibus ... Vgl. S. 86. 4) S. 36 ff.

Arbeit gebührt indeſſen meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Geheimrat Litzmann, der, das langſame Reifen des Werkes mit nie ermüdender Geduld beobachtend, zu ſeiner Vollendung ſtets beratend mitgewirkt hat.

Einleitung

Uns Menſchen von heute, die jedem Flügelſchlag des hundertönig ſie umſchwirrenden Lebens mit zahllos ſchwingenden Organen entgegentaſten, die in ſich einſaugen den unſichtbaren Atem der Natur und feinſten Vibrationen eigenen wie fremden Seelenlebens nachſpüren, die jahrelang durch alle Rätſel des Geſchehens, durch Haß und Mißverſtändniſſe geriſſen wurden, muß uns gerade jetzt es nicht erneut beſchäftigen, wie jener erſte zu letztem Leid und Jubel uns befähigende kosmiſche Sinn, nachdem ihn ſchon die Renaiſſance Italiens geboren hatte, in Deutſchland aus der Starrheit rationaliſtiſchen Denkens vor nicht ganz zweihundert Jahren ſich herauswand? Muß uns nicht in Augenblicken, da wir Weltgeiſt und Geſchichte förmlich ſehen, da tauſend Erſcheinungen in unheimlich uns umzuckenden Lichtern bald werdend aufflackern, bald vergehend in nichts zerfließen, muß uns da nicht der Gegenſatz des faſt ſchon überſteigerten Lebensempfindens der Gegenwart und der rein vernunftmäßigen Weltkompoſition der deutſchen Aufklärer doppelt deutlich werden? Lohnt es ſich nicht, gerade jetzt, im Bewußtſein ſtärkſten Spannungsverhältniſſes zur Wirklichkeit in eine Zeit zurückzugehen, die den zwiſchen Ich und Umwelt ſich wölbenden Bogen wie in erſtem Ahnen ſchlug?

Schon längſt iſt in vollendeter Form das Bild des deutſchen Rationalismus mit allen es durchkreuzenden ſenſualiſtiſchen und empiriſtiſchen Schattierungen gezeichnet worden[1]). Wir wiſſen: Aufklärung, ſo wie ſie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland auftritt, iſt Neugeburt des ſtolzeſten Selbſtgefühls; endgültige Durchdringung aller Weltgeheimniſſe; Einpreſſung aller Lebensvorgänge in unabänderliche Formeln. Zur abſoluten Richterin in allen Denk- und Seinsfragen wirft die Vernunft ſich auf, die ſiegesſtolz das Dunkel der Vergangenheit

1) Unger: Hamann und die Aufklärung.

zerreißt, auf letzte Klarheit dringt, das Eigentümliche und Sonderartige, das einmal nur Existierende, Individuelle und geschichtlich Ueberkommene in nivellierender Systematik zerdrückt, die den Glauben an ihre Unfehlbarkeit zum Dogma erhebt, das erst der Kritizismus Kants erschüttert hat. Ueberall scheint blendende Helligkeit den vom Irrtum früherer Zeitalter befreiten Geist zu umstrahlen, vor dem das Weltganze durchsichtig und mathematisch faßbar sich ausbreitet. In dieser wunderbar gefeilten, spiegelglatten Konstruktion ist aber nicht der kleinste Raum für alles Ursprüngliche, Naive, Unbewußte, für dumpfe Leidenschaftlichkeit im Menschen, für Niederungen des Seelenlebens, in denen unmeßbare, lyrische Gewalten schlafend noch in Fesseln liegen.

Im bürgerlichen Leben stellt die Aufklärung sich dar als Herrschaft platter Nützlichkeitstendenzen, Verflachung des geselligen Verkehrs zu leerer Korrektheit, strengem Formenzwang, der sauber scheidet zwischen dem, was wohlanständig und verboten, der eine mehr verstandes- als gefühlsmäßige, abstrakte Menschenliebe und strengste Kontrollierung aller Affekte und emotionalen Strömungen zur Folge hat, wenn auch ein unverkennbar sentimentaler, doch viel zu sehr nach außen hin sichtbarer und allzu geschäftig betriebener Tugendeifer der Gleichgültigkeit gegen das elementare Empfindungsleben zu widersprechen scheint. Es fehlt den Menschen dieser Zeit die Befähigung, das um sie vielgestaltig sich auswirkende Dasein aus nächster Nähe, in unmittelbarer Berührung zu erfassen, die oft sinnverwirrende und doch kräftigende, erfrischende Fülle neuer Eindrücke in sich aufzunehmen, die Flut stets wechselnder Stimmungen aus grundlosen Tiefen der Seele geheimnisvoll aufrauschen zu lassen. Der Entwicklungsgedanke, die Tatsache beständigen Werdens, Bildens, Wachstums in Natur und Menschheit kann nicht begriffen werden. Selbst Gott ist ein untätiges, unlebendiges Wesen, das auf die Welt und ihr Weiterschreiten in hochmütiger Isoliertheit herabblickt. Die religiöse Empfindung geht auf in vernunftge-

mäßem Denken und Handeln; die fromme Zartheit gläubigen Vertrauens erſtickt unter der Wucht kahler Vernunftſätze, die alle geſchichtlich gewordene, konkrete Tatſächlichkeit des Chriſtentums und jede ſinnliche Darſtellung ſeines reich mit Lebensweisheit gewürzten Gehaltes ausſchließen. Der Menſch will nur noch wiſſen, nicht ahnen, hoffen, mutmaßen.

Aus der Verbindung vieler Einzelner der gleichen Art entwickelt ſich ein enges, verkümmertes Kleinbürgertum, ein Volk ohne Selbſtändigkeit, Impulſe, ohne eigene Initiative, ein Volk vor allem ohne nationales Leben, das, von tyranniſchen Kleinfürſten geknechtet, den Herzſchlag des Geſamtdeutſchtums nicht ſpürt. Die führenden Perſönlichkeiten ſehen hinweg über die Menge. König und Volk, Prediger und Gemeinde, Dichter und Publikum haben keine Verbindung miteinander. Das Schrifttum, die Gelehrſamkeit blüht einſam auf Berggipfeln, die nur wenig Auserwählte in zäher Aneignung trockenen Wiſſensſtoffes erklimmen. Die Poeſie, befreit zwar von barocker Geſpreiztheit und mariniſtiſchem Zierat, wird durch Gottſcheds wohlgemeinten und doch ſich bald als ſchädlich herausſtellenden Uebereifer in Wolffs Vernunftmaſchine reinlich eingebettet, die, jede Regelwidrigkeit und perſönliche Eigenart zermalmend, eine ſtumpfe Dienerin des Nutzens, der Belehrung aus ihr macht. Nichts weiß man mehr von all dem triebhaft Dunkeln, rätſelhaft im Menſchenherzen Gärenden, das ſie allein zum vollen Ausdruck hätte bringen können.

Das alles, hier mit knappen Strichen nur in flüchtiges Bild gebannt, iſt wiederholt geſagt worden. Auch ward verſucht zu zeigen, wie nun in dieſer Welt vernunftmäßig nüchternen Handelns und Strebens das Gefühl von anderer Seite zum Durchbruch gelangt, wie es, wenn auch nicht als Grundkraft der Seele anerkannt, doch als Grundſtrom des Lebens und letzter Impuls alles Wirkens zum Vorſchein kommt, um ſchließlich auch als ſelbſtändige, innerlich aufkeimende Macht, einerſeits in der reli-

giöſen Bewegung des Pietismus, andererſeits in der philoſophiſchen des Empirismus und Senſualismus voll erfaßt zu werden. Wiederholt iſt dargeſtellt, wie allmählich ſich in England, Frankreich und zuletzt in Deutſchland der Uebergang von der mathematiſchen Induktion zur beſchreibenden Deduktion vollzieht, wie das Intereſſe am Einzelding auftaucht, an abgeſonderten Erſcheinungen, am Sinnfälligen und Triebmäßigen, wie man beginnt, Beobachtungen zu machen, ſtatt Schlüſſe zu ziehen, wie ſich die ganze geiſtige Konſtellation in langſamer Entwicklung verſchiebt: man ſieht, ſtatt zu denken, man taſtet, ſtatt zu konſtruieren, man greift in die volle, lebendige, buntblühende, warme, licht- und farbengeſättigte Wirklichkeit, ſtatt in tote, ſtarre, verknöcherte Abſtraktionsgebilde.

Nicht neu iſt dieſe Schilderung des Ringens zweier Zeitalter. Doch müßte dieſer Kampf, die Eroberung der glühenden Atem aushauchenden, weitgeſpaltenen Tore des Lebens, der Streit um Ratio und Senſus, Schema und Ding, Ordnung und Zufälligkeit, pedantiſches Gelehrtentum und naiv empfindende Menſchheit, dieſe noch bis an die Grenzen des neunzehnten Jahrhunderts ſich hinziehende und erſt in der Romantik völlig ausgeglichene ſeeliſche Divergenz müßte, wie ſie ſich in einzelnen Perſönlichkeiten, in ihrem Leben, nicht nur in den Werken geoffenbart hat, zuſammenhängend zur Darſtellung gebracht werden.

Das Aufeinanderwirken dieſer Menſchen, die gegenſeitige Entdeckung ihres Selbſt, ihrer Beſtimmung, ihres Schickſals, müßte zu lebendiger Anſchauung gelangen. An großen Führern dieſer Zeit, wie Leſſing, Herder, Goethe, die alle dieſen Abſchälungsprozeß, bald von philoſophiſchen, bald literariſchen oder nur rein menſchlich-ſozialen Vorurteilen durchgemacht haben, iſt es, jeder von ihnen einzeln genommen, in verſchiedenſten Verſuchen gezeigt worden. Doch fanden ihre Vorgänger, Mitläufer und Epigonen dabei zu wenig Berückſichtigung. Die ſcheue, ſich ſelbſt verſchließende, zu geiſtiger Keuſchheit ſtreng ſich verpflichtende Gelehr-

tenwelt des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts erſchwert es uns, ihr letztes Ich aus ihren ſorgfältig geglätteten Werken herauszufinden. Gerade die kleineren Geiſter könnten uns ein treueres Spiegelbild des vielgeſtaltigen Wollens und Sehnens dieſer Zeit vermitteln als die großen, über ſie hinauswachſenden Heroen. Immer wieder geht man über die unbedeutenderen, nachkommenden, unſelbſtändigeren Männer hinweg zu den großen Ausgangs- und Mittelpunkten der Entwicklung. Man würdigt ſie noch, wenn irgendeine auffallende Beſonderheit an ihnen hervortritt, wenn eine einzige Tat, eine einmalige, ſeltene Leiſtung ihnen gelang. Sind aber nur Anſätze vorhanden, Verſuche ohne feſte Zielſetzung, Strebungen, die ſcheinbar ſich im Wirrwarr ihrer Linien kreuzen, ſo wendet man ſich von ihnen als von etwas Unfertigem und Unwirkſamem ab, weil man die letzte, zuſammenfaſſende Einheit ihres Weſens nicht zu finden glaubt. Eine ſolche Perſönlichkeit iſt Thomas Abbt, ein Zeitgenoſſe der Aufklärungsphiloſophen und derjenigen deutſchen Denker, die ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dem deutſchen Leben und Schaffen eine mit aller ihnen zu Gebote ſtehenden Kraft erſtrebte, entſcheidende Wendung geben wollten. Abbt iſt's, der im wahren Feuereifer einer faſt leidenſchaftlich bewegten, von Wünſchen und Sehnſüchten aller Art durchwogten Seele an dieſem Werke mitgearbeitet hat, weniger an der Erfaſſung neuer Kunſt als an der Geſtaltung der ſie bedingenden Daſeinsweiſe und Wirkungsart. Dieſer eine Zug ſeines Weſens, der ihn in deutlich zu erkennenden, bewußt von ihm bearbeiteten Stufen vom zopfigen Pedantismus einer vermodernden Schulweisheit zur freien Anſchauung der Dinge ins Leben hinaustrieb, iſt in der bisherigen Forſchung nicht unbeachtet gelaſſen worden. Doch hat man ihn aus dem Geſtrüpp der übrigen, zum Popularphiloſophen hergebrachten Stils ihn ſtempelnden Merkmale ſeiner Schriftſtellerei nicht einheitlich herausgeſchält; das umgebende Rankenwerk iſt nicht ſcharf genug geſichtet, ſein Zuſammenhang mit der

näheren und ferneren Umgebung nicht deutlich gemacht worden. Namentlich fehlt noch die beſondere Heraushebung ſeines Einfluſſes auf Herder, der, obwohl er nie in perſönlichem Verkehr mit ihm geſtanden, zu den die Zukunft deutſchen Denkens kraftvoll heraufführenden Schriften Abbts wie zu Wegweiſern aufblickt, die in ein heimlich ſchon von ihm gefühltes und doch nicht immer klar geſchautes Land hineinführen. Und was vor allem nicht in heller Schärfe geſehen wurde, die durch den einen all ſein Handeln ſchürenden, ſein Schrifttum charakteriſierenden Trieb nach Daſeinsfülle, Menſchen, Wirklichkeit, beſtimmte, faſt ſchickſalhafte Notwendigkeit ſeiner Entwicklung: die ſoll im folgenden, wenn auch die Quellgründe ſeines Weſens oft ahnend mehr als wiſſend nur zu finden ſind, gezeigt werden.

Erſtes Kapitel

Die Entdeckung der Wirklichkeit

1. Im engen Kreis

Abbts Vorfahren ſind Süddeutſche, Schwaben; die Heimatſtadt: Ulm. Nur äußere Erinnerungen knüpfen ihn an dieſen Ort, binden ihn an ein Land, das im Dunkel vergangenen Lebens noch wie im Schlaf befangen lag, während jenſeits ſeiner Grenzen, nördlich, die Frühlichter einer neuen Geiſtigkeit verheißend aufblitzten. In Schwaben empfand man damals noch nicht den Drang nach der Helle des Denkens, nach ſchonungsloſem Aufräumen mit angeerbten Vorſtellungen und Vorurteilen, wie er ſpontan und faſt ſturmartig in jenen Männern Preußens und Sachſens lebendig ward, die den Feldzeichen Friedrichs des Großen ſich zu folgen anſchickten. Unberührt von dem mannigfaltigen Taſten und Suchen nach neuen Geſichtspunkten und Ausdrucksformen engt der alte Suebengau ſich in ſeine eigene Welt ein; das geſellſchaftliche Leben bewegt ſich träge in erſtarrten Konventionen, Kunſt und Wiſſenſchaft ſickern wie müdes Quellwaſſer durch das hemmende Steingeröll der in fernen Jahrhunderten verankerten Anſchauungen, Gewohnheiten, Geſinnungen, die nicht Schwungkraft und Jugend, Wagemut und keckes Zugreifen aufkommen laſſen. Die Gelehrten bleiben im Lande, ſchreiben langatmige Werke für den einheimiſchen Kreis der Gebildeten, zu dem kein Fremder ſich drängt. Die dürftigen Bibliotheken ſind außerſtande, das Blickfeld der Studierenden zu erweitern; die Armut des Landes verbietet die notwendigſten Neuanſchaffungen. So iſt man eingeſtumpft in ſich ſelbſt, unfähig, aus Wille und Verſtand eine Welt der Zukunft zu geſtalten, wie es den Führern des Rationalismus, ſo begrenzt und einſeitig ihr Können auch war, in ſtolzer Werkfreudigkeit gelang. Den Schwaben war es nicht möglich, das Neue, das da draußen vor ſich ging, auch nur zu ahnen, geſchweige denn beherzt und

kühn in Augenſchein zu nehmen und das eigene Leben damit zu bereichern[1]).

Wie es in Ulm ſelbſt ausſah, berichtet Abbt uns nirgends. Weder die altertümliche Bauart der Stadt noch die hohe Gotik ihres Domes ſcheinen ihm irgendeinen merklichen Eindruck gemacht zu haben. Kirchengewölbe und zerfallenes Mauerwerk entzünden nicht die Phantaſie des Kindes, deſſen Erziehung auf ſtarre Abſtraktion von vornherein eingeſtellt iſt. Die geiſtigen Wurzeln ſeines Weſens aber ziehen aus der engen, ſchwäbiſchen Kultur nur ſpärliche Nahrung. So wird der junge Abbt erſt bodenſtändig, als er nach Preußen kommt; da findet er, nach ſeinem eigenen Bekenntnis, die zum innerlichen Wachstum erforderlichen Säfte[2]).

Von ſeinen Jugendjahren erzählt er nichts. Er führt uns nicht auf Plätze und Straßen ſeiner Heimat, die Kindheitserinnerungen bergen. Die Donaubrücke und das Flußufer mit ſeinem vielfach gefärbten Verkehr ſind ſtaunenden Knabenaugen nicht zum Erlebnis geworden. Das Halbdunkel des Dominnern, die bunten, von den ſchlanken Fenſtern herſtrahlenden Lichter vermochten nicht in ſeiner Seele die kindlichen Schauer einer myſtiſch erfaßten Gottesnähe auszulöſen, wie ſie zu ungefähr gleicher Zeit im Quedlinburger Münſter den Dichter des Meſſias durchbebten, der die hohen Geſichte ſeines Chriſtusepos in zarteſter Frühviſion in ſeinem Herzen trug.

Abbt weiß von dieſen Dingen nichts.

So bleibt von ſeinen erſten Anfängen kaum mehr zu berichten, als daß er am 25. November 1738 in Ulm, der freien Reichsſtadt, geboren und einziges Kind ſeiner Eltern geweſen iſt.

Tüchtige Vorfahren[3]) hatte unſer Schriftſteller, angeſehene Leute, die einen ſchönen Beſitz ihr eigen nannten. Der Vater,

1) Abbt iſt auf ſeine ſchwäbiſche Herkunft nie ſtolz geweſen. Vgl. L. B., XIV. Teil, S. 215 ff. 2) V. W. II, S. 17. 3) Die Mitteilungen über Abbts Vorfahren verdanke ich Herrn Stadtpfarrer Rieber, Ulm.

ein einfacher, fleißiger Mann, war Perückier und Zunftvorgeſetzter, die Mutter, Anna Eliſabeth Binder[1]), eine Pfarrerstochter. Nur ungern hatte Thomas Abbt, der Aeltere, das Geſchäft eines Perückenmachers gelernt. Sein Sinnen und Streben war auf Höheres gerichtet, doch zwang ihn zu dem ſchlichten Beruf ſein Vater, der Hauptmann in Ulm war, nachdem er eine Zeitlang als Wachtmeiſter und Geleitsreiter in Frankfurt gelebt und ſich mit Urſula Herrmann, der Tochter eines Wirtes, vermählt hatte. In Ulm gab es mehrere Familien Abbt, die aus Memmingen ſtammten und Ahnherren von wackeren und geweckten Leutchen waren. Daß ſich aber in ihren Reihen auch Gelehrte befunden haben, iſt kaum anzunehmen.

Anders iſt es in Abbts Familie mütterlicherſeits; da ſpielt der Predigerberuf eine ausſchlaggebende Rolle. Daß der Großvater Pfarrer war, iſt ſchon geſagt; auch er hatte ſich in einem Pfarrhaus, in Süßen, die Gattin geholt und in dem Schwiegervater, Johann Martin Müller (auch Miller) einen vorzüglichen Geiſtlichen kennengelernt. Die Millers werden uns weiterhin noch als begabte, geachtete Perſönlichkeiten entgegentreten. Es mag daher ſeltſam ſcheinen, daß Abbt, der ſein geiſtiges Erbe doch unverkennbar aus der mütterlichen Linie herleitet, ſich rückhaltlos dem Einfluß des Vaters hingibt. Ihn fragt er um Rat in entſcheidenden Stunden ſeines Lebens. Ihm ſetzt er in ſeinem Werke „Vom Verdienſt" ein Denkmal kindlicher Verehrung. Beiden Eltern zuliebe aber geſchah es, daß er ſpäter die Abſicht wieder aufgab, ſich freiwillig dem Heere Friedrichs des Großen einzuordnen[2]).

Abbt hat in ſeinen Schriften und Briefen keine einzige Spur hinterlaſſen, die uns das erſte Erwachen ſeines ſpäter ſo vielſeitig tätigen, beweglichen Geiſtes nachtaſten ließe. Wir wiſſen nicht, was Elternhaus, was nächſte Umgebung ihm erzieheriſch

1) Es findet ſich auch die Schreibung Bender. 2) Vgl. Nicolai, Ehrengedächtnis, S. 12.

gewesen sind. Die Häuslichkeit, in der er aufwuchs, war jedenfalls, dem Zug der Zeit entsprechend, auf ein einfaches, bürgerliches Dasein angelegt; der Vater selbst eine nüchterne Natur, die fest auf dem Boden der Wirklichkeit fußte und in sicheres Erdreich auch seinen Sohn zu pflanzen wünschte. In religiöser Hinsicht stand er im klaren Bereich des orthodox-lutherischen Bekenntnisses. Nie trübte sich sein sicheres Urteil, nie wagte er den leisesten Angriff auf die geheiligte Lehre seines Glaubens. In späteren Jahren erschütterte ihn die freigeistige Gesinnung seines Thomas bis ins Innerste.

Es war ihm unerträglich, daß sein eigen Kind als Indifferentist angesehen wurde, als Naturalist und Zweifler; und sicher hat die Wegrichtung des Sohnes dazu beigetragen, sein „mit vielen Beschwerlich- und Traurigkeiten geführtes Leben", wie er an Nicolai schreibt, noch drückender zu gestalten[1]).

Wie muß eine solche Persönlichkeit auf den Knaben gewirkt haben, der Triebe und Kräfte in sich aufbrechen fühlte, von denen niemand eine Ahnung hatte[2])! Es liegt nahe, die fast unnatürliche Reife des Jünglings Thomas Abbt, die von Schwermut und Würde getragene Ruhe des Mannes aus der dumpfen Atmosphäre des elterlichen Hauses, aus dem schroffen väterlichen Gestus, den herben Einwirkungen des streng rationalistisch gerichteten Hauptmanns zu erklären, dem nie vielleicht ein Kinderherz sich voll und weit zu offenbaren wagte. Anders scheint das Gemüt und die Haltung der Mutter gewesen zu sein.

Wenn es auch auffallend ist, daß Abbt bei späteren Aeußerungen über Wert und Tätigkeit der Frau nicht einen Augenblick bei ihr verweilt, so hat er doch einmal eine so lebendige, an unmittelbare Wirklichkeit erinnernde Darstellung des weiblich mütter-

1) Vgl. Ungedruckter Briefwechsel Nicolais. Brief von Abbts Vater an Nicolai vom 4. April 1767. 2) Es mutet uns daher seltsam an, wenn Pentzhorn, S. 3, so selbstverständlich von den „schönen Tagen seiner Jugend" spricht, die Abbt im Hause seiner Eltern erlebt habe.

lichen Weſens, des fraulichen Schaffens gegeben, daß die Vermutung in uns aufſteigt, ſeine eigene Mutter habe ihm zu jenem herrlichen Bild der „Matrone" die Züge geliehen, das er mit ein paar kurzen, meiſterlich hingeworfenen Strichen in einer ſeiner ſpäteren Schriften ſkizziert. Da zeigt er eine Frau, die ganz Bewegung, ganz Tat, ganz Liebe iſt; die ſchweigend dient und gehorchend befiehlt; die wortlos all die kleinen, unberechenbaren Anforderungen und auch die ſchweren, nur mit klugem Sinn und ſtarker Hand zu zwingenden Pflichten eines Hausſtands erfüllt; die großmütig den Verdruß des Gatten trägt, ſein Zagen niederkämpft, ſeine Unentſchloſſenheit zur Tat wandelt, ſein Ringen und Streben mit Verſtändnis begleitet, die ihre Kinder zu tüchtigen, fürs Leben brauchbaren Menſchen heranbildet und edle Seelen in ihnen formt.

Wenn wir berechtigt ſind, aus dieſer Schilderung auf Abbts Mutter zu ſchließen, ſo können wir ſie uns als ſchlichte, unermüdlich regſame, gütige und aufopferungsfähige Frau vorſtellen, die zu den Härten des Mannes das lindernde Gegengewicht bildet. Trotzdem bleibt befremdend, daß Abbt von einer wirklich tiefen und nachdrücklichen mütterlichen Einwirkung nichts zu empfinden ſcheint, wobei zwar zu berückſichtigen iſt, daß der Gelehrtentyp der damaligen Zeit das eigene Selbſt nicht gern zur Schau ſtellt.

Einem Verwandten mütterlicherſeits verdankt Abbt ſeine erſte geiſtige Ausbildung. Ein Oheim der Eliſabeth Bender, deren Mutter eine geborene Miller (Müller) war, Joh. Peter Miller, ein tüchtiger Prediger, ließ ſeine beiden Söhne, Johann Martin und Johann Peter Theologie ſtudieren. Der jüngere, Johann Peter[1]), wurde Rektor am Ulmer Gymnaſium, der ältere[2]), zunächſt Pfarrer in Leipheim, dann Münſterprediger, ſchickte ſeinen Sohn Johann Peter[3]) gleichfalls zum Studium auf die Ulmer Anſtalt. Später wurde er in Göttingen Theolo-

1) 1705—1781. 2) 1693—1747. 3) 1725—1789.

gieprofeſſor. Auch betätigte er ſich als pädagogiſcher und moraliſcher Schriftſteller. Als einer der erſten hat er an einer deutſchen Univerſität pädagogiſche Vorleſungen gehalten. In religiöſen Fragen ſehr tolerant, will er zwar in Ethik und Dogmatik den orthodoxen Standpunkt wahren, doch glaubt er, daß auch ein freigeiſtiger Theologe ein guter Chriſt ſein könne. Er weiſt auf den ſanftmütigen Ton des Evangeliums hin und bildet in ſich ſelbſt eine duldſame, vorurteilsloſe Denkungsart aus. Dieſem zum Raten, Helfen, Wohltun ſtets bereiten Manne war Abbt als Privatſchüler zugewieſen; und wenn auch des Lehrers eigene Perſönlichkeit noch nicht in allen Einzelzügen ſcharf ausgeprägt iſt — müſſen wir ihn ſelbſt doch noch als einen Werdenden anſehen — ſo hat ſeine ſich ſtark entwickelnde Eigenart dennoch auf Abbts empfänglichen jungen Geiſt befruchtend eingewirkt[1]).

Dank der Bemühungen Millers konnte Abbt bei ſeiner Aufnahme in das Gymnaſium die unterſte Klaſſe überſpringen und begann mit ſieben Jahren ein Studium, das heute von Elf- und Zwölfjährigen gefordert wird. Fleiß und Arbeitskraft ſteckten vom erſten Schultage ab in ungewöhnlichem Maße in ihm, brachten ihm bei den alljährlichen, öſterlichen Preisverteilungen manch ſchönen Erfolg ein[2]). Von allen ihm dargebotenen Wiſſensſtoffen feſſelte ihn namentlich die Geſchichte, in der er das menſchliche Leben in breiten Wellen fluten ſah, die ihm Ereigniſſe bot, Handlungen und jede Art von Wirkſamkeit. So wenig ihn die äußere Welt, Münſter und Stadtmauer, zu romantiſchem Schauen hinauslockte, ſo unbezwinglich zog ihn der handelnde, vollbringende Menſchengeiſt in ſein ewig bewegtes, wechſelndes Reich. „Manch zuſammenhängende Geſchichte“[3]) hat er in dieſer

1) Miller ſtudierte noch in Ulm, als er ſeinen Vetter Thomas unterrichtete. Das Ulmer Gymnaſium beſtand nämlich aus einer höheren und niederen Abteilung. Er ſelbſt beſuchte die höhere als Vorbereitung auf das Univerſitätsſtudium. Vgl. Pentzhorn, S. 4. 2) Pentzhorn, S. 5. 3) Vgl. Brief an Mendelsſohn, B. W. III, S. 95. Vermutlich hat Abbt die Biblio-

Zeit geleſen, und gelernt: die Vergangenheit auf die Gegenwart, die Ferne auf ſeine eigene Umwelt, die Taten anderer auf ſein perſönliches Leben zu beziehen. So entſtand ſeine erſte lateiniſche Abhandlung: De historia vitae magistra[1]), eine Rede, die höchſtwahrſcheinlich im Druck erſchienen iſt. Sie ermöglichte ihm im Jahre 1752 den Zutritt zu der höheren Abteilung des Gymnaſiums, wo er neben dem Studium des Lateiniſchen, Griechiſchen, Hebräiſchen ſich namentlich mit Mathematik, Philoſophie und Geſchichte befaßte. Damals ſchon wurden Tacitus und Salluſt ſeine Lieblingsſchriftſteller; aus ihnen erforſcht er die Geheimniſſe des ſchon Gewordenen; der Hauch des Geweſenen, Verwehten umzaubert ihn mit einem magiſchen Dunſtkreis, führt ihn „in das Reich der Geiſter", in die alt-germaniſche Rieſen- und Nebelwelt, die ihm, dem kaum Sechzehnjährigen im Jahre 1754 „Von der dem Druſus geſchehenen Erſcheinung"[2]) gar wunderliche Dinge kün-

thek ſeines Paten Adolf Schad von Mittelbibrach benutzt, der namentlich hiſtoriſche Werke beſaß. Vgl. Haid, S. 213. 1) B. W. V, S. IV. 2) Das Werk wird zuerſt erwähnt bei Weyermann: Nachrichten von Gelehrten, Künſtlern und andern merkwürdigen Perſonen aus Ulm. Ulm 1798, S. 10. Es ſind zwei Exemplare dieſer Schrift in der Stadtbibliothek zu Ulm erhalten, die mir von dort bereitwilligſt zugeſtellt wurden. Es handelt ſich zunächſt um das Manuſkript Abbts (Quart, 72 Seiten); es führt den Titel: Rede von der dem Druſus geſchehenen Erſcheinung, ausgearbeitet von Thomas Abbt, der Weltweisheit Befliſſener. Beſitzer Albrecht Weyermann, Ulm, Stadtbibliothek Nr. 7472. Ich nenne das Exemplar Druſus Rede I. Außerdem iſt eine Abſchrift der Rede aus ſpäterer Zeit vorhanden, die durch Anregung Weyermanns entſtanden und von ihm mit einem längeren Vorwort verſehen iſt, in dem es unter anderem heißt: Es iſt gewiß nicht unintereſſant, von einem Gelehrten, wie der um die deutſche Literatur verdiente Abbt war, eine bisher ungedruckte Schrift aus ſeinem Jünglingsalter zu leſen. Abbts Talente, ſein philoſophiſcher Geiſt, ſeine Schreibweiſe zeigte ſich ſchon frühe; er verfertigte dieſe Schrift in ſeinem ſechzehnten Lebensjahre, 1754. Dies zweite Exemplar trägt den Titel: Rede von der dem Druſus geſchehenen Erſcheinung, verfaßt von Th. Abbt, weiland gräfl. Schaumb.-Lipp. Hof-

det. Das Werkchen, eine den Oberen in Ulm vorzulegende Prüfungsarbeit, überraſcht durch metaphyſiſche Weite und pſychologiſche Beobachtungsgabe, durch Sicherheit in Stil und Ausdruck. Als wohlgeſchulter Philoſophus beginnt Abbt ſeine in ferne Vergangenheit führende Studie. „Unabſteigliche Abgründe, verwirrteſte Irrgänge, dunkle Begriffe“[1]) ſuchen den mühſam taſtenden Wanderer zunächſt vom rechten Wege abzulenken. Nicht ohne Führung will er dieſe düſteren Gegenden betreten, doch auch nicht wie ein durch vorgefaßte Meinungen Beengter, weder als Materialiſt noch als orthodoxer Denker. Als unbefangener, vorurteilsfreier Forſcher prüft er zunächſt die geſchichtliche Tradition über den geheimnisvollen Tod des Druſus, d. h. den hiſtoriſchen Bericht des Caſſius und Suetonius. Auf dieſer Grundlage wagt er den Verſuch, von innen heraus den Zuſammenhang der Dinge zu ergründen, indem er einmal als Hiſtoriker die Perſönlichkeit des Druſus in den geſchichtlichen Zeitrahmen einſtellt und dann als Pſycholog in die Seele des Druſus hineinleuchtet, um aus ihr das ihn ereilende Verhängnis abzuleiten[2]). Ehe er den verſchiedenen Auffaſſungen über die Begebenheit ſelbſt auf den Grund geht, fragt er ſich, methodiſch beſonnen, wie überhaupt die Verſchiedenheit der Meinungen zu erklären iſt. „Die Grenzen unſeres Verſtandes, die kürzere Einſicht der andern, eine reifere Beurteilungskraft bei dieſem als bei jenem, ein mehr oder weniger ſchielender Witz, und die erſtaunliche Veränderung der äußeren Umſtände, wodurch ſich bei dieſem eine ganz andere Reihe der Gedanken entwickelt als bei die-

und Regierungs- und Conſiſtorialrat zu Bückeburg. Nebſt einer Nachricht von dem Leben, Verdienſten und Schriften des Verfaſſers herausg. v. Alb. Weyermann, Pfarrer in Württemberg u. Bleichſtätten 1830. (Stadtbibliothek Ulm 7472, 1.) Ich nenne dieſes Exemplar Druſus Rede II.
1) Druſus Rede I, S. 3. 2) Ganz richtig erfaßt er in dieſem Zuſammenhang ſchon die Wirkungen der Aſſoziation bei der Geſpenſterbildung, die Bedeutung des Gedächtniſſes für das Zuſtandekommen neuer Vorſtellungen.

ſem: ſind, wo nicht alles trüget, die Urſachen dieſer wichtigen Verſchiedenheit[1])." Im folgenden Teil der Abhandlung wird der Pſychologe wiederum von dem die Tatſachen und Urteile abwägenden Hiſtoriker abgelöſt, der zu dem Ergebnis kommt, daß die Erſcheinung, die den Druſus vor ſeinem Uebergang über die Elbe warnte, keine deutſche Alraune geweſen ſein kann, weil die mit Prophetie begabten Frauen ihre Kräfte nie zum Nutzen ihrer Feinde gebrauchten. (Auch ſoll das Weib in lateiniſcher Sprache geredet haben, was die Annahme einer deutſchen Alraune ebenfalls unſicher macht.) — Schließlich ergreift auch noch der Theologe das Wort, indem Abbt gegenüber der Meinung, dieſe Geſtalt ſei eine verſtorbene Seele geweſen, den Einwand geltend macht, daß ſolche Seelenverkörperungen ſich weder mit der Seligkeit der Verſtorbenen noch mit der Art des überirdiſchen Daſeins überhaupt vereinen ließen. Die Abgeſchiedenen haben die Berührung mit der Welt nicht notwendig zu ihrem jenſeitigen Glück; auch kann man nicht annehmen, daß Gott der Seele ihren alten Körper oder gar einen neuen gegeben habe. So verſucht Abbt ſich in den verſchiedenſten Erklärungen, bis er zu dem deiſtiſch gefärbten, zuſammenfaſſenden Satze gelangt: „Eine Welt, in der ſo viele Wunderwerke vorkommen, iſt kein Meiſterſtück eines allweiſeſten Weſens[2])." Der eigentliche Standpunkt des Verfaſſers, der, im Anſchluß an den Geſchichtsſchreiber Strabo, letzten Endes den Rückzug des Druſus mit einem Befehl des Auguſtus zuſammenbringt und die Erſcheinung der Frauengeſtalt als bloße Hinzudichtung erklärt, iſt alſo, trotz einer gewiſſen einleitenden Myſtifizierung der Tatſachen, ein nicht abzuleugnender Rationalismus. Echt deiſtiſch ſchließt Abbt ſeine Schrift mit einer Aufforderung an die Leſer, des Schöpfers Weisheit anzubeten und ſeine Vorſehung zu bewundern. Mannigfaltige Studien und Anregungen, tieferes Eindringen in pſychologiſches, geſchichtliches und theologiſches Denken ſetzt dieſer übers Mittel-

1) Druſus Rede I, S. 22—23. 2) Druſus Rede I, S. 45.

maß hinausgehende Schüleraufsatz voraus, und freudiges Lob ist ihm gewiß nicht versagt worden, wenn auch der Gedankengang selbständiger, das Ergebnis neuartiger sein könnte.

Mit achtzehn Jahren hatte Abbt seine Ulmer Lehrjahre beendet. Ehe er das Gymnasium verließ, betätigte er sich im Jahre 1755 noch zweimal bei wissenschaftlichen Disputationen, die auf ganz anderem als dem bisher behandelten Gebiete lagen[1]).

Er verließ die Schule als ein noch Reifender, als Jüngling, der in den Elementen der Wissenschaft, doch nicht im Leben heimisch ist.

2. Auf preußischem Boden

Dem Wunsch der Eltern folgend, bezog Abbt im Jahre 1756 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Kaum ist er auf preußischem Boden, so vergißt er sein Schwaben; die geistige Atmosphäre Norddeutschlands zieht ihn in ihren Bann, wird ihm Heimatluft, Lebensatem. Neue Eindrücke stürmen von allen Seiten auf ihn ein. Wenn auch die meisten Anregungen in Halle von der Universität ausgingen, so hatte doch auch hier schon — ähnlich wie in Leipzig und zum Teil auch im Gegensatz zu der gesellschaftlich höherstehenden, nach außen hin glänzenderen sächsischen Universitätsstadt — eine Bewegung eingesetzt, die dem geistigen Leben, namentlich auf dem Gebiet der schönen Literatur einen neuen Impuls gab. An die Namen und Leistungen der Lange, Pyra, Gleim und Uz — mit Halle eng verbunden — knüpfte sich bereits die selbständige, lebendig fortwirkende Ueberlieferung eines neuen Geistes, eines Geistes der Initiative, des Selbstschöpferischen, innerlich Triebkräftigen, der hinauswuchs über den Rahmen bloßer Universitätsgelehrsamkeit. Für den

1) 1755 war er Respondent einer Dissertation: De virtute speculorum causticorum und Opponent bei einer andern: De umbra per gradus Achazi miraculose retrograda.

ſchwäbiſchen Theologen war das alles eine nie geſchaute Welt. Bücher und Zeitſchriften, von denen er bisher keine Ahnung hatte, fallen ihm in die Hände und orientieren ihn über Dichtung und Bürgertum, Philoſophie und Glauben. Da gilt es, den wiſſenſchaftlichen Tagesfragen näherzutreten, ſich das Rüſtzeug zu eigenem Angriff und zur Verteidigung zu ſchmieden, die Augen geöffnet zu halten, das Gewoge der Meinungen nicht gleichgültig an ſich vorbeirauſchen zu laſſen, ſondern einzutauchen in den Strom geiſtigen Lebens und aus der Fülle der Ideen ſich ein eigenes Urteil zu bilden. In Halle wird der ſeit Jahrhunderten überkommene Wiſſensſtoff nicht mehr in eng ſcholaſtiſchem Zuſchnitt dargeboten. Inhalt und Form drängen nach Erneuerung. Nicht mehr hemmt den Gedanken die ſtrenge Zucht der oft nur mühevoll bemeiſterten lateiniſchen Periode, hat doch ſchon Thomaſius die erſten deutſchen Sätze vom Katheder geſtammelt und die Wiſſenſchaft ihres allzu ſchwerfälligen Gewandes entkleidet.

Immer häufiger treten von jetzt ab Perſönlichkeiten in Abbts Geſichtskreis, die die anerzogene Vorſtellung von der dem bürgerlichen Leben geſetzten Grenze nach allen Seiten hin erweitern. Zum erſtenmal ſpürt er die unmittelbare Berührung mit der Gegenwart: er erlebt Friedrich den Großen. Die ganze, von dieſem einen Brennpunkt ausſtrahlende Feuerkraft neuen Lebens durchbrauſt ihn wie mit pfingſtlicher Sturmgewalt. Doch blitzt die Erſcheinung dieſes Mannes nur flüchtig, faſt meteorenhaft vor ihm auf. Die Erregung überdauert kaum die erſten Wochen nach dem Kriegsausbruch, der kurz nach ſeiner Ankunft in Halle ſich vollzogen hat. Dann ſcheint Abbt, ſeinen vielſeitigen, eifrig betriebenen Beſchäftigungen nach zu urteilen, ſich wieder zu beruhigen. Die Spannung läßt nach, es fehlt ihm noch der Spürſinn für den durch Friedrichs Schwert verurſachten, gewaltigen Umſchwung der Dinge. Abbt ſieht und ſieht doch nicht, hört, aber horcht nicht; den Blick in die Nähe, in handelndes, wogendes Leben trübt ihm noch der faſt undurchdringliche Schleier des

zünftigen Wiſſensſtoffes, in den das Beſte in ihm noch eingehüllt iſt.

So fordert er Wiſſen um jeden Preis, Wiſſen in jeder Richtung; Klärung, Verfeinerung, Erweiterung der bisher ihm geläufigen Begriffe; allgemeine und fachwiſſenſchaftliche Schulung. Halle bot ausgiebig Gelegenheit zu tieferem Eindringen in philoſophiſche und theologiſche Fragen, ſtanden doch die beiden Diſziplinen dort in hoher Blüte. In Halle hatte der rationaliſtiſche Geiſt Wolffs ſeine Spuren hinterlaſſen. Hier war der Streit der Meinungen zugunſten des Generalgewaltigen unter den damaligen Philoſophen ausgefochten worden. Alle Gemüter hatten Kampfſtimmung, Kampfbereitſchaft, den Mut des freien Bekenntniſſes in ſich getragen. Aus ſtarrer Orthodoxie, aus dem Bewußtſein geknechteten Kleinſtaatentums war man zu neuem Leben erwacht, ſeit Friedrich am Tag ſeines Regierungsantritts den rationaliſtiſchen Führer in ſein Amt wieder eingeſetzt hatte. Von dieſer Stunde an galt Halle als Sitz modernen Denkens. So mußte den jungen Studenten, der als Neuling dahin kam und den friſchen Pulsſchlag der Stadt vernahm, ein nie gekanntes Hochgefühl des Seins durchrieſeln.

Sein Vetter, Johann Peter Miller, der inzwiſchen Rektor an der lutheriſchen Stadtſchule in Halle geworden war, nahm ihn in ſein Haus auf, führte ihn in die gelehrte Welt ein und machte ihn mit den Hauptvertretern der Wiſſenſchaft bekannt. So finden wir Thomas Abbt denn, andächtig lauſchend, im theologiſchen Kolleg bei Siegmund Jakob Baumgarten, einem Bruder des Aeſthetikers, der die Wolffſche Philoſophie mit pietiſtiſchem Geiſte durchdrang. Trotz der Einförmigkeit ſeines Vortrags — prägte er doch durch Diktieren ſeinen Hörern den Stoff ein — war der Einfluß dieſes Mannes groß. Ihm und ſeinem Vetter Miller verdankt Abbt eine gründliche Einführung in die theologiſche Gedankenwelt, die ihn jedoch nicht lange zu feſſeln vermochte. Neben der Gottesgelehrſamkeit beſchäftigte er ſich ſchon

bald mit Philoſophie und Mathematik. Die ſcharfe Logik der letzteren ſagte ihm vor allem zu. Beſonderen Einfluß hatte auf ihn in dieſer Hinſicht der Mathematiker Joh. Andreas Segner[1]), der, als er noch in Göttingen Profeſſor war, ſich an den Streitigkeiten um Wolff beteiligt hatte.

Mehr als durch die genannten Wiſſenſchaften ließ Abbt ſich von der noch in ihrer erſten Jugend ſtehenden Diſziplin der Aeſthetik feſſeln, die in Halle recht eigentlich ihren Urſprung und Nährboden hatte. Ihr Begründer, Alexander Gottlieb Baumgarten, wirkte allerdings dort nicht mehr, aber ſein Geiſt war in ſeinem Schülerkreis lebendig geblieben, und eindrucksvoller als das Wort des Meiſters geſtaltete ſich der Vortrag ſeines Jüngers und Nachfolgers Georg Friedr. Meier, um den die damalige akademiſche Jugend, in treuer Befolgung ſeiner Lehren und Grundſätze, ſich ſcharte. Meier war in ſeiner Entwicklung von der Wolffſchen Philoſophie ausgegangen, hatte ſich aber an der Hand Lockes über ſie hinausgearbeitet und verſuchte, den Empirismus auf ſeine Lehrſätze anzuwenden, ſie durch Beiſpiele zu veranſchaulichen. Sein eigentliches Gepräge und ſeine perſönliche Richtung erhielt er aber erſt durch ſeine Berührung mit dem Aeſthetiker Baumgarten, der es unternahm, die Geſetze des ſyſtematiſchen Denkens für die Unterſuchung des Schönen zu verwerten, das, wie er meinte, verſtandesmäßig, wenn auch nur mit den unteren, verworrenen Erkenntniskräften, zu erfaſſen ſei. Die Grundpfeiler des neuen, von Baumgarten aufgeſtellten Lehrgebäudes ließ Meier unangetaſtet, doch machte er das junge Heiligtum der Allgemeinheit zugänglich, indem er die von Baumgarten übernommenen Ideen aus der lateiniſchen Umhüllung her-

1) Joh. Andr. Segner, geb. 1704 in Preßburg, war urſprünglich prakt. Arzt, dann Prof. der Mathematik und Naturlehre in Göttingen, ſtarb als Geheimrat und Profeſſor in Halle 1777. Er war fruchtbar als Schriftſteller, beſonders durch Arbeiten auf dem Gebiete der Hydraulik. Vgl. Allg. deutſche Biographie, XXXIII. Bd., S. 609.

ausſchälte und in leichtverſtändlicher, knapper Form unter die Menge brachte, wodurch er ſich dasſelbe Verdienſt erwarb wie früher Gottſched, der, in ſeinen „Anfangsgründen der geſamten Weltweisheit" die ſteife Deklamation eines Wolff in gefälligere Rhythmen umgoß. Gleich ihm zog auch Meier die Aufmerkſamkeit der jungen Dichter und Schriftſteller auf ſich, die ihn nicht erſt aus ſeinen Büchern, ſondern unmittelbar als Perſönlichkeit kennen lernten. Sein Beſtes gab er in ſeinen Vorleſungen in mündlicher, ſtets wirkſamer Rede, in lebendigem Verkehr mit ſeinen Freunden und Schülern. Hochmütige Kathederweisheit, paſtorale Geſten, ſteifes Profeſſorentum waren ihm fremd. Eifrig diskutierend ſtand er als ſokratiſcher Meiſter unter ſeinen Anhängern, ſie aufmunternd, ihre Fragen erratend, die Probleme der Zeit löſend. Den Bedürfniſſen der nach Leben und Bewegung verlangenden Gegenwart kam er bereitwilligſt entgegen. Wiſſenſchaftliche Fragen behandelte er nicht ſchematiſch-lehrhaft, ſondern im Anſchluß an die gegebene Wirklichkeit, an die Praxis des Alltags. Von den freien, rein verſtandesmäßigen Regionen des menſchlichen Geiſtes fand er den Weg zu jenen Tiefen des Seelenlebens, aus denen das Gefühl und die dichteriſche Kraft des Menſchen emporquillt. Seine Stellung zur Poeſie wurde nicht von der vernunftmäßigen Betrachtungsweiſe Gottſcheds, ſondern von der die Phantaſie berückſichtigenden Auffaſſung der Schweizer beſtimmt. Mit ihnen kämpfte er gegen den Leipziger Diktator: in ihrem Sinne pries er Klopſtock. Wielands Namen machte er in weiten Kreiſen bekannt. Vervollkommnung des Stils und der Sprache war ſein Hauptbeſtreben in der Literatur. Aeſthetiſche Empfindungen ſuchte er durch häufigen Aufenthalt in der Natur[1]) in ſich zu wecken. Gleichzeitig gab er ſich mit tierpſychologiſchen Beobachtungen ab. Die Eindrücke des Landlebens ſind für ſeine Schriften wichtig geworden. Mehr noch als die Natur ſah er das praktiſch tätige Volk, ſeine

1) Vgl. Lange, G. F. Meier, S. 64.

Arbeiten, Pflichten, Beſchäftigungen. All dieſes zeigt, daß Meier auf die junge, nach Wärme und Leben dürſtende Generation in hohem Maße wirken mußte. Wer ihn perſönlich nicht hören konnte, wurde durch Zeitſchriften in ſeiner Sphäre gehalten, ein Mittel, das auch Gottſched als hervorragend werbekräftig gebraucht hatte. Zu Meiers intimſten Freunden gehörte der Laublinger Pfarrer Samuel Gotthold Lange, mit dem er mehrere Wochenſchriften gemeinſchaftlich herausgab. Auch Abbt, der längſt in den Bannkreis des Meierſchen Wirkens hineingeraten war, wurde zur Mitarbeit herangezogen. Gern ſicherte er dem verehrten Lehrer ſeine Beiträge zu, als es ſich im Jahre 1757 um die Herausgabe des „Reiches der Natur und der Sitten“[1]) handelte, eine Zeitſchrift, der ähnlich geartete Unternehmungen „Der Menſch“ und „Der Geſellige“ vorausgegangen waren, die alle drei, wie die genannten Titel ſchon beſagen, über die Dinge des täglichen Lebens, namentlich über den Menſchen ſelbſt, ſein Inneres und ſeine Beziehungen zur Umwelt ſich verbreiten.

Satiriſche Darſtellung des Bürgertums, wie wir ſie in den erſten Hamburger und Leipziger Wochenblättern mit beſtimmten Anſpielungen auf die örtlichen Verhältniſſe finden, ſuchen wir „im Reich der Natur und der Sitten“ allerdings vergebens. Es gibt kein Spiegelbild des Lebens in und um Halle. Den Verfaſſern kommt es hauptſächlich darauf an, die allgemeinen Typen der Menſchen zu erfaſſen, ihre Vorzüge und Schwächen ins rechte Licht zu ſtellen, ihre Handlungsweiſen aufzudecken. Neben dem Menſchen ſollen aber auch die Natur und ihre Erzeugniſſe be-

1) Meier und Lange arbeiteten auch an dieſen Zeitſchriften gemeinſchaftlich. Vgl. Stockhauſen, Krit. Entw. einer auserleſ. Bibl. für die Liebh. der Wiſſenſchaft, Berl. 1758, S. 183 u. Jördes, Lex. d. Dichter u. Proſaiſten, Leipzig 1806—11, S. 148. Außerdem enthält das „Reich d. Natur u. d. Sitten“ eine Vorrede von Lange, wie die Unterſchrift L. und die Ortsangabe L. (Laublingen) bezeugt.

rückſichtigt, vor allem auf ihren Nutzen hin unterſucht werden. Die Urſachen und den Verlauf ihrer wichtigſten Erſcheinungen will man dem Verſtändnis der breiten Maſſe nahebringen, wodurch denn auch religiöſe, meiſt theologiſche Betrachtungen unwillkürlich in die anfänglich rein phyſikaliſchen Erörterungen hineinfließen. Eigentlich intereſſant und modern wurde die Schrift aber erſt dadurch, daß ſie von den Zeitereigniſſen ſich beeinfluſſen ließ. Die ſturmbewegte, von Friedrichs wechſelnden Sternen getragene Gegenwart leuchtete in ihr auf, ließ ihren eigentümlich flackernden Schein in die Herzen der Menſchen hineinſtrahlen und machte ſie fähig, die an ihr perſönliches Ich geſtellten Anforderungen zu erfüllen.

Nach dem, was über Meier geſagt wurde, iſt es klar, daß ein ſolcher Mann bemüht ſein mußte, das Geſchehen und die Bedeutung der Zeit vor ſeinen Leſern aufzurollen, ſie hineinzuführen in das nächſte Jetzt, in die Sprache des Augenblicks. Trotzdem können wir die poſitiven Leiſtungen dieſes Blattes, der Einſicht und Begabung ihrer Verfaſſer entſprechend, im Verhältnis zur ſpäteren Entwicklung des Schrifttums nur als ſchülerhafte Anfängerübungen gelten laſſen, wenn auch die Zeitgenoſſen, in den Anſchauungen ihrer Epoche befangen, neue und ſtarke Eindrücke aus derartigen Produktionen herleiteten[1]). So läßt auch Abbt ſich von den Verſuchen der Meierſchen Feder kritiklos zur Bewunderung und zur Nachahmung hinreißen und das, was er ſelbſt im Zuſammenhang mit jenen Männern leiſtet, iſt wenig mehr als unmündige, ſchriftſtelleriſche Erſtlingsarbeit.

Für ſeine Entwicklung iſt es unweſentlich, den genauen Anteil an dem Aufbau des Natur- und Sittenreiches zu ermitteln. Anſtoß zu eigenen Unterſuchungen gab ihm dieſe Tätigkeit nicht. Nur eins iſt feſtzuhalten: Er kam in Berührung mit dem pro-

1) Vgl. Stockhauſen, Kritiſcher Entwurf einer auserleſenen Bibliothek für die Liebhaber der Kunſt und Wiſſenſchaft, Berlin 1758, 2. Aufl., S. 182.

faneren Wiſſen; er war gezwungen, das Bürgerdaſein um ſich herum zu beobachten, Gegenſtände zur Behandlung aufzuſuchen, die dem einfachen Mann entſprechend und lehrreich ſind, überhaupt ſein ganzes Denken nach einer Seite hin zu erweitern, die bisher von ihm vernachläſſigt worden war. Später erſt erkannte er, daß die ganzen Erzeugniſſe Meiers in Stil und Beobachtung nicht über die Seichtheit der damaligen Wochenblätter hinausgekommen waren, ſo daß er dieſe flachen, farbloſen ſchriftſtelleriſchen Gebilde mit beißendem Spott überſchüttete. Menſchenkenntnis ſpricht er den Verfaſſern genannter Schriften vollſtändig ab[1]). Er tadelt, daß es ihnen an Plan fehle, daß ſüßliche Satire ſtatt ſcharfer Beobachtung der Wirklichkeit darin herrſche, daß namentlich im „Geſelligen" nicht die große Geſelligkeit, ihre Aufgaben und letzten Grundlagen, ſondern nur die Erſcheinungsweiſen des alltäglichen Verkehrs behandelt würden, ein Verfahren, das den augenblicklichen Leſern, die ſich mit ihren Tugenden und Schwächen, mit ihren kleinlichen Kompliziertheiten darin wiederfanden, ein gewiſſes Intereſſe abnötigte, aber wertlos bleiben mußte für Menſchen mit höherem geſellſchaftlichen Stil und erweitertem philoſophiſchen Geſichtskreis.

Wenn auch Abbt in ſeinen Beiträgen zum „Reich der Natur und der Sitten" nichts Fertiges zu Wege brachte, ſo iſt doch die Beſchäftigung mit praktiſchen Fragen auf ſeine Weiterentwicklung nicht ohne Einfluß geweſen. Immer deutlicher ſah er ein, daß reine Wiſſenſchaft ihn nicht befriedigen könne. Indem er aber ſchon nach ſeinem eigenſten Schaffensgebiet Ausſchau hält, wird er — es möchte faſt ſcheinen, gegen ſeinen Willen — auf den theologiſchen Kampfplatz geſtellt; und der anfängliche „Theologiae et philosophiae cultor"[2]), tritt erneut in Erſcheinung, den Stempel des Widerſachers in erſtem, flüchtigem Aufdruck an der Stirn tragend. Denn wenn auch in Halle ſeit Wolffs Auftreten das Freidenkertum ſich langſam Eingang verſchafft hatte,

1) Vgl. L. B., IX. Teil, S. 149ff. 2) V. W. VI, S. V.

ſo ſcheute man doch, ſich öffentlich zu den deiſtiſchen Dogmen zu bekennen.

Noch rang kirchlicher Unterwerfungsgeiſt mit dem Rechtsanſpruch der Vernunft. Noch ſtanden Wunderfrage und Offenbarungsproblem nur vereinzelt im Mittelpunkt der Diskuſſion. Zu den wenigen, die ſich herzhaft mit den liberalen Tendenzen der Zeit auseinanderſetzten, gehört der junge Abbt; und geht er auch nicht gerade zu entſcheidendem Angriff gegen die Orthodoxie vor, ſo wagt er doch mit ihr ein leichtes, an Keckheit ſtreifendes Geplänkel. Je weiter er ſich von ſeiner anfänglich orthodoxen Ueberzeugung entfernt, um ſo ſpöttiſcher und geringſchätziger verhält er ſich ihr gegenüber, obwohl er in Stil und Problemſtellung den Bibelkenner und einſtigen Offenbarungsbejaher nie völlig wird verleugnen können.

So iſt denn auch ſeine erſte, in Halle verfaßte theologiſche Schrift ein ſeltſames Gemiſch von kirchlicher und rationaler Religionsauffaſſung. Es iſt die Unterſuchung: „Ob Gott Moſes begraben habe“[1]); eine Arbeit, die kurz nach dem Tode Baumgartens verfaßt, dem verehrten Lehrer in Dankbarkeit gewidmet iſt.

Im Anſchluß an die kritiſch-exegetiſche Bibelerklärung der Michaelis und Erneſti, die das Buch der Bücher zum bloßen Literaturwerk machen und ſeinen Geheimniſſen durch ſprachhiſtoriſche Unterſuchung beizukommen ſuchen, beantwortet auch Abbt die von ihm aufgeworfene Frage zunächſt als Philologe, leiſtet eine auf zahlreiche Belegſtellen ſich ſtützende Wortanalyſe und kommt zu dem Ergebnis, daß die bisherige dogmatiſche Erklärung einer genauen Kritik der hebräiſchen Ausdrucksweiſe nicht ſtandhalte. Eine zweite Löſung des Problems unternimmt er aber auf mehr philoſophiſchem Wege, ſcheinbar als Leibnizſchüler, der den Gedanken einer göttlichen Abſicht, (Moſes ſelbſt zu be-

1) Halle 1757, gedruckt mit Gebauerſchen Schriften. Pentzhorn, S. 1, Anm. 2, hat die Unterſuchung nicht geſehen.

erdigen, damit man mit ſeinem Leichnam keine Abgötterei treibe) alſo einer künſtlichen, außernatürlichen Abwendung des Böſen nicht gelten laſſen will, weil ſelbſt der Gott der „beſten Welt" das Uebel ruhig zuläßt. Abbt ſchränkt allerdings das Böſe auf die im Bereich menſchlichen Wollens liegende Hinwendung zur Sünde ein[1]). Weiterhin heißt ihn das gleichfalls rege werdende, pſychologiſche Intereſſe, die Meinung, Gott habe Moſes begraben, um die Verehrung der Iſraeliten für dieſen Mann zu ſteigern, deshalb zurückzuweiſen, weil das Volk ſeinem Führer auch ohne beſonderen göttlichen Eingriff die verdiente Anerkennung gezollt haben würde. Schließlich wird noch das im ganzen Aufſatz enthaltene Grundproblem an ſich, die Wundermöglichkeit, geſtreift. Abbt dringt nicht tief in die ſo viel umſtrittene Zeitfrage ein. Nicht als abſoluter Deiſt, ſondern als Praktiker des Lebens, als Utilitariſt, beantwortet er ſie und nimmt nur das nützliche Wunder, das Menſchenwohl fördernde an, von dem bei dieſer Begebenheit nicht die Rede ſein könne. So iſt alſo von allen Seiten her der Titelſatz der Arbeit als nicht zu recht beſtehende Vermutung erwieſen worden. Was Abbt aber hauptſächlich zu dieſem Aufſatz angetrieben hatte, war weniger die theologiſche Streitluſt als das Bedürfnis, im Bilde des altteſtamentlichen Patriarchen den eigenen Lehrer zu verkörpern, ſeine menſchliche Wirkſamkeit, mehr das Wie als das Was ſeiner Lehre darzuſtellen; und ſo gelingt es ihm namentlich am Ende der Unterſuchung, das ganze Leben und Empfinden dieſes Mannes, eingekleidet in eine Grabrede auf Moſes, in die von Begeiſterung glühenden Worte zu faſſen: „Könnte ich doch mit dem Feuer meiner Rede den Flammen ſeiner Liebe gegen Gott und der Liebe gegen ſeine Brüder folgen! Könnte ich ihn doch ſchildern, wenn der Eifer für die Ehre ſeines Herrn ihn gleichſam verzehrt, und wenn die Liebe für die Wohlfahrt ſeines Volkes in ſeinem Herzen hell auflodert"[2]). Leſen wir das, ſo ſteht vor uns

1) Unterſuchung, S. 22. 2) Unterſuchung, S. 23.

leuchtend auf die Geſtalt Baumgartens als eines Arbeiters im Weinberg, eines treuen, durch Dienſt an der Menſchheit ſeinem Gott ſich weihenden Knechtes, den Abbt aus nächſter Nähe durch tägliches Zuſammenleben kannte, hatte er doch ſeine anfängliche Wohnung bei Vetter Miller aufgegeben und war in das Haus des Univerſitätsprofeſſors übergeſiedelt. Wie hoch er ihn auch im perſönlichen Verkehr geſchätzt haben mag, ſo ſind doch die Fäden, die ihn an die Lehre des Meiſters knüpften, ſehr locker geweſen. Das zeigt uns ein Blick in ſeine im Jahre 1758 geſchriebene theologiſche Diſſertation: Confusionem linguarum quae Babelica audit non fuisse poenam generi humano a Deo inflictam. Der Titel kündigt ſchon die endgültige Entſcheidung des Autors an, der, rein empiriſch vorgehend, die Unmöglichkeit des von der Theologie angenommenen Sprachwunders dartut. Indem er an die zahlreichen Sprachphiloſophien ſeiner Zeit anknüpft und gewiſſermaßen ſchon die geniale Gedankenwelt Herders vorausahnt, erklärt er die Confusio linguarum aus den klimatiſchen und ſozialen Verhältniſſen der verſchiedenen Völker. Mehr als das kulturelle Problem feſſelt ihn aber auch hier wieder der pſychologiſche Zuſammenhang. Nach längerem Exkurs über Weſen und Tätigkeit des Gedächtniſſes, das neu geſchaffen werden müßte, wenn plötzlich Sprachverwirrung einträte, kommt er zu der Theſe einer natürlich ſich vollziehenden Trennung der Menſchen, die, wie er an Beiſpielen aus modern-dialektiſchen Differenzierungen klarmacht, mit dem Ortswechſel zugleich auch ihre Sprache verändern. Nach damaliger Ausdrucksweiſe ſei eben die ganze Erſcheinung als göttliches Wirken gedeutet worden. — Aus dieſer wie aus der vorhergehenden theologiſchen Unterſuchung iſt ſchon zu ſehen, wie Abbt ſich für die Religion nur in Verbindung mit menſchlichen Beziehungen, Erfahrungen, Seelentätigkeiten intereſſiert. Abſolut genommen, laſſen ihn die Dogmen kalt. Er ignoriert oder bekämpft ſie. Was Miller zu den freimütigen Bekenntniſſen ſei-

nes Vetters und ehemaligen Schülers geäußert hat, wissen wir nicht. Nach wie vor aber blieb er in gutem Einvernehmen mit Abbt und spornte ihn neben wissenschaftlicher Forschung auch zu literarischer Beschäftigung an. So forderte er ihn auf, Uebersetzungen[1]) zu schreiben, eine Tätigkeit, die Abbts geistiger Veranlagung durchaus entsprach und die ihm später manchen Erfolg einbrachte. Was er auf Millers Rat hin arbeitete, ist nicht zu ermitteln, doch können wir annehmen, daß sein Sprachverständnis und seine ganze literarische Bildung durch intensives Einleben in die Gedankenwelt anderer eine nicht gering anzuschlagende Förderung erfuhr.

Bald aber trat neben der Wissenschaft das Leben unmittelbarer an ihn heran. Die Zeit nahm ihn in die Schule, wies ihm neue Wege. Um 1759 wurde Halle empfindlich von den Kriegswirren getroffen. Die Reichsarmee legte den Einwohnern drückende Steuern auf; unversehens befand Abbt sich mitten in den Nöten und Leiden der Gegenwart, die ihm weit die Augen öffneten für menschliches Schicksal, für das bunte und oft furchtbare Spiel der Weltenbühne, vor dem das Ringen mit Begriffen wie leeres Getändel anmutet. Persönlichkeiten kamen nach Halle, die andere Zwecke verfolgten, als Buchstaben und Ideen aneinanderzureihen. Zum erstenmal vielleicht sah Abbt einen ausgesprochenen Tatmenschen, den Major von Faber, der die rheinischen Kreistruppen befehligte, leibhaftig vor sich; und doch will es die Ironie des Zufalls, daß gerade eine solche Erscheinung ihn von neuem an den Schreibtisch führt, der just mit überlegenem Blick von ihm gestreift wurde. Da spinnt sich eines Tages zwischen den Jüngern des Mars und der Minerva eine Unterhaltung an; es kommt zum Wortgefecht; der Kriegsmann will vor dem Gelehrten nicht die Waffen strecken und verhängt über den ahnungslosen Gegner eine geistige, binnen achtundvierzig Stun-

1) Vgl. B. W. V, S. V.

den abzuliefernde Kriegssteuer in Gestalt einer pädagogischen Abhandlung.

Unverzüglich macht Abbt sich an die Arbeit, verfaßt in schnellstem Tempo die „Gedanken von der Einrichtung der Studien eines jungen Herrn von Stande“[1]), und das, was nur zum Scherz und wie im Spiel geschrieben werden sollte, wächst tatsächlich zum ernsthaften Buch aus, dessen ganze Genesis, dem militärischen Befehl gemäß, sich auf den Zeitraum zweier Tage erstreckt.

In diesem Werke bringt der Einundzwanzigjährige, der eben selbst seine Erziehung und Bildung in ihrer ersten Phase abzuschließen gedenkt, in wunderlicher Fülle und Mannigfaltigkeit seine aus eigener Beobachtung, mehr aber noch die aus der Lektüre geschöpften pädagogischen Kenntnisse zum Ausdruck, obwohl er uns versichert, daß er zum Studium dickleibiger Folianten keine Zeit gehabt habe. Man sieht aber, daß er Locke und die übrigen Pädagogen der Zeit, wenigstens ihren Grundideen nach, beherrscht. Die Gesamteinstellung der Schrift entspricht dem Bildungsbegriff des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, das nicht Entwicklung und Kräfteentfaltung von innen heraus, sondern das Sichaneignen des vorhandenen Wissensmaterials in möglichst unbeschränkter Form als Ziel der Erziehung aufstellte. Der Mensch selbst, seine Seele, seine geistigen Potenzen werden kaum in Erwägung gezogen, verschwinden neben dem Interesse für die äußere Welt, so wie sie in Vergangenheit und Gegenwart sich gestaltete. Diese Welt wird zum ungeheuren, tausendblättrigen Buch, das Seite für Seite gelesen werden muß.

Abbt selbst hat sich schon durch eine Reihe von Kapiteln hindurchgearbeitet. Soll's so auch der Schüler machen, den er zu leiten denkt? Er besinnt sich einen Augenblick, besieht sich erst den jungen Menschen, schaut ihm ins Herz, in seine Umwelt, will eher

1) W. W. V, S. 43—104.

nicht mit ihm lernen, bis er in etwa wenigſtens ſein Menſchtum erkannt hat.

So kommt er zu der einleitenden Frage ſeines Werkchens: Wie muß Subjekt und Objekt der Erziehung beſchaffen ſein? Auch den Lehrer will er zuerſt als ſchlichten Menſchen, dann im Berufskleid ſehen. Er darf der Wirklichkeit des Lebens nicht fremd, kein Metaphyſiker und Gelehrtenpedant ſein. Ein rechtes Bild der friſchen, aus Fleiſch und Blut urkräftig aufgebauten Lehrerperſönlichkeit zu ſchildern, gelingt Abbt nicht. Die wenigen Worte laſſen es uns nur ahnen. Was er, halb unbewußt, noch im Geiſt geſchaut hat, wird erſt für Herder zum Erlebnis, der fordert (in der Einführungsrede zu ſeiner Schultätigkeit in Riga), daß auch in der Schule die Grazie herrſchen müſſe, weshalb er dem Bild des Handwerkslehrers das des Ideallehrers gegenüberſtellt, der mit heiterer Stirn zwiſchen Freunden weilt, die ihre ganze Seele ihm geben, der mit ihnen Jüngling wird und ihnen die Wiſſenſchaften vorträgt, wie er ſie als Jüngling hören wollte. Er wird ihr Mitſchüler und muntert ſie mit ſeinem Feuer auf wie eine Kohle, die andere anglüht. Er hat eine lebendige Methode, Liebenswürdigkeit im Umgang, ein edles Herz und reine Sitten, wodurch er ſeine innere Einheit vollendet.

Das Objekt der Erziehung iſt bei Abbt — wie auch in Lockes pädagogiſchem Hauptwerk — ein junger Landedelmann, kein Genie, kein Friedrich und Alexander, wie auch der Führer des Knaben kein Leibniz zu ſein braucht. Es ſoll alſo kein vielwiſſendes Wunderkind, wie Baſedow ſie zu produzieren gedachte, aber auch nicht künſtlich hergeſtellte, rouſſeauartige Naturhaftigkeit das Endergebnis der Erziehung bilden. Was er will, liegt in der Mitte zwiſchen beiden Polen; das ihm vorſchwebende Ideal des erzogenen Menſchen iſt der theoretiſch und praktiſch Tüchtige, der nicht nur Wiſſen, ſondern auch Können in ſich hat. Der Lehrgang, den Abbt nun im einzelnen aufbaut, ſteht im engſten Zuſammenhang mit der jeweiligen Beſchaffenheit des kindlichen

Geiſtes, fußt ſtreng auf pſychologiſchen Vorausſetzungen. Er zeigt zunächſt die generellen Eigentümlichkeiten junger Menſchenſeelen, „fertige Gedächtniskraft, lebhafte Einbildungskraft, Neugier, Leichſinnigkeit, flatterhafte Aufmerkſamkeit“[1]), berückſichtigt aber nicht minder Genie und Gemütshang des einzelnen. Scharf weiſt er die alte Methode der Begriffsüberlaſtung zurück, fordert die Einheit von Denken und Reden, von Wort und Sache; verlangt als erſten Unterricht ein anſchauendes Erkennen. Nur Vorſtellbares und Greifbares — ſo las er ſchon bei Locke — wird das auf Realitäten gerichtete Intereſſe des Kindes befriedigen, alſo Phyſik, Geſchichte, Heimatkunde, die Ausgangspunkte allen Wiſſens, die ſelbſt vom Schüler entdeckt, nicht dargereicht werden, die er zwanglos findet auf Spaziergängen, in unmittelbarer Berührung mit den Dingen ſelbſt.

Immer heißt es: Möglichſt viel ſehen, erleben, erfahren! Und nicht nur bleibt der Schüler im Bereich des unmittelbar Gegebenen, im Nahen, Kleinen und Heimiſchen. Weiter drängt der kosmopolitiſche Sinn des Jahrhunderts, treibt auch Abbt den ſtudierenden Edelknaben, dem er Bücher in die Hand gibt, Reiſebeſchreibungen, die ihn auch die Ferne in ſich aufnehmen, Hütten der Wilden und Wohnplätze der Naturvölker im Geiſt beſuchen laſſen[2]). Wenn ſo das Sehen, Taſten, das lebendige Vorſtellen, die Phantaſietätigkeit des Kindes geübt iſt, erſt dann wird Abbts Erzieher an Gedächtnis-, Verſtandes- und Gemütsbildung denken, die zunächſt auf literariſcher Grundlage, Sprach- und Redeübungen aufgebaut werden ſoll.

Da geht nun Abbt, im Gegenſatz zum zunftgemäßen Schul-

1) V. W. V, S. 55. 2) Herder, in ſeinem Reiſejournal, begnügt ſich mit der bloßen Leſung nicht mehr. Auf weitem Meer, an Felsküſten, im Stadtgewirre fremder Länder, die ihn bis zum letzten Nerv voll Staunen aufzucken laſſen, da wird ihm klar, daß nicht das Buch, ſondern die Ferne ſelbſt erlebt, geſehen werden muß, daß der Erzieher nur durch Reiſen ſich umfaſſendſte Weltkenntnis aneignen kann.

ſtil ſeiner Zeit vom Studium des Mutterlautes, der deutſchen Sprache aus, die er ſelbſt, dank den Anregungen Profeſſor G. F. Meiers, in ihrem vollen Eigenwert zu ſchätzen gelernt hat. Moderne deutſche Dichtungen, Fabeln Gellerts und Lichtwers, Rabeners Satiren, bringt er an ſeinen Schüler heran, der edlen Stil, Geſchmack und auch Moral aus ihnen ſich aneignen ſoll.

Selbſtverſtändlich muß der junge Menſch auch Latein können. Doch nicht zu früh, nicht als Selbſtzweck, nicht als bloßes Bildungsmittel. Es ſoll überhaupt nicht geſprochen, nur geleſen werden, und nur deshalb, weil die römiſchen Schriftſteller, ein Livius, ein Tacitus in dieſer Sprache Lebensbilder, Menſchentypen geſchaffen haben. Die ſoll der junge Lateiner aus der fremden Hülle herausſchälen, ſoll ſie zu Vorbildern, Helden, zu Mitkämpfern wählen im Alltagsſtreit der Neigungen und Pflichten, ſoll ſchaffen wie ſie, Mann werden und für die Mitwelt brauchbar ſein, wie ſie's geweſen ſind[1]).

Nach dem Lateiniſchen empfiehlt Abbt erſt die Beſchäftigung mit neueren Sprachen, wodurch er gegen den eingangs gegebenen Grundſatz: „Vom Nahen zum Entfernten" verſtößt und einen methodiſchen Fehler macht, den ſpäter erſt Herder, an Hand der

1) Wiederum in ſeinem Reiſejournal beſchäftigt ſich auch Herder mit der Erlernung des Lateiniſchen in Schulen. Da heißt es: „Die lateiniſche Sprache ſoll nicht geſprochen werden, wie ſie in der Tat auch nicht mehr Umgangsſprache iſt." S. W. S. IV, S. 396. Somit begründet er die von Abbt aufgeſtellte Forderung hiſtoriſch. Doch ſpäter, als Abbt gefragt hatte, ob man zu gründlicher Gelehrſamkeit, zum Gefühl des Schönen, zum wahren Vergnügen an den Wiſſenſchaften ohne Originalbekanntſchaft mit den klaſſiſchen Dichtern gelangen könne, gibt er ein ſchroffes „Nein" zur Antwort, S. W. S. II, S. 355; ſchränkt es allerdings ein durch gründlichere Unterſuchung der Begriffe: Gefühl des Schönen, Gelehrſamkeit uſw. und löſt die Frage ſchließlich durch den Hinweis auf die individuelle Verſchiedenheit der Menſchen, ihrer Bildungsbedürfniſſe und ihres Geſchmacks, die Abbt überhaupt nicht — weder an dieſer Stelle, noch ſonſt wo — berückſichtigt.

Abbtſchen Schriften korrigiert, indem er die lebenden Sprachen über die toten, ihre Erlernung in der Schule zeitlich vor ſie ſetzt und verlangt, daß ſelbſt der Gelehrte beſſer Franzöſiſch als Latein können müſſe. In bezug aufs Griechiſche endlich ſind Abbt und Herder einer Meinung. Beiden ſcheint der Rhythmus, Satzbau, Klang des helleniſchen Idioms dem Deutſchen ungleich näher verwandt als das Lateiniſche. Abbt ſieht außerdem im Homeriſchen Vers ein beſonderes Mittel zur Gewinnung des äſthetiſchen Empfindens, das ſchließlich allen literariſchen Studiums Endzweck iſt.

Neben den ſchönen Wiſſenſchaften ſoll aber der anfangs geweckte Sinn fürs Reale weiter ausgebildet werden. Die hiſtoriſchen Kenntniſſe dienen jetzt höheren Zwecken, laſſen den nun ſchon voll zum Jüngling Ausgereiften ſeinen „Standort in der Welt" (ein häufig wiederkehrendes Lieblingswort Abbts), ſeine im Leben und fürs Vaterland zu leiſtenden praktiſchen Aufgaben finden. Jeder wird, ſeinen Talenten, ſeiner beſonderen Berufung entſprechende Fingerzeige aus dem Geleſenen herausſpüren. Und wenn auch Abbt in erſter Linie für einen ſozial Bevorzugten ſchreibt, ſo macht er ihm dennoch deutlich, „daß nicht alle jungen Leute Regenten oder Heerführer", alle aber „Patrioten und ehrliche Männer" werden und „ſehr viele an den Wiſſenſchaften einen Geſchmack bekommen ſollen"[1]).

Und das, was da am Schluß geſagt, was von „ſehr" vielen gefordert wird und den „Patrioten und ehrlichen Mann" ſchon allein durch den darauffolgenden Satz ein wenig in den Hintergrund drängt, das ſcheint dem noch ſo ganz auf Wiſſen, Univerſität, Gelehrſamkeit ſchwörenden Abbt doch noch beſonders am Herzen zu liegen. Man fühlt es auch, wenn man das Büchlein durchlieſt. Da iſt kein Zweig des Wiſſens unberührt. Da geht's über Phyſik, Geographie, Geſchichte, Sprachen, Dichtung, Mathematik, Anatomie, Phyſiologie, Aſtronomie, Aeſthetik, bis hin-

1) W. W. V, S. 86.

auf in die ſchwindelndſten Höhen der Metaphyſik, die allein erſt die allſeitige Erfaſſung des Weltganzen ermöglicht und gleichzeitig das Schönheitsgefühl bis zu feinſter Vollkommenheit ſteigert. Faſt möchte man den jungen Mann bedauern, der ſo geführt wird, den Abbt, wenn auch in naturgemäßem Fortſchritt vom Nahen zum Entfernten, vom Konkreten zum Abſtrakten, dennoch derartig ungeſtüm, wie im Fluge, von Buch zu Buch, von Fach zu Fach reißt, daß ſchließlich nicht menſchliche Tüchtigkeit, ſondern ausgedehnteſtes Gelehrtentum aus Abbts pädagogiſchem Treibhausgewächs ſich als Frucht abſondert.

Wegen der Kürze der Zeit konnte er die Abhandlung nur konzeptartig anlegen; die ihm ſonſt eigene Gründlichkeit und Gedankentiefe iſt nicht darin zu ſuchen. Auch ſtiliſtiſch zeigt der impulſiv hingeworfene Aufſatz Mängel, — die Abbt mit ungetrübtem Blick erkannte. Und doch hat er bei ſeinem Gönner mit der ſeltſamen Kriegsſteuer Ehre eingelegt, und auch das Publikum gab Beifall[1]). Stellt man dieſe Schrift auf Abbts Entwicklungsgang, ſo wirkt ſie wie ein erſter vordeutender Wegweiſer in ein Reich, das viel ſpäter erſt ſein werden ſollte, wohin er zu lebendiger Berührung mit Menſchen, ja zu pädagogiſcher Tätigkeit berufen wurde. Wenn auch dieſer frühe Verſuch noch keine eigene erzieheriſche Anſicht aufweiſt, — iſt doch aus der pädagogiſchen Ernte der Zeit das Beſte herausgepflückt —, ſo bedeutet er für Abbt, den Theologen, eine faſt unwiderrufliche Entſcheidung. Die früheren religiös-exegetiſchen Intereſſen ſind erheblich darin geſchwächt; befreit vom dogmatiſchen Talar, jeden Moralunterricht ausſchließend, Gott nur finden laſſend durch die Dinge, durch all die Zauberherrlichkeit der Schöpfung, durchſtreift er kühner als bisher die heiter ihn umſonnenden Regionen der natürlichen Religion und ſchließt damit die erſte, theologiſche Phaſe ſeines Univerſitätsſtudiums endgültig ab.

Das ſieht man gleich an dem nun folgenden, man möchte ſa-

1) A. D. B., Bd. XII, S. 73—79.

gen: Flugblatt Abbts, das neben den bisherigen Aufsätzen wie ein kühner Sprung in Lebensmitte anmutet, wie keckes Hineinspähen in Bürger- und Philisterzirkel. Es ist ein Rendez-vous und gleichzeitiger Gefechtsgang mit der Halleschen Frauenwelt, die ihn zum Widerspruch reizt. Auf mannigfaltige, in ihr gewonnene Eindrücke reagiert er durch eine mit beißendem Spott getränkte Satire, die den „Beweis" erbringen soll, „daß die Freundschaften unter den meisten Damen viel sublimer seien, als die Freundschaften unter den meisten Personen des anderen Geschlechts"[1]). Mit kühnem Griff und viel Geschick führt Abbt in dieser Schrift die direkte Ironie durch, die kein geringerer als der die Reihen platter Schriftsteller und religiöser Heuchler mit satirischen Pfeilen lichtende Liscow zum erstenmal erfolgreich in Deutschland anwandte. Wie er, schleudert Abbt in unmittelbarer Parodie die Geschosse spitzigen Hasses gegen alle Unwahrheit. Während Liscows Lanze hauptsächlich gegen geschmacklose Gelehrte, schlechte Prediger, theologisierende Juristen anrennt, empört Abbt sich vor allem über die Lüge der Konvention, die vor ihm schon von einer anderen satirischen Partei, einem gewissen Typus von Wochenschriften und ihrem Zunftgenossen Rabener, wenn auch mit nur geringen Schlägen, gegeißelt worden war. Abbt kehrt in seinem Aufsatz in grellen Farben die Schwächen des weiblichen Geschlechts, namentlich die oft geradezu geniale Verstellungskunst hervor und spitzt seine ganze Betrachtung auf die Persiflierung einer einzigen, sogar mit Namen angeführten Persönlichkeit zu, der er selbst irgendwo gesellschaftlich begegnet sein muß. Unbarmherzig schwingt er über ihr Tun sein Szepter, er scheut sich nicht, auch die schlimmsten Blößen mit frivolem Lächeln aufzudecken. So zart er — wie später noch gezeigt wird — Freunden und Gleichgesinnten gegenüber zu empfinden wußte, so rücksichtslos geht er mit denen um,

1) V. W. IV, S. 1—24.

die innere Hohlheit künſtlich ausſtopfen, oder ihr wahres Geſicht hinter Masken zu verſtecken wiſſen.

Wenn auch dieſer Aufſatz einen flüchtigen Blick in Abbts Stellung zu Halleſchen Frauenkreiſen geſtattet, ſo wiſſen wir doch über beſtimmte perſönliche Beziehungen aus dieſer Zeit ſehr wenig. Sein ganzes Streben iſt darauf geſtellt, ein richtiges Verhältnis zur Wiſſenſchaft zu gewinnen, die ihm eignen, geiſtigen Kraftquellen aufzuſpüren. Und doch ließ ihn das Schickſal nicht allein und im Dunkeln ſeinen Weg finden. Zu ſehr verlangte er nach Ausſprache, ſein jugendliches Empfinden drängte zur Mitteilung, die Einſamkeit ſchreckte ihn; näheres über dieſe inneren Vorgänge wiſſen wir kaum, doch fällt ein Licht darauf durch den Briefwechſel mit dem Kriegsrat von Segner, der zwar aus ſpäterer Zeit ſtammt, uns aber Aufſchluß gibt über eine zwiſchen ihm und Abbt geſchloſſene Freundſchaft und über die Grundlagen, auf denen ſie ſich aufgebaut hat. Die Wiſſenſchaft führte die beiden beruflich ſo verſchiedenen Männer zuſammen, doch nicht die althergebrachte, in tote Formeln eingekapſelte, ſondern die neue, jugendliche, die mit dem Leben vermählte. Bezeichnend iſt es für Abbt, daß nicht ein Mitſtudent, ſondern ein Weltmann ſein Freund wurde, einer, der die moderne Literatur kannte und ihn darauf aufmerkſam machte. Perſönlichkeiten, wie Ramler, Zachariä, Uz führte er ihm in ihren Dichtungen vor und wies ihn auch auf ausländiſche Werke hin. Er las und lernte mit ihm Engliſch, und gerade dadurch kam Abbt an Bücher, die für ſeine ſpätere, philoſophiſche Richtung ſo bedeutſam geworden ſind. Zuſammen vertieften ſich die Freunde in die Lektüre Humes, Lockes und Shaftesburys. Die engliſchen Wochenſchriften nahmen ſie im Original in Augenſchein; den Briefwechſel führten ſie nicht ſelten in engliſcher Sprache. Auch die franzöſiſche Literatur wurde Abbt durch den Verkehr mit Segner erſchloſſen. Das Studium Fontenelles, Monteſquieus, La-

fontaines, Marmontels und Voltaires vertiefte ſein Wiſſen auf den verſchiedenſten Gebieten und bildete ſeinen Stil. Was ihn bewegte, was er entwarf und arbeitete, teilte er dem Kriegsrat mit. Was er lieſt, muß auch der Freund kennen, ohne ihn iſt künſtleriſcher Genuß ihm nur Schein und „unſchmackhaft“[1]). Ihm möchte er ſein ganzes Empfinden, ſein Herz und ſeine Seele ſchenken: „Freundſchaft iſt noch beſſer als Liebe“[2]), proklamiert er in ſeinem Enthuſiasmus. Vor allem bewundert er die hochherzige Geſinnung des Freundes, der, obwohl mit jedem ſchönen Talent zum Nutzen des Staates in anderen Ständen ausgerüſtet[3]), dennoch der Verteidigung des Vaterlandes ſich weiht. Tief ergriffen ſteht Abbt vor dieſer Selbſtverleugnung, dieſer Hingabe an Größeres als das eigene Ich. So iſt denn auch der Ton in ſeinen Briefen der zärtlichſte Ausdruck, den er für Herzensangelegenheiten je gefunden hat. Nicht einmal in der ſo vertrauten Korreſpondenz mit Mendelsſohn und Nicolai klingt er wieder an. Was Segner ihm gab und war, bezeugt das ſpätere Schaffen Abbts, das ſich auf der engliſchen, teils auch der neuen deutſchen Literatur aufbaut, deren Verſtändnis ihm der Freund vermittelt hatte.

Die Studienzeit in Halle iſt alſo für Abbt ſowohl in ſachlicher wie auch in perſönlicher Hinſicht fördernd geweſen. Ein abgegrenztes Feld ſchriftſtelleriſchen Wirkens hat er indeſſen nicht gefunden. Nur weiß er, wie es in Philoſophie und Dichtung ausſieht. In großen Zügen überblickt er die Leiſtungen der Zeit, das wiſſenſchaftliche Wollen in Nähe und Ferne. Reif iſt er, vom Katheder ſeine Gedanken zu verkünden. Erfüllt von den neuen Errungenſchaften des Wiſſens, habilitierte Abbt ſich in Halle am 5. Mai des Jahres 1759. Schon jetzt war ſeiner Perſönlichkeit ein gewiſſer Stempel aufgedrückt, wenn ſie auch ihre letzten, verborgenſten Keime noch nicht erſchloſſen hatte. Daß er immerhin noch in den alten Regionen ſeines Denkens

1) V. W. VI, S. 85. 2) ib. VI, S. 38. 3) ib. II, S. 44.

wurzelte, beweiſt ſeine Habilitationsſchrift[1]), die aus mathematiſchen Studien hervorging und die Vereinigung von Mathematik und Philoſophie erſtrebte. Erſtere ſoll Grundlage und Kriterium für letztere ſein. An der Hand ſtreng logiſcher Deduktionen ſoll ein „näherer Weg" zur Wahrheit ermöglicht werden. Die abſolute Unantaſtbarkeit mathematiſcher Lehrſätze ſoll auch für das Vorgehen in philoſophiſchen Fragen Leitſtern und Muſter darſtellen. Den Anregungen des Mathematikers Segner, dem er ſich auch widmet, verdankt Abbt dieſe Arbeit, in der er ſeine Fähigkeit im Abſtrahieren und ſtreng ſchulmäßigen Gliedern noch einmal mit aller Schärfe des zerlegenden und prüfenden Verſtandes dartut. Bald aber treibt er nach anderen Zielen, nach neuen Lebensformen, nach veränderter Auffaſſung des wiſſenſchaftlichen Berufes. Profeſſor im Zopfſtil des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts iſt er nie geweſen. Er fühlte nur zu deutlich: in trockenen Abſtraktionen, im unendlichen Aufbau von Schlüſſen, in blutleeren ſyllogiſtiſchen Formeln, die den Geiſt nicht ſättigen, kann das Weſen des Denkens und Forſchens nicht beſtehen. Kräftigen, muskel- und ſäftegebenden Stoff verlangte er; Nahrung für Herz und Sinne, Wiſſenſchaft, die gleichzeitig Aufgaben ſtellt an das Leben, die mit dem perſönlichen Daſein unmittelbar und unlöslich verbunden iſt. Was bedeutete das Wiſſen, wenn es nicht half, ſich ſelbſt und ſeine Zeit ſich gegenſtändlich zu machen, die Fäden zu ſpüren, die das eigene Ich mit der Umwelt verbinden, den genauen Punkt zu beſtimmen, von dem aus der einzelne das Ganze zu überblicken hat, mit dem er eins iſt, dem er nicht tatenlos als einſamer Denker gegenüberſtehen darf.

1) Der vollſtändige Titel lautet: Dissertationem de via ad veritatem propius, etsi non penitus accedendi, consensu amplissimi philosophorum ordinis pro facultate legendi placido eruditorum examini subicit auctor M. Thomas Abbt, cum respondente Joh. G. Küster Th. Cult. Berolinensi. Halae 1759.

So vertieft er ſich, wie es aus den in Halle gehaltenen Vorleſungen erhellt, in die Philoſophie[1]) vom Standort des Menſchen aus, ſo zieht er aus der Geſchichte den allgemein menſchlichen Gehalt, ſo ſucht er vor allem nach erfolgreichen Ausdrucksmitteln, die es ermöglichen, das eigene Denken und Fühlen im andern nachbildend zu erzeugen. Und deshalb erſcheinen ihm Sprachſtudien unbedingt notwendig zur Erfüllung ſeiner beruflichen Aufgabe. Er lieſt die modernen Deutſchen, die Franzoſen und Engländer, die ihm Worte, Bilder, Vergleiche in die Seele prägen, wie er ſie für ſeinen Vortrag braucht. Vor allem fühlt er ſich zum „Genie der engliſchen Sprache" hingezogen, die er ſeinen Zuhörern ihren inneren Geſetzen und ihrer Eigenart nach begreiflich machen will. Er führt ſie ein in die Dichtwerke Popes und Thomſons; er macht ihnen klar, wie hier der erſte Verſuch einer Verſchmelzung des Philoſophen und Menſchen gewagt wurde. Er zeigt ihnen plaſtiſche, dem Leben entlehnte Schönheitsformen. Er erklärt ihnen, daß der echte Forſcher von der Natur, der nächſten Beobachtungsſtation des Menſchen, ausgehen müſſe.

Die Verbindung von Philoſophie und Leben, von theoretiſchem und praktiſchem Denken, die ihm immer wieder aus den Schriften Lockes hervorleuchtete, ſucht er in einer Abhandlung: „Vom rechten Studium der Weltweisheit"[2]) aufzuweiſen, in der er zum erſtenmal auch ethiſche Probleme erörtert. Noch hüllt er zwar ſeine Gedanken in lateiniſche, wenn auch mit Blumen beſtickte Gewandung, noch muß die Logik zum Aufbau der Ideen das grundlegende Fundament liefern, doch

1) Genaues Verzeichnis der Vorleſungen Abbts bei Pentzhorn, S. 15.
2) Genauer Titel: Dissertatio prior de recto philosophiae studio, publico eruditorum examini subicitur a Praes. M. Abbt. Halae d. 15. Febr. 1760. Ein Teil wurde in die V. W. aufgenommen, VI, S. 112—119. Die ganze Abhandlg. ſtellte mir die Königl. Univ.-Bibl. Berlin zur Verfügung.

ſieht er den Zweck der Wiſſenſchaft durchaus nicht mehr in formaliſtiſchem Philoſophieren, ſondern in ihrer Anwendung auf das Leben, in ihrer Nutzbarmachung für menſchliche Glückſeligkeit. Das zeigt auch ſein nächſter Aufſatz, der den Hiſtoriker in ihm wieder zu Worte kommen läßt. Wie wir ſahen, hatte er in ſeiner Jugend ſchon erfolgreich ein geſchichtliches Thema behandelt; als Student war er produktiv auf dieſem Gebiete nicht hervorgetreten, obwohl man gerade in Halle der Geſchichte vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete, braucht man ſich doch nur des berühmten Profeſſors Gebauer zu entſinnen, deſſen Bedeutung für Abbt in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens erſt ſtärker hervortritt, weshalb an dieſer Stelle nicht näher auf ihn eingegangen werden kann.

Wenn alſo der literariſche Niederſchlag hiſtoriſcher Studien, die Abbt in Halle gemacht haben muß, vorläufig noch gering iſt, ſo zeigen doch die vorhin ſchon erwähnten theologiſch-philoſophiſchen Werke einen ſtark geſchichtlichen Denker. Schon jetzt betrachtet er die Geſchichte (ein Gedanke, der ſpäter ſein ganzes Schaffen durchzog) als Vorbereitung zur Philoſophie, indem ſie ihm zur Erläuterung theoretiſcher Lehrſätze die praktiſchen Beiſpiele zur Hand geben ſoll. Daß nicht nur die neueren, ſondern auch frühere Begebenheiten eine derartige Fundgrube für Lebensweisheit darſtellen, erklärt er in dem Aufſatz: „Vom verſchiedenen Gebrauch der alten Geſchichte“[1]) in dem er nach eingehender Erörterung über die Verſchiedenheit der alten Hiſtoriker ſelbſt, die von ihnen geſchilderten Vorgänge und Handlungen beleuchtet, Dinge, die

1) Vgl. Halleſche Anzeigen XII, 24. 5. 1760, S. 178—187; 31. 5. 1760, S. 194—203. Der Aufſatz erſchien ganz kurz nach Abbts Ankunft in Frankfurt a. d. Oder. Es iſt daher anzunehmen, daß er noch zur Zeit ſeines Hallenſer Aufenthaltes entſtanden iſt. Man kann alſo nicht mit Pentzhorn behaupten, daß die Diſſertatio ſeine „letzte Arbeit in Halle war“. Pentzhorn S. 15.

ihm nur insoweit interessant sind, als Normen und Kriterien für unser eigenes Tun in ihnen gefunden werden. Die Bedeutung dieser Arbeit für Abbts Geschichtsauffassung soll in anderm Zusammenhang dargestellt werden[1]). Hier kommt es darauf an zu zeigen, wie die verschiedenen Tätigkeiten Abbts ineinander übergreifen, wie er suchend und tastend, in dieser ersten Zeit des Professorentums auf eine neue Art des Wissens, eine Beseelung und Lebendigmachung des toten Stoffes lossteuert.

Während Abbt seinen Schülern in Halle die Weltweisheit dozierte, tönte die Stadt von den Schlägen wider, die mit eiserner Faust der Krieg ihr versetzte. Große Not bedrängte die Bevölkerung, als die kaiserlichen Truppen plündernd und verwüstend in Halle einzogen[2]).

Abbt berichtet uns nichts davon. In treuer Pflichterfüllung gab er sich seinem Berufe, seinen Studien hin. Mit großem Fleiß suchte er sich allen ihm zugänglichen Wissensstoff anzueignen, machte sich Exzerpte und Abschriften, arbeitete mit jener unermüdlichen Emsigkeit, die dem Universalismus der Zeit entsprach. Noch war er in den wissenschaftlichen Grundfragen von seinen Lehrern und deren Vorgängern abhängig, wie sehr er sich auch mühte, wenigstens der äußeren Form nach selbständig zu sein und nicht nur durch rezeptives Verhalten, sondern weit mehr durch eigenes Beobachten und Zugreifen den Dingen und Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Halle war für ihn aber nicht der geeignete Ort, um aus den alten Befangenheiten sich gänzlich loszulösen; da war man noch allzusehr im Bann gewisser Traditionen, und selbst die neue Wissenschaft, der Rationalismus Wolffs, kann als Verkündigerin enger Gesetze, starrer Dogmen, die eine Einschnürung des Verstandes auf das Bewußtsein seiner eigenen Größe und Unverletzlichkeit bewirkten,

1) Vgl. S. 126ff. 2) Vgl. Zuverlässige Nachrichten von dem traurigen Schicksale der Stadt und Universität Halle nebst dem dazu gehörigen Saalkreise, Amst. 1759.

angeſehen werden. Die tatſächlich gegebene, konkrete und ſinnenfällige Fülle des Lebens, die oft verwirrende Mannigfaltigkeit ſeiner Erſcheinungen blieb unberückſichtigt. Im Grunde war Abbt in dieſer Stadt wie in eine von Bücherſtaub umwirbelte Schulſtube eingekerkert, aus der es ihn immer ungeduldiger herausdrängte. So griff er mit beiden Händen zu, als ihm in Frankfurt a. O. eine Profeſſur angeboten wurde[1]).

3. Das Erlebnis des Krieges

Ende Mai 1760 war Abbt in ſeinem neuen Wirkungskreis, in unmittelbarer Nähe des Kriegsſchauplatzes, in Frankfurt an der Oder. Seit Monaten ging das Leben der Stadt im Atem der Kämpfe, die draußen vor den Toren wogten. Die Stimmung der Bürger wechſelte mit den Ereigniſſen auf den Schlachtfeldern. Von wortloſer Angſt bebte man zu zitternder Hoffnung. Auf jauchzenden Siegklang folgten dumpfe Trauerakkorde.

Des neuen Univerſitätsprofeſſors Ankunft wurde nicht beachtet. Im Augenblick, da Abbt die Stadt betrat, war etwas Unerwartetes in ihrer nächſten Nähe geſchehen. Wolken hingen, ſchwarz ſich ballend, über ihr. Von drüben her kamen ſie, da, wo am jenſeitigen Flußufer leicht das Land ſich wellt, wo der

1) Pentzhorn erwähnt S. 14 einer Berufung Abbts nach Mainz, die in der A. D. B., Bd. 12, S. 73—79 als „merkwürdige Anekdote" bezeichnet ſei. Dem widerſpricht aber folgende, in einem Vorwort zu „Ged. von d. Einrichtung d. erſten Stud. eines jg. Herrn v. Stande" (Berlin und Leipz. 1767) gemachte Angabe: „Unſere Reſidenzſtadt Mainz aber, allwo der verdiente Mann während des letzten Krieges die Stelle eines akad. Lehrers anzunehmen bereit war, hat auch aus dſ. Grunde die hartgefühlten Kriegsbeſchwerniſſe zu beklagen, weil dies die einzige Urſache geweſen, daß Herr Abbt mit dem Lehramte, wozu er ſich anerboten, nicht beauftragt werden konnte." Dieſe Vorrede wurde geſchrieben zu Mainz, den 30. 3. 1767.

Hügel von Kunersdorf aufſteigt. Da hatten ſie ihn beſiegt, der unbezwingbar ſchien. Da warf man Gräber auf für ſeine Grenadiere. Man war getroffen im Tiefſten, gedemütigt und doch nicht verzagt. In jedes preußiſchen Soldaten Seele war Friedrichs Bild errichtet, leuchtete daraus hervor, erhob ſich groß und rein vor aller Augen. Wie es auch bis jetzt gegangen war, man glaubte: die Zukunft wird anbrechen, wird ruhen auf ihm, die Zukunft eines freien, ſich ſelbſtbeſtimmenden deutſchen Volkes, das kraftvoll daſteht, ſich nicht mehr abmüht in lähmendem Knechtsgeiſt. Der eine ſagte es dem andern. Die Wankenden peitſchte man auf, und die Gleichgültigen wurden angeſpornt. Anekdoten aus dem Leben des Königs gingen im Volksmund um. Seine Tapferkeit wirkte wie Rauſch. So konnte die Niederlage nur zeitweiſe den Aufſchwung der Gemüter hemmen, nicht gänzlich ihn abſchnüren.

Die allgemein aufkeimende Begeiſterung für Friedrich den Großen ergreift natürlich auch den ſchon in Halle vorbereitend von ihr erfüllten Abbt und löſt in ihm eine bisher unbekannte Leidenſchaftlichkeit des Empfindens aus. Nicht nur das nach außen tätige Wollen des Königs, auch ſein Schrifttum, ſein Genie, ſeine philoſophiſche Bildung reißt ihn zur Bewunderung hin. Das Idealbild eines Herrſchers, der gleichzeitig den Typus des Tatmenſchen und des Gelehrten verkörpert, prägt ſich ſeinem nach Tun und Wiſſen hungernden Geiſte in unauslöſchlichen Farben ein und ſtellt ſich ihm unter der Formel des philoſophiſchen Königs dar, einer Erſcheinung, über die er ſich in ſeiner am 28. Juni 1760 gehaltenen, ungedruckt gebliebenen Antrittsrede „De rege philosopho“[1]) geäußert hat. Sie iſt ihrem Gegenſtand nach das erſte Werk Abbts, durch das er ſeine nahe Berührung mit den Zeitumſtänden bekundet. Mit ſtets

1) Oratio de rege philosopho publice habita a. d. 28. Juni 1760 ad auspicia muneris Philosophiam profitentis capienda. Vgl. V. W. 6, S. 9.

wachſender Intenſität erlebt er das gegenwärtige Geſchehen, das an ihm rüttelt, ihn forttreibt aus der Enge des Arbeitszimmers. Gern hätte er ſeine innere Verfaſſung im Herzen eines Freundes widerſchimmern ſehen. Bitter beklagt er's, daß er nur Bekanntſchaften, aber keine näheren Beziehungen in Frankfurt finden könne. Da war kein anregender Verkehr, nicht tüchtige Gelehrſamkeit. Der kleine Univerſitätsbetrieb brachte ihm eine nur unanſehnliche Zuhörerſchaft, wenn auch „Applauſum“[1]) und materiellen Erfolg. Das allein aber befriedigte ihn nicht. Die Briefe an Segner ſind ihm in dieſer Zeit die einzige Möglichkeit ſich auszuſprechen, ſein Urteil über Dichter und Schriftſteller der Zeit in Worte zu faſſen[2]), ſein Verhältnis zu der ihn umgebenden Welt ſchriftlich zu fixieren. Jede Mitteilung des Freundes läßt ihn freudiger von ſeinem Schreibtiſch aufblicken, verſichert ihn, daß er lebt und nicht nur „vegetiert“[3]). Er horcht auf einen inneren Antrieb, wartet auf eine „gute Konzeption in Proſa“[4]). Die Gegenwart führt ſie ihm zu, das Zeiterlebnis ruft in ihm nach Geſtaltung. Die Kriegsnachrichten bohren ſich in ſein Gedächtnis, wachſen in ihm aus zu ſeltſam deutlichen Gemälden, in deren Vordergrund er ſtets den einen Mann ſieht, den hart ſich aufreckenden, unbeugſamen Monarchen. Einmal ſchon — in ſeiner Antrittsrede — hat er die vieldeutigen Kurven und Linien der herrlichen Königsgeſtalt feſtzuhalten verſucht. Jetzt aber kommt es ganz anders über ihn. Er will nicht porträtieren, nicht plaſtiſch darſtellen, überhaupt nicht ſehen; will hören, wiſſen, was der kühne Schwertträger zu ſagen hat, was er fordert: von ihm und von den andern. Den Willen des einen will er ſich zu eigen machen, ihn in ſich ſelbſt erleben, als ſei die Wand gefallen zwiſchen Ich und Du. Und da entdeckt er in des Feldherrn Seele den unzerſtörbaren, ſteinernen Siegwillen, der zäh ſich weiterarbeitet, allen Hinderniſſen zum Trotz;

1) B. W. VI, S. 47. 2) Näheres darüber S. 143 ff. 3) B. W. VI, S. 39. 4) B. W. VI, S. 41

der auch die andern zur Tat treibt, gegen Mißmut und Feigheit ſein unbarmherziges Veto ſchleudert, der Abbt ein Buch eingibt, das in geſchlagenen Herzen neu die Hoffnung zünden und ihre Liebe ſtählen ſollte bis zum Tode, ein Buch, das, geſchrieben im Anblick eines Offiziersgrabes, der letzten Ruheſtätte Ewald von Kleiſts, faſt notwendig handeln mußte: Vom Tode fürs Vaterland"[1]).

Thomas Abbt hat dieſem Buch den Stempel perſönlichſten Geſtaltens aufgedrückt, wie ſehr auch ſeine Darſtellung im Banne der abſtrakten Formalität ſteckt. Er hat es verſucht, gegenüber der bisherigen deutſchen Proſa, die allein wiſſenſchaftlichen Zwecken oder in langatmigen, ſtiliſtiſch ſchwachen Romanen und in wäſſerigen Zeitſchriften der Unterhaltung diente, ſich an die großen Gegenwartsfragen des Volkes, an die Intereſſen der Zeit zu wenden. Noch ehe Leſſing durch ſeine Minna von Barnhelm das deutſche Publikum aus ſeiner Gleichgültigkeit und Verkennung ſeiner ſelbſt zu lebendigem Erfaſſen ſeiner nationalen Eigenart fähig machte, hat Abbt, im Bunde mit den vaterländiſchen Dichtern der klaſſiſchen Vorperiode, ſeine Stimme erſchallen laſſen und auch der Proſa ein neues, ich möchte ſagen, energetiſches Moment eingehaucht.

Der unmittelbare Drang nach einer Ausſprache über die Forderungen des Tages hat aber, für ſich allein genommen, das Werk nicht gezeugt. Literariſche Anregung, J. G. Zimmermanns Buch: „Vom Nationalſtolz" mußte hinzukommen und, im Verein mit den von außen herkommenden Eindrücken den im Innern wachgerufenen Gedanken in den Rahmen eines, den Stempel ſeiner Perſönlichkeit tragenden Bekenntniſſes zwingen. Die Aehnlichkeit beider Werke bezieht ſich nur auf den Stoffkreis im äußerſten Umfange. Ihren Ideen, vor allem dem Zweck nach, ſind ſie grundverſchieden. Zimmermann ſteht auf dem nationalloſen Standpunkt des kosmopolitiſchen acht-

1) V. W. II, S. 1—103.

zehnten Jahrhunderts. Abbt iſt begeiſterter Patriot. Zimmermanns Buch hat ſeinen Zweck in ſich. Es will unterhalten, belehren, Begriffe erklären, Pſychologie treiben; Abbt zielt hin auf eine Wirkung nach außen; zur Tat will er ſeine Leſer entflammen. Trotz dieſer Verſchiedenheit geſteht Abbt, daß er Zimmermanns Schrift für ſeine Arbeit benutzt habe[1]). Vor allem entlehnt er ihr den Ausgangspunkt, die Begriffsbeſtimmung der Vaterlandsliebe, die echt rationaliſtiſch dem darzuſtellenden, konkreten Stoff vorangeht. Die von Abbt gegebene Definition des Nationalbewußtſeins geht aus von der durch den damals ſtark empfundenen Gegenſatz zwiſchen preußiſcher Monarchie und ſchweizeriſcher Republik hervorgerufenen Erörterung über den Unterſchied beider Staatsformen, den Abbt nach aufmerkſamen hiſtoriſchen Um- und Ausblicken im Sinne Montesquieus — auch da, wo er ihn nicht namentlich als Gewährsmann heranzieht — zuguterletzt auf eine Formel bringt, die beſagt, daß bei der Republik die Geſetze von dem Willen mehrerer, bei der Monarchie vom Willen eines einzigen abhängen. Welche Wirkung dieſer Wille ausübt, mit welcher Gewalt er die ihm Untertänigen, freiwillig Gehorchenden zu packen vermag, das hatte Abbt ja an ſich ſelbſt erfahren. So iſt's der König wieder, der den Preis der Monarchie ihm inſpiriert, der überhaupt ihm einen neuen Begriff des Vaterlandes in die Seele gelegt hat, denn nicht der Geburtsort[2]), ſondern die geiſtige Zugehörigkeit beſtimmt uns den Staat, dem wir dienen, deſſen Namen wir

1) Vgl. Bodemann, S. 28. In perſönlichen Beziehungen hat Abbt zu ſ. Schriftſteller nicht geſtanden. Der Brief, der mit obiger Mitteilung an Zimmermann abgegangen war, iſt nie beantwortet worden. Vgl. Iſcher, S. 101. Um ſo mehr wundert es uns, daß Z. in einem vom 11. Dez. 1765 an Nicolai gerichteten Briefe erwähnt: „Ihnen habe ich die mir ſehr wichtige Freundſchaft des vortrefflichen Herrn Abbt zu danken" und noch hinzugefügt: „Von dem ich neulich einen ſehr werten, aber doch nicht beantworteten Brief erhalten habe." Bodemann, S. 296.
2) V. W. II, 17.

zum unſrigen machen, der uns Heimat wird, wie auch Abbt erſt in Preußen zur Erkenntnis ſeiner nationalen Beſtimmung gekommen war. In Preußen erſt weiß er, was Patriotismus iſt. Hier war es, wo das Erlebnis der Individualität Friedrichs des Großen ihn zum tief innerlich überzeugten Monarchiſten heranbildete. Und ſo iſt für ihn ausgemacht: die wirkende Grundlage der Liebe zum Vaterland iſt die monarchiſche Geſinnung, die vertrauende, begeiſterte Hingabe des einzelnen an die große Herrſcherperſönlichkeit. Auf dieſer Baſis erhebt ſich das nationale Selbſtbewußtſein, das zu verſtärken und zu vertiefen die Hauptaufgabe des Politikers und Staatsmannes ſein muß. Nachdrücklich vertritt Abbt dieſen Standpunkt, und zwar im Gegenſatz zu Zimmermann, der als Neutraler, als Weltbürger in der einſeitigen Betonung der vaterländiſchen Intereſſen eine Gefahr, die Ausartung berechtigten Stolzes in unbegründeten Hochmut geſehen hatte. Dieſelben Einwände kennt auch Abbt. Im zweiten Kapitel der Schrift weiß er ſie geſchickt zu widerlegen und wendet ſich, in der ihm eigenen Miſchung von Reflexion und Urſprünglichkeit, von Beweisführung und ſpontanem Gefühlsausbruch an die eigenen zagenden und zweifelnden Mitbürger, die den Sinn des Heldentodes nicht erfaßt haben, denen es unnütz ſcheint, ihr Leben für andere zu opfern. In fein pſychologiſcher Durchdringung geht Abbt dem Zuſtand der patriotiſchen Gleichgültigkeit nach, den er aus der Tatſache des Egoismus folgert, aus der Unempfindlichkeit einzelner gegenüber den Aufgaben und Zielen der Allgemeinheit. Ihnen ſtellt er in ergreifender Weiſe die Not der Zeit vor Augen. Kleine Kriegsgemälde[1]), die er ſeiner eigenen Erfahrung entnimmt, ſollen zu

1) Mag auch in der Ausführung dieſer Bilder manche Farbe zu grell, manche nur verſchwommen aufgetragen ſein, mag dieſer ganze „Exkurs über die Einwürfe von der Liebe zum Vaterland“ (den Pentzhorn, S. 24, als den am wenigſten durchdachten und verarbeiteten Teil des Ganzen anſieht) das korrekte Gewebe der Abhandlung mit ſeltſamen Querfäden

mitleidvoller, werktätiger Gesinnung, namentlich den Verwundeten gegenüber, die Herzen aller entzünden. Unmittelbar weiß er uns in den an den Pforten Frankfurts, in seiner nächsten Umgebung vorbeirauschenden Strom des Kriegselendes hineinzuziehen, dessen unruhig pochender Wellenschlag an sein Ohr und in seine Seele gedrungen war.

Und dadurch wird es möglich, daß er anschaulich, lebensvoll erstehen läßt, was seit Tagen und Wochen sein Inneres füllt. Indem wir es lesen, erleben wir förmlich die Wandlung, die unlängst in ihm sich vollzogen hat: der theoretische Philosoph, der historisch Geschulte, der abstrakte, systematische Philosoph, der eingeschlossen saß in seiner Arbeitszelle, wird, wie angerührt vom Zauberstab des Lebens, von seinem Schreibtisch aufgescheucht, hinausgetrieben in die Welt der Wirklichkeit und kommt zurück und kündet eine Fülle von Einzelerlebnissen, Einzeltatsachen, Dinge, die er selbst erst staunend entdeckt hat und die ihm seine bisherigen theoretischen Einsichten teils berichtigten und vertieften, teils aber auch gänzlich zerstörten. Die Frucht all dessen, was ihm zum Ereignis wurde, kann er nun in seinem Buch vorlegen, kann wundervolle Kränze flechten um die Schläfen derer, die hinausgezogen, ihr Leben für Gott und den König wegzuschenken. Denn das ist jene herrliche Wirkung der Vaterlandsliebe, die nicht nur sich erstreckt — wie Zimmermann gemeint — auf Kunst und Wissenschaft, auf dichterischen und rednerischen Ruhm, sondern die hineinzieht bis ins tiefste Herz des Menschen, des Soldaten und in ihm ungeahnte Kräfte, die edelste der Tugenden, die älteste und ewig junge: Tapferkeit entstehen läßt. Die Tapferkeit wird Abbt zum höchsten Ruhm des Volkes. Sie leistet mehr als alle Werke, die

---

durchziehen, so liegen doch gerade darin die Ausgangspunkte, von denen wir einen Weg zu unserm eigenen, noch jüngst geschauten Kriegserlebnis finden, dessen tragischer Ausgang uns mit immer stärkeren Fesseln an ruhmvolle Vergangenheit binden wird.

Denkergeiſt und Künſtlerhand erzeugt. Heiliger als jedes Athen ſind ihm Zorndorf und Kunersdorf; der ſterbende Soldat ſcheint ihm begnadeter als der unſterbliche Dichter. Die opfernde Selbſtaufgabe, das überirdiſche Lächeln der Entſagung, die Hingabe bis zum Aeußerſten: all das wird ihm, der hier nochmals den Philoſophen in ſich rege fühlt, zum „höchſten Gut" des Menſchen, zu einer letzten, innerſeeliſchen Haltung, die kaum eine weitere Stufe über ſich hat und die ihm wiederum ſein König anſchauend erleben ließ. Durch ihn weiß er es und in dieſem Gedanken allein kann er handeln: der Menſch iſt nur ein Mittel, niemals Endzweck, hat niemals Wert und Maß in ſich. Wer das begriffen, wird die Tat nicht fehlen laſſen, wird ſeine Pflicht als Untertan bis zum letzten Atemzug erfüllen. Das aber demonſtriert Abbt nicht nur; er fordert es, ſchreibt es mit glühenden Lettern auf ſein Programm, das er mitten ins Volk trägt, hoch es über ſich ſchwingend wie eine Fahne, der man zu Sieg oder Tod ins Gewühl des Kampfes folgt. Und wenn er auch erſt noch, von alter Gründlichkeit gepeinigt, dartun muß, daß es die Vaterlandsliebe iſt, die auch das größte Hindernis der Kampfbereitſchaft, die Todesfurcht beſeitigt, der ſelbſt die religiöſen Vorſtellungen, je nach ihrer Art, nicht unbedingt und dauernd beikommen können, wenn dieſer letzte Einwand glücklich widerlegt und alles Für und Wider ſeines Gegenſtandes reſtlos erwogen iſt, dann ſtürmt er, immer leidenſchaftlicher werdend, in kühnen Sätzen auf ſein Schlußwort los, das aus den Gründen ſeiner Seele aufbricht wie ein aus langer Verſchüttung plötzlich wieder hervorſtrömendes Quellwaſſer, das verdorrende Lippen neu mit Leben füllt. Der Trunk aber, den er ſeinen Brüdern, den nahen und fernen, den Freunden und Unbekannten darreicht, iſt die Verheißung von der Größe des preußiſchen Monarchen, dem ſie nachgehen ſollen in Not und Gefahr, in Kampf und Getümmel, der unbeſiegbar, unſterblich iſt wie

ſeine Helden, wie Kleiſt, der Gefallene, Lorbeertragende, in deſſen Lobgeſang das Ganze ausklingt.

Abbts Worte wirkten wie zündender Einſchlag in das deutſche Publikum. Die nicht immer einwandfreie Form des Buches wurde über ſeinem Gedanken vergeſſen. Die Leſer begnügten ſich mit dem bloßen Stoff. Die oft bizarre Verknüpfung von dogmatiſchem Lehrvortrag und graziöſem Unterhaltungston, von trockener Demonſtration und hinreißendem Rednerſtil: all das war ſo feſt in der Schreibart der Zeit begründet, daß es dem Publikum erträglich war. Es konnte ſich, wie in einem Spiegel, in dem Buch beſchauen. Es ſah darin ſein Streben, Suchen, Zweifeln; ſeine Unſchlüſſigkeit und ſein beſchämendes Phlegma. Aus der oft ärmlichen Umkleidung der Gedanken ſchimmerte durch alle Ritzen die verborgene Schönheit ſeiner Grundidee, die es den Kämpfenden in die Hand drückte und in der Taſche der Soldaten mit aufs Schlachtfeld wandern hieß[1]). Bis hinaus über Deutſchlands Grenzen drang es und entflammte neu die vaterländiſche Geſinnung, namentlich in einem, der ſich ſelbſt in ſeiner preußiſchen Heimat nicht zurechtgefunden, der ſich in ſeinem ungeſtümen Streben nach Perſönlichkeitsentfaltung durch Friedrichs ſtrenges Geſetz beengt gefühlt und der ſpäter noch, als er — wie Abbt es gefordert — ein neues, geiſtiges Vaterland gefunden, „jene armen Menſchen in Preußen" bedauert, „die kaum über ſich ſelbſt nachzudenken, oder von ſich ſelbſt etwas zu halten wagen"[2]). Dieſer eine iſt Herder, dem Abbts Bekenntnis in die Hände fällt, der ſtaunend, atemberaubt darin lieſt, als käme es über ihn wie lauter Offenbarung. Und als er dann in Riga, ſeinem damaligen Wirkungskreis, angeregt

1) Dennoch verzichtete Abbt aus Liebe zu ſeinen Eltern auf eine perſönliche Teilnahme am Kampfe, weshalb er ſich von Mendelsſohn den Vorwurf machen laſſen mußte: „Zu Sparta würde man zu einem ſolchen Schriftſteller geſagt haben: Preiſe nicht den Tod fürs Vaterland, ſtirb ihn." 2) Er. I, S. 24.

durch die patriotiſch gerichtete Bürgerſchaft, am Rednerpult ſtehend, die Frage aufwirft: „Haben wir ein Vaterland, davor der Krieger ſtreiten, Blut vergießen, ſterben kann?“[1]), da läßt er Abbt an ſeiner Stelle ſprechen, da ſoll das kleine Buch „Vom Tod fürs Vaterland“ an ſeiner Statt das Wort führen. Und doch möchte man faſt die Forderung umkehren, den begeiſternden Schwung der Herderſchen Rede in die oft trockenen Ausführungen Abbts hineintragen, die, allzu ſyſtematiſch geordnet, in erſter Linie zum Leſen beſtimmt ſind. Herder will nur ſprechen, in unmittelbarem Erleben ſein Gefühl auf die Zuhörer übertragen, jede Schranke aufheben, vom Augenblick ſich immer neu entzünden laſſen, die lauſchende Menge mit fortreißen. Und dieſe Kraft hat nur das Wort, das vom Moment gezeugte, feurige, flügelbehaftete. Um dieſe Wirkung zu erzielen, löſt Herder die patriotiſche Kundgebung, die bei Abbt noch in ein Buch ſich verdichten mußte, in leicht aneinandergereihte, von perſönlicher Empfindung durchglühte, rhythmiſch-bewegte Sätze auf und läßt ſie am Ende rein lyriſch ausſtrömen in einen Hymnus auf Kleiſt, den ja auch Abbt am Schluß ſeiner Schrift gefeiert hatte. Herder hat ſich aber von Abbt nicht nur in der ſchon erwähnten Teilfrage ſeiner Rede beeinfluſſen laſſen. Wenn er als Ganzes das Problem aufwirft: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?“[2]), ſo folgt er, namentlich im zweiten Punkt (der hier allein in Betracht kommt), Schritt für Schritt den Spuren ſeines Vorgängers, vertieft und verdeutlicht ſie. In der Zuſtimmung zur monarchiſchen Staatsform, in der Aufzählung von Triebfedern zur Vaterlandsliebe, im Preis des Altruismus als Vorausſetzung für die Hingabe an Land und König ſind beide faſt völlig übereinſtimmend; ſo eng ſchließt Herder ſich an ſeinen Lehrer an, daß er die frühere Abneigung gegen Friedrich den Großen, die ihm ſo unſympathiſche franzö-

1) S. W. S. I, S. 23. 2) Rede zur Beziehung des neuen Gerichtshauſes in Riga. S. W. S. I, S. 13 ff.

ſiſche Manier des Philoſophen von Sansſouci wie mit einemmal vergißt und ſeine Leiſtung, ſeine ganze Perſönlichkeit freudig bejaht. Da iſt er, Abbts Geſtändnis hörend, ganz der Nehmende, der national, ja preußiſch Werdende. Doch nur für Augenblicke. Sein allumfaſſender, ſuchender Geiſt forſcht nach weiterer Erklärung für das nationale Empfinden, als Abbt ſie gegeben hatte. Er ſtellt es auf geſchichtsphiloſophiſche Grundlage, führt das Bewußtſein völkiſcher Eigenart auf letzte, klimatiſch bedingte, pſychologiſche Verſchiedenheiten unter den Nationen zurück, die im Garten Gottes, der Erde, wie Blumen aller Arten nebeneinander wachſen und Früchte tragen. Schließlich faßt Herder den Begriff des Patriotismus überhaupt in einem weiteren und höheren Sinne als Abbt. Patriotiſch wird ihm jede Hingabe an große Zwecke und Gedanken. „Patriotismus iſt es, die ſinkende Philoſophie zu erheben und die ſchreiende Unwiſſenheit zu entlarven“[1]). Daneben kommt er zum Begriff des religiöſen Patriotismus, der gleichbedeutend iſt mit Glaubensinnigkeit, chriſtlicher Werkfreudigkeit. Und endlich ſieht Herder den Patriotismus als Vorſtufe zu dem großen Menſchheitspatriotismus an, der ihn beſeelt, der ihn fähig macht, auch die andern Völker mit Liebe zu umfaſſen. Und während Abbt ſich ſtreng verſchließt vor fremdem, namentlich galliſchem Weſen und gewaltſam den ſchon in ihm aufſteigenden franzöſiſchen Laut, der ihm nicht eingeboren iſt, zurückhält, muß Herder, als er in der Normandie den Volkscharakter unſerer Nachbarn ſtudiert, ihn geiſtig ſich ſo ſtark zu eigen machen, daß er förmlich eine franzöſiſche Seele in ſich erſchafft. Nur allzu leicht verwiſcht ſich in ihm die nationale Grenze, immer wieder geht das durch Abbt ihm eingeflößte patriotiſche Gefühl in der ſtärkeren, allumfaſſenden Glut der Menſchheitsliebe auf.

Wie Herder in der Schrift „Vom Tod fürs Vaterland“

1) S. W. S. IV, S. 197.

einen Ausgangspunkt sah zu weiteren Entdeckungen, so haben auch andere Männer damals in dem kleinen Werk sich selbst erkannt und darauf weitergebaut, so Zimmermann, von dem Abbt anfangs selbst geborgt hatte, der aber in späteren Jahren auf den Jüngeren, den Entleiher zurückgriff und sein eigenes Buch in wesentlichen Teilen umschmolz[1]). Während er in seiner früheren Zeit von republikanischem Freiheitsdrang erfüllt war, sich tragen ließ von der Sturmluft Rousseauscher Ideen, kennzeichnet die spätere Fassung ihn als Monarchisten, den Abbt aus ihm gemacht haben muß, was man wohl deshalb mit Sicherheit annehmen kann, weil Zimmermann jetzt Schilderungen und Ausdrücke bringt, die unbedingt an Abbt erinnern und die in der ersten Auflage des Buches „Vom Nationalstolz" fehlen.

Vor allem handelt es sich um die Stellungnahme zu Friedrich dem Großen, den Zimmermann, ähnlich wie Abbt als „König, Philosophen, Gesetzgeber, Held und Menschen bezeichnet"[2]), dessen Leben und Taten er in wundervollen Zügen entwirft. Und geradezu wörtlich wird die Uebereinstimmung beider Autoren, wenn sie die Würde des Monarchen definieren als die „Macht Gutes zu tun ohne Einschränkung, Böses zu tun ohne den Willen"[3]). Erst Abbt hatte in Zimmermann die Gestalt des Herr-

1) Zimmermann: „Vom Nationalstolz" erschien in vier Auflagen: Zürich 1758, 1760, Wien 1766, Zürich 1768. Abbt benutzte für seine Abhandlung das Werk in der ersten Auflage. Vgl. Bodemann, S. 28 Anm. Es heißt da in einem Briefe an Zimmermann: Im Jahre 1759 las ich Ihre Schrift vom Nationalstolz und fand in ihr das erste Modell, wie ich etwas zu schreiben wünsche. 2) Vom Nationalstolz, S. 321, 4. Auflage. 3) V. W. II, 18. Dasselbe findet sich bei Zimmermann: Vom Nationalstolz, S. 311, 4. Auflage. Weitere Parallelstellen bei Pentzhorn, S. 25. Vgl. dazu noch:

Abbt: . . . . . wenn aber schon die Schatten der Erschlagenen uns auf das Schlachtfeld hinwinken können.	Zimmermann: Dann winken uns die Schatten der Erschlagenen auf das Schlachtfeld hin.
V. W. II, S. 41.	Vom Nationalstolz, S. 223, 4. Auflage.

ſchers durch ſein Buch lebendig werden laſſen, das alſo nicht nur Herz und Sinn zu frohem Entſchluß anſpornte, ſondern, wie hier und auch bei Herder, politiſche Ideale völlig umzugeſtalten vermochte. Trotzdem nahmen die ſtreng republikaniſchen Schweizer, wie aus den Kritiken der Zeit zu erſehen iſt, Abbts Auffaſſung nicht nur kühl, ſondern mit ſcharfem Widerſtand entgegen[1]), und auch aus einem andern Lager, das von den pietiſtiſchen Gegnern des Preußenkönigs unter Führung des Politikers F. K. v. Moſer gebildet wurde, konnte ihm keine Anerkennung zuteil werden. Während Abbt mit rechtem Verſtändnis für die politiſche Zeitlage einſah, daß der preußiſche Staat die Kräfte des deutſchen Reiches in einen neugewonnenen Mittelpunkt konzentrierte, trat Moſer in ſeiner Abneigung gegen den freigeſinnten norddeutſchen Monarchen für das Fortbeſtehen der deutſchen Reichseinheit unter kaiſerlicher Obhut ein und hielt die Abbtſche Schrift für gefährlich und unchriſtlich.

Gegenüber der allgemeinen Begeiſterung, die Abbts Bekenntnis auslöſte, ſind dieſe vereinzelten, warnenden und mahnenden Stimmen von geringer Bedeutung geweſen. Die tiefer Sehenden, großzügiger Denkenden empfanden die Schrift als Ausdruck eines neuen Staatsbewußtſeins, nicht minder aber als eine wahrhaft ſchöpferiſche literariſche Tat. In dieſem Sinne äußerten

---

Abbt: Mit der Blutfahne in der Hand geht er vor ſeinem Heere dem Feind entgegen . . . Das Gefühl, daß er ſich für mich, für meine Familie, für meine Perſon der Gefahr ausſetzte, flammt meine übrigen Leidenſchaften an und treibt mich in die dickſten Haufen der Feinde.

V. W. II, S. 74.

Zimmermann: Er zeichnet den König, wie er mit der Todesfahne in der Hand vor ſeinen Völkern herfährt und mitten in den Flammen der Schlacht, von Gefahren umzingelt, in den dickſten Haufen der Feinde, mit unerſchütterlicher Gegenwart des Geiſtes, auf einmal Not und Errettung erblickte.

Vom Nationalſtolz, S. 325, 4. Aufl.

1) Vgl. Pentzhorn, S. 31.

ſie ſich von allen Seiten. An der Spitze der Bewunderer ſtand Segner, der Freund Abbts, dem die nach halbjähriger, literariſcher Schwangerſchaft erfolgte ſchriftſtelleriſche „Entbindung“[1]) am 10. Dezember 1760 angezeigt worden war und der mit unverhohlenem Jubel das erſte, wahrhaft epochemachende Werk des Freundes empfing. Es erſchien erſt im Druck, nachdem ein anderer Freund, Brandhorſt „mit dem kritiſchen Borſtwiſch“[2]) darübergeſtrichen hatte.

In kürzeſter Zeit drang Abbts Ruhm bis zur Hauptſtadt Deutſchlands. Die dortigen tonangebenden Literaten, Leſſing, Mendelsſohn und Nicolai, nahmen Stellung zu dieſer neuen geiſtigen Errungenſchaft, deren Verfaſſer ihnen bisher unbekannt geweſen war. Sie ſtutzten bei der Lektüre des Buches. Sie fühlten: da ſpricht einer unſeresgleichen. Sie erkannten den ſtarken Drang nach Wirklichkeit, Leben, nach Erſcheinung und faßbarer Nähe, der aus jeder Zeile hervorbrach. Nicolai war als erſter mit dem neuen Werk vertraut; ſofort ſchrieb er an Leſſing, um ihn auf die Bedeutung der Schrift aufmerkſam zu machen[3]).

Mendelsſohn gab ſeine Freude über die darin ſich äußernde konkrete Erfaſſung der Gegenwart in den Literaturbriefen kund[4]). Gleichzeitig faſt regte ſich in dem immer bewegten literariſchen Dreigeſtirn der Wunſch, einen Menſchen wie Abbt, ſeine friſche, von Leben durchpulſte Perſönlichkeit als hervorragende Kraft für ihre Arbeiten und Ziele zu gewinnen, ihn zum Literaturbriefſchreiber zu machen, ſein weltmänniſches Talent in den Dienſt ihrer neuartigen, abſtraktionsloſen, blut- und kraftgefüllten Schriftſtellerei zu ſtellen. Abbt ging gern auf ihre Bitten ein. Noch konnte er erſt aus der Ferne mit den neuen Freunden verhandeln, noch hielten ihn die Berufsangelegenheiten in Frankfurt zurück. Aber im Geiſt war er nicht mehr bei

1) V. W. VI, S. 46. 2) ib. VI, S. 46. 3) Leſſings Werke, herausg. v. Lachm. und Munker, 19. Bd., S. 165. 4) L. B., XI. Teil, S. 39–58.

ſeinem kleinen Auditorium. Ueber Nacht war er mehr als ein dozierender Schulmann geworden. Sein Name hatte einen Klang. Sein Wollen war anerkannt, ſein Streben, das über den Rahmen des Univerſitätsbetriebes hinausging, hatte endlich eine erſte Erfüllung gefunden. Die Verbindung mit den Berlinern ſanktionierte von nun an vor dem großen Publikum in Deutſchland ſein Schaffen. Wie ſehr vor allem Nicolai den Eindruck des Buches mit ſich herumtrug, zeigt noch ſein nach dem Tode Abbts erſchienener Roman Sebaldus Nothanker, in dem er die Heldin Wilhelmine durch die Lektüre der Abbtſchen Schrift zur Begeiſterung für die monarchiſche Staatsform ſich entflammen läßt, ſo daß ſie ihren Gatten, der ihr zunächſt den heftigſten Widerſtand entgegenſetzt, zu einer patriotiſch gefärbten, zum Tode für Heimat und Vaterland auffordernden Predigt veranlaßt, die ungeahnteſte Wirkungen erzielt und Wilhelmine ſelbſt bei der Nachricht vom Heldentode ihres einzigen Sohnes zu den Worten fähig macht: „Ich habe ihn dazu geboren“[1]). Zwölf Jahre nach Abbts Werk (1773), zehn Jahre nach Beendigung des Krieges, ſind alſo die von Abbt geweckten Gedanken wiederum in eine neue Form gegoſſen worden. Die erſtaunliche Wirkung, die Abbt mit ſeiner Schrift erzielte, berechtigt zu der Annahme, daß er von nun an ſich im Innerſten verpflichtet glaubt, weiteren Eindrücken des Lebens ſich zu öffnen. Unglücklicherweiſe ſuchte man ihn gerade in dieſem Augenblick in eine drückende Enge hineinzutreiben, nach Rinteln, eine Univerſitätsſtadt kleinſten Stils. Aus Gründen, die weiter unten nachzuweiſen ſind, ließ er ſich vom Schickſal führen, ohne doch dem faſt leidenſchaftlich in ihm ſich regenden Wunſche nachgeben zu können, wenigſtens eine Zwiſchenſtation in der großen Welt zu machen. So reiſte er denn, ehe er die ihm angebotene Stelle antrat, von Frankfurt aus, wo er ſeine Tätigkeit als Pro-

1) Nicolai, Sebaldus Nothanker, S. 34.

feſſor im Mai 1761 niederlegte, nach Berlin, mitten in das Herz des Preußentums und des ſchriftſtelleriſchen Lebens.

4. Welt und Freundſchaft

Als Abbt zum erſtenmal die Straßen Berlins, einer werdenden Großſtadt, betrat, muß ihm zumute geweſen ſein wie einem, der nach langen Irrfahrten heimatliches Erdreich entdeckt; endlich ſtand er auf dem Boden, der ſeinem Lebenswerk die nötigen Kräfte zuführte. Bisher hatte er ſich oft nur einſeitig und in ſchmerzenden Unterbrechungen befruchtet gefühlt. Halle war ihm eine Fundgrube der freien Wiſſenſchaft, des mit verknöcherten Dogmen kühn abrechnenden Rationalismus geweſen. In Frankfurt gewann er den äußeren und inneren Zuſammenhang mit den Zeitereigniſſen, die in den Taten und der Perſönlichkeit Friedrichs des Großen ihren magnetiſch wirkſamen Brennpunkt hatten. Berlin bot ihm alles bisherige gleichſam auf einmal: Preußentum, Leben, freie Denkart, Wiſſenſchaft. Letztere, wenn wir an ihre Darſtellung in erakter Form denken, wohl am wenigſten. Denn in Berlin war nicht, wie in Halle, eine Pflegſtätte des Wiſſens, das Zentrum, von dem das geiſtige Leben ſeinen Ausgang nahm. Hier ſtrömte es von den verſchiedenſten Quellen, flutete nach mannigfachen Richtungen und wurde doch im ganzen von einer einzigen Macht bewegt, begrenzt und gehalten, wiederum von dem Genie des königlichen Philoſophen und Literaten, der, ſoweit es die Mußeſtunden ſeines rauhen Kriegshandwerks geſtatteten, mit Dichtern und Weltweiſen fremder Zunge ſich in die Probleme der Kunſt und Wiſſenſchaft vertiefte und der, ſo ſehr auch ſein enggeſchloſſener, ausländiſcher Kreis dem eigentlichen Berliner Volkstum fernblieb, dennoch eine friſche Bewegung in die von Natur aus regſame und zu kecker Meinungsäußerung veranlagte Einwohnerſchaft der preußiſchen Hauptſtadt brachte. Wenn ſchon die aus

der Zeit Friedrichs des I. ſtammenden Prachtbauten der rüſtig ſich entwickelnden Metropole ein großartiges Anſehen zu geben vermochten, ſo wurde doch erſt ſeit der Mitte des Jahrhunderts jene freiere Geiſtesart und feinere, gefälligere Lebensform in das deutſche Haus eingeführt, die den Barockfirnis des erſten Preußenkönigs mit dem gediegenen Grundſtoff einer innerlich wahren Kultur unterlegte.

Da aber zu der durchaus galliziſtiſch orientierten Geiſteswelt Friedrichs des Großen den heimiſchen Poeten der Zugang gewehrt wurde, konnte Berlin trotz allen Fortſchritts, trotz intenſivſter Belebung durch die große politiſche Zeiterſcheinung nicht zum Sammelplatz deutſcher Dichter werden. Zwar hatten ſich ſeit den vierziger Jahren verſchiedene ſchriftſtelleriſche Elemente in der Hauptſtadt feſtgeſetzt oder waren wenigſtens, nach kurzen Unterbrechungen, wieder dahin zurückgekehrt, ſo Pyra und Ramler, die, der Nüchternheit der Zeit entſprechend, im Anſchluß an die moraliſierende Dichtung des Horaz, der lyriſchen Muſe ihren Tribut entrichteten und in Gleim, dem Haupt der Anakreontiker, einen nicht unebenbürtigen Kameraden begrüßten. Alle drei aber ſtanden, rein formale Probleme löſend, den Tagesfragen fern, bis auch ihnen der Trompetenſtoß des Krieges in die Glieder fuhr und die Prager Schlacht die erſten Zugeſtändniſſe an die Zeit, an die Perſönlichkeit Friedrichs des Großen aus ihnen hervorlockte. Da wetteiferten ſie mit dem an Anſehen und Herkunft überlegenen Major von Kleiſt um den literariſchen Kriegsruhm, obwohl weder die Ode an die preußiſche Armee, noch die Grenadierlieder vor demjenigen Gnade fanden, dem man mit der ganzen Sehnſucht des kranzwindenden jungen Sängers zu gefallen hoffte.

Anders geartete Beſtrebungen, Politik und Popularphiloſophie, die der König, indem er ihnen den Stempel ſeines freien Geiſtes aufdrückte, befürwortete und förderte, traten in den Vordergrund und ſchufen einen ausgedehnten, bald das übrige

deutſche Leben beherrſchenden Journalismus an der Spree. Kritiſche und populärphiloſophiſche Schriften gewannen im Berliner Literatentum, dem von jeher der kalte Verſtand die warme Empfindung des Herzens abgeſchnitten hatte, die Oberhand, vor allem, ſeit Leſſing und mit ihm die Freunde Mendelsſohn und Nicolai auf dem Plan erſchienen waren und ſich ihr eigenes, vom Streit der durch die Leipziger und Züricher Zentralen beſtimmten Meinungen unabhängiges Kampfgebiet geſucht hatten. Das waren die Männer, von denen damals, ähnlich wie von Friedrich dem Großen in politiſcher, ſo hier in literariſcher Beziehung ein kräftiger Schlag gegen alle Mittelmäßigkeit und Seichtheit geführt wurde, die unerbittlich jedes Unkraut auf den poetiſchen Feldern Deutſchlands ausrotteten, die, vor keiner Autorität ſich beugend, keiner Partei ſich anſchließend, von ihrem Anführer und Pfadfinder Leſſing mit wahrhaft militäriſcher Geſte geleitet, die Kontrolle über das ſchriftſtelleriſche Treiben in Deutſchland ausübten. Ihre gefürchtetſte Waffe waren die ſeit 1759 erſcheinenden Literaturbriefe, die, frei von pedantiſcher Gelehrſamkeit, aus täglichem gegenſeitigen Verkehr und lebendiger Ausſprache herausgewachſen, giftigen Pfeilen gleich in die durch kleinliche Diskuſſionen und ſelbſt durch perſönliche Zänkereien in Verwirrung gebrachte deutſche Schriftſtellerwelt hineinplatzten. Dieſen Männern zuliebe war Abbt nach Berlin gekommen. Sie, die durch ſein Buch „Vom Tode fürs Vaterland" den unbefangenen Beobachter des Lebens, die ihnen zuſagende praktiſche Ader in ihm entdeckt hatten und in briefliche Verbindung mit ihm getreten waren, ſollten ihn perſönlich kennen lernen, und Abbt, der ſtolz war, von ihnen gewertet, ſogar eingeladen zu ſein, leiſtete ihrer Aufforderung Folge und trat in ihren Kreis ein, deſſen Anreger Leſſing ſich allerdings ſeit kurzem vom öffentlichen Schauplatz fernhielt, um in der Stille ganz anders gearteten Beſchäftigungen und bürgerlichen Arbeiten nachzugehen. So lernte Abbt

ihn, den zu erſetzen er berufen war, perſönlich nicht einmal kennen, ſchloß ſich aber um ſo inniger an das nun zurückbleibende ſchriftſtelleriſche Duo an.

Raſch empfand er die Weſensähnlichkeit, die ihn mit den beiden Männern verknüpfte. Endlich ſtand er einmal Menſchen gegenüber, die, frei von dozierendem Pedantentum die ſteife, ſchulmäßig gedrechſelte Ausdrucksweiſe mit natürlichem Plauderton vertauſcht hatten, die nicht in den feſten Gang eines Berufslebens eingezwängt waren, ſondern beliebig ihren ſchriftſtelleriſchen Neigungen nachgingen, unbekümmert um das Geſchrei der kleinen Geiſter, das zornerregt aus allen Ecken um ſie her ſcholl. Wie ſie, war auch Abbt ein Feind des Parteiweſens, hatte er ſich doch ohne Verbindung mit literariſchen Vereinen aus eigener Kraft zu ſelbſtändigem Denken emporgearbeitet. Wie ſie, war er von den ausländiſchen Schriftſtellern, den Franzoſen und noch mehr von den Engländern beeinflußt, die ihn den einheimiſchen Erzeugniſſen gegenüber zu einem geſunden Urteil befähigten; ſchließlich ſteckte in ihm gleich ihnen ein geſunder Menſchenverſtand, der Exaltiertheit und Gefühlsſeligkeit, namentlich in religiöſer Beziehung, aufs tiefſte verabſcheute.

Beſonders mit Mendelsſohn, dem tiefer Veranlagten, kontemplativ Gerichteten, fühlte Abbt ſich, der wie jener eine neue Einheit von Glauben und Wiſſen, von Empfinden und Erkennen forderte, in beſonderer Sympathie verbunden. Während Nicolai ihm hauptſächlich kritiſcher Berater, Geſchäftsfreund und Verleger blieb, erörterte er mit Mendelsſohn, auf deſſen Freundſchaft er beſonders ſtolz war, die in ihm gärenden, ſein Denken und Wollen beſtimmenden Fragen, ſeine perſönlichſten Angelegenheiten. Nicht ſelten haben beide dieſelben oder ähnliche Ideen wiſſenſchaftlich dargeſtellt und längere Diskuſſionen an ihre Schriften, namentlich die philoſophiſchen, angeknüpft.

Welche Wohltat mußte es für Abbt ſein, der nie aus Gelehrtenkliquen völlig herausgekommen war, in ſo freiem, zwang-

loſem Beiſammenſein mit Männern dieſer Art, mit Menſchen von beweglichem Geiſt und gewandten Umgangsformen zu verkehren! Schon lange hatte er ſich aus dem beengenden Profeſſorentum hinweggeſehnt, das ihn oft zur trockenen Amtsausübung verurteilt hatte, wenn plötzlich ein Drang zu ſchriftſtelleriſcher Betätigung in ihm lebendig geworden war. Jetzt fühlte er ſich von dieſem Druck befreit. Sein Leben, das zu Zeiten gleichmäßig, in einförmigem Takt zwiſchen Univerſität und Schreibtiſch ſich bewegt hatte, lief jetzt in allerhand ſich kreuzenden und verſchlingenden Bahnen hin und her. Von der Arbeit wurde er zu ſchöngeiſtiger Unterhaltung und von dort wieder zu aufheiterndem, geſelligem Verkehr gerufen. Den größten Teil des Tages verbrachte er in der Umgebung der Freunde, ſaß ſtundenlang ſcherzend, plaudernd, konferierend mit ihnen zuſammen. Immer wieder zog es ihn hin zum Garten Nicolais, wo eine Raſenbank zu behaglichem Sitzen einlud, wo über mehrere Tage hinweg Geſpräche geſponnen wurden, deren Faden der eine oder andere von ihnen heute abriß und morgen wieder aufnahm. Nicolais Geſchäft und Bibliothek boten einen unerſchöpflichen Reichtum an Leſematerial, das Abbt zur Verfügung ſtand. Broſchüren durchblätterte er, Bände verſchlang er, um ſich ein Bild zu machen vom Können und Ringen der deutſchen Schriftſteller, um unerſchrocken über ſie ſein Urteil auszuſprechen, wie die Mitarbeit an den Literaturbriefen es verlangte, der er den größten Teil ſeines Berliner Tagewerkes widmete. So wurde die Beſchäftigung mit der ſchönen, wenigſtens der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur, die er bisher nur als Zeitvertreib und zum Vergnügen betrieben hatte, als dominierendes Moment in die bunte Fülle ſeiner Tätigkeiten aufgenommen. Raſch erfaßte er den beſonderen Ton und die Aufgabe der Briefe, indem er ſich neben der kecken, draufgängeriſchen Fechtart auch den allem Minderwertigen gegenüber ſich äußernden Vernichtungswillen Leſſings in Fleiſch und Blut übergehen ließ.

Bald entdeckten die Freunde, daß ſie an Abbt einen tüchtigen Mitarbeiter gewonnen hatten. Vor allem überraſchte er ſie, und auch noch ſpäter von Rinteln aus, wo er die in Berlin begonnene Tätigkeit fortſetzte, durch ſeinen geradezu erſtaunlichen Fleiß, einen Eifer, über den er ſich ſelbſt Nicolai gegenüber, dem er förmliche Ballen von Manuſkripten abliefert, in beluſtigender Weiſe äußerte.

Wie Abbts Kritik als ſolche und ſeine Beiträge im einzelnen zu bewerten ſind, wird in anderem Zuſammenhang gezeigt werden[1]). Hier iſt zunächſt die rein perſönliche Entwicklung Abbts zu berückſichtigen, die in Berlin zu einer höchſt charakteriſtiſchen Wende gekommen war: Durch ſtändigen Konner mit den von der ſchulmäßigen Wiſſenſchaft gänzlich losgelöſten, ſich ſelbſt beſtimmenden und freiheitlich geſinnten Weltmenſchen verlor er auch den letzten Anflug von ſcholaſtiſchem Gelehrtentum, von akademiſcher Voreingenommenheit, die ihm, trotz der vorausgegangenen eigenen Bemühungen, ſie abzuſchütteln, doch noch, als er nach Berlin kam, leiſe anhaftete.

Die Innigkeit der Beziehungen, die ſich nach und nach zwiſchen den Freunden durch ein nur halbjähriges Zuſammenſein — Abbt war in Berlin von Mai bis November 1761 — herausgebildet hatte, kommt namentlich in dem von ihnen geführten Briefwechſel zum Ausdruck, der gleich nach Abbts Fortgang aus Berlin einſetzt und in umfangreichſtem Maße bis zu ſeinem Tode faſt ununterbrochen aufrechterhalten wird. Da zeigt ſich ſo recht, wie Abbt geradezu ſein Lebensmark aus dem Umgang mit den Freunden ſog, wie er menſchlich und ſchriftſtelleriſch auf ihre Unterſtützung rechnet, wie ihr Beifall ihn bei ſeinen Arbeiten ermutigt[2]) und wie durch ſchrankenloſeſtes Vertrauen, ſowohl dem einen wie dem andern gegenüber, ein großer Teil der Briefe zur eingehenden Auseinanderſetzung nicht nur mit der Schriftſtellerei der Zeit, ſondern auch mit ſeinem eigenſten Selbſt ge-

1) Vgl. das Kapitel: Der Literat, S. 129ff. 2) B. W. III, S. 48.

worden ist. Wenn auch die meisten Briefe an Mendelssohn abgingen, so wurden sie doch mit gleichem Recht von Nicolai gelesen[1]), der, jedenfalls wegen seiner durch den Geschäftsbetrieb sich oft bis ins Unheimliche steigernden Tätigkeit die nötige Muße zum Schreiben nicht fand, worüber Abbt von Rinteln aus, wo der Gedankenaustausch mit den Freunden inmitten eines abstumpfenden Kleinstadtdaseins ihm die einzige Anregung bot, sich bitter beklagte. Doch auch sie ersehnten häufige Nachricht von dem fernen Bundesgenossen. Ueber alles, was in der literarischen Welt sich ereignete, hielten sie ihn auf dem Laufenden. Sie schickten ihm Bücher, rezensierten seine Schriften, ehe sie in die Oeffentlichkeit kamen; doch auch von ihm wünschten sie die Kritik ihrer Arbeiten, schonungsloseste Beurteilung. Abbt bat sie vor allem um die Durchsicht seiner Werke und Briefe nach der stilistischen Seite hin. Unermüdlich rang er selbst um einen guten Ausdruck, um Präzision der Sprache, um Klarheit des Gedankens, doch traute er seinem eigenen Urteil nicht viel, so daß er die Freunde zu souveränen Richtern seiner Schreibart, zu eigenmächtigen Zensoren seines Stiles machte, aus dem sie alle Unebenheiten, das ganze ihm anhaftende individuelle Gepräge, wie es sich mit den sprachschöpferischen Wendungen, den Provinzialismen und den aus Fremdsprachen in der Eile herbeigerafften Wörtern namentlich in den impulsiv hingeworfenen Briefen zeigte, auszutilgen unternahmen, ein Bemühen, das ihnen, nach der Zähigkeit zu urteilen, mit der sie es ausführten, gelungen wäre, wenn nicht Abbts Naturveranlagung und schriftstellerische Eigenart trotz aller Beschneidung und Vergewaltigung wie ein mit allen Kräften aus festestem Wurzelgefüge aufstrebender junger Baum sich immer wieder von neuem in die Höhe gereckt hätte.

1) Nicolai hat daher bei der Ausgabe der Werke es nicht für notwendig erachtet, die Briefe besonders zu kennzeichnen. Die Adressaten und Absender lassen sich auch ohne Namensangabe zwanglos aus dem Inhalt der Briefe ermitteln.

Wieviel ſich Abbt in dieſer Hinſicht von ſeinen Freunden ſagen laſſen mußte, beweiſt die faſt vernichtende Kritik, mit der ſie ſeiner Schreibart geradezu den letzten Reſt von Schönheit und Ebenmaß abzuſprechen wagten, als er ſein Hauptwerk „Vom Verdienſt" ihnen vorgelegt hatte. Trotz dieſer faſt verhängnisvollen Verkennung ſeiner mit Schmerzen ſich gebärenden Originalität, jener eigentümlich körnigten und gedrungenen Schreibweiſe, die Herder ſpäter ſo bewunderte, beugte Abbt in Demut ſich dem Wächteramt ſeiner Freunde.

Aber nicht nur in literariſchen ſondern auch in Sachen des äußeren Lebens wandte Abbt ſich um Rat und Urteil nach Berlin: ſeine Schickſalsänderungen verfolgten die Freunde mit großem Intereſſe, ermunternden oder warnenden Stimmen. Nur ungern ſehen ſie ihn in Rinteln in der Stellung eines Univerſitätsprofeſſors; geradezu peinlich iſt ihnen ſpäter die Hofſtellung Abbts in Bückeburg, die den Freund zum leeren Schmeichler und Günſtling machen könnte. Dringend raten ſie ihm vorher ab, drohen ſogar mit Auflöſung des bisherigen Freundſchaftsverhältniſſes und ſind erſt wieder beruhigt, als ſie trotz ſeiner „weltklugen Aufführung", die ſich mit ſeinem „offenen und ungeheuchelten Weſen nicht vertrage"[1]), keinerlei Unwahrheit und Unehrenhaftigkeit in ihm zum Vorſchein kommen ſehen.

Nach der erſten Trennung hat Abbt keine einzige Gelegenheit gehabt, die Freunde wiederzuſehen, die er überall ſchmerzlich vermißte, ſelbſt noch in Bückeburg, wo er ſich, allen früheren Aemtern gegenüber in weit beſſerer Lage und zudem noch in der Umgebung eines feinfühligen, einſichtigen Mannes befand. Selbſt da erfüllt zeitweiſe die Hoffnung auf ein Zuſammentreffen mit Mendelsſohn[2]) ſein ganzes Denken; ſehnſuchtsvoll klingt es aus einem Brief an ſeinen Freund: „Das Herz klopft mir, daß ich's fühlen kann, wenn ich an die Ausſicht denke, Sie hier zu beſitzen und einen Freund, wie Sie ſind, vor meinen Augen zu haben,

1) B. W. V, S. 203. 2) ib. V, S. 198.

vor dem ich mich ſogleich ſchämen kann, etwas Schlechtes zu tun oder zu ſchreiben"[1]). Er iſt alſo nicht nur in ſchriftſtelleriſcher und praktiſch menſchlicher, ſondern auch in moraliſcher Hinſicht von den beiden Berlinern abhängig. Man kann ſich kaum eine größere Unterwürfigkeit denken, als wie Abbt ſie den Freunden auch aus der Entfernung noch zeigt, und wenn er auch ſeine Gedanken, namentlich in philoſophiſcher Hinſicht, ehrlich und überzeugungstreu ihnen gegenüber verteidigt, ſo bleibt er dennoch ſtets der dankbar Nehmende, der willig Gehorchende. Es veranlaßt ihn zu dieſer Stellung wohl ſein Aufenthalt in einer kulturfernen Stadt, wo er ſich gehemmt und von dem großen Leben wie losgelöſt vorkommt, ſo daß er, ſich ſelbſt für rückſtändig haltend, die Sicherheit des Urteils verliert und zu den Freunden wie zu bevorzugten und vom geiſtigen Leben tiefer bewegten und berührten Führern emporſieht.

Dieſer ganze zwiſchen Abbt, Mendelsſohn und Nicolai geführte Briefwechſel iſt nicht nur deswegen wertvoll, weil er uns über Abbts Beſtrebungen, ſeine Pläne und Weltanſchauung die wichtigſten Aufſchlüſſe gibt, ſondern verdient auch als literariſches Dokument des achtzehnten Jahrhunderts beachtet zu werden. Er gewährt uns einen Einblick in das Denken und Ringen derjenigen Geiſter, die, um das große Zentralfeuer Leſſing ſich bewegend und von ſeiner Kraft im letzten Grunde getragen, die Lebens- und Dichtkunſt in Deutſchland in neuere Bahnen zu lenken ſuchten. Er iſt einer der wenigen, aus dieſer Zeit uns überkommenen Briefwechſel, die uns das intimere Arbeiten unſerer Literaten von vor faſt zweihundert Jahren erkennen laſſen. Er zeigt uns, wie trotz aller Sehnſucht nach Erkenntnis des Wirklichen, Bücher und Schriftſteller im Mittelpunkt des Denkens ſtehen, wie alles ihnen zugängliche literariſche Material von dieſen Männern geſichtet wird, die es nach ſeiner Brauchbarkeit fürs Leben, nach ſeiner Nutzbarmachung für die Bedürfniſſe des Alltags un-

1) B. W. V, S. 198.

terſuchen und in ungezwungener, der ſteifen Förmlichkeit, der umſtändlichen Geſpreiztheit, der ſüßlichen Koketterie des damaligen Briefſtils, widerſprechenden Ausdrucksweiſe ſich über die erſten Eindrücke des Geleſenen gegenſeitig Mitteilung machen.

Vor allem werden die eigenen Werke in langſamem Entſtehen, beſonders von Abbt aus, den Freunden vorgeführt, die billigend oder mißbilligend ſein Vorwärtsſtreben begleiten. Neben den wiſſenſchaftlichen Erörterungen und menſchlich-philoſophiſchen Fragen berückſichtigen die Freunde auch ihr perſönliches Leben, wohl mehr verſtandesmäßig als impulſiv, indem ſie ſich gegenſeitig charakteriſieren, ihre Entſchlüſſe aus ihrem Weſen zu rechtfertigen, ihre ganze Entwicklung pſychologiſch zu begründen ſuchen, ein Vorgehen, das uns, wenigſtens an einzelnen Stellen der Korreſpondenz, die Briefkunſt ſpäterer Zeiten, die Gedankentiefe und ſeeliſche Fülle des Goethe-Schillerbriefwechſels, die unendliche Stimmungsvibration der romantiſchen Briefe in erſtem, zögernd herannahendem Wehen vor Augen führt. Beſonders ſehen wir in Abbts Mitteilungen das individuelle Ich, ſeine Wünſche, Zweifel, Quälen, den Alltag mit ſeinen profanen Erlebniſſen, den aufreibenden Kleinigkeiten der geſellſchaftlichen und beruflichen Verpflichtungen zum Vorſchein kommen, ſo daß man empfindet, wie das unruhige Blut des lebenden Menſchen, die Stimme der Seele, des ureigenſten Weſens hie und da wie ein zarter, kaum hörbarer und doch nicht abzuleugnender Klang durch all die philoſophiſch-hiſtoriſch-metaphyſiſchen Betrachtungen hindurchtreibt.

Außer der Beziehung zu Mendelsſohn und Nicolai fand Abbt aber in Berlin noch anderen, geiſtig anregenden Verkehr mit Dichtern, Gelehrten und Künſtlern, die er in dem berühmten Montagsklub, in den er durch Nicolai eingeführt wurde[1]), kennenlernte. Da wirkten die verſchiedenſten Perſönlichkeiten, ohne ihn jedoch tiefer zu beeinfluſſen, auf ihn ein. Da traf er zunächſt mit

1) Vgl. Pentzhorn, S. 36.

Ramler zuſammen, in dem er einen bedeutenden Sprach- und Verskünſtler ſchätzen lernte, deſſen Gedichte er nach der formalen Seite hin zerlegte, um das Ergebnis ſeiner Unterſuchungen ſeinem Freunde Segner zuzuſenden, mit dem er auch von Berlin aus in regſtem ſchriftlichem Meinungsaustauſch blieb. Auch den mit den Schweizern verbündeten Theoretiker Sulzer wird Abbt, obſchon er in ſeinen Schriften und Briefen nichts davon erwähnt, in der Berliner Literatengeſellſchaft angetroffen haben. Beſondere Freude macht es ihm auch, den Kupferſtecher Meil, der die Vignette zu ſeinem „Tod fürs Vaterland" entworfen hatte und der nach ſeiner Schilderung ein „allerliebſter, junger Kerl"[1]) war, perſönlich begrüßen zu können. Am meiſten aber fühlte er ſich unter all den vielen, einander ſo entgegengeſetzten Elementen, die ſich, von allen Seiten zuſtrömend, in Berlin einfanden, von Gleim, dem Verfaſſer der Grenadierlieder, angezogen, in dem er von vornherein den dichteriſchen und perſönlichen Typus eines Menſchen erkannte, der ihm ſtets das wärmſte Intereſſe, die nachhaltigſte Bewunderung eingeflößt hat. Gleim war für ihn einer der wenigen Gelehrten, die nichts verlieren, wenn man ſie ſelbſt ſieht[2]), ein Weltmann, beſſer noch ein Weltbürger mit ſtarkem nationalen Einſchlag, der Sinn hatte für die Ereigniſſe des Tages, für die Aufgaben der Zeit, mit dem er ſich in der tiefgefühlten Verehrung für Friedrich den Großen einer Meinung, eines politiſchen Glaubens wußte, mit dem er ſein Leben hindurch in freundſchaftlich-naher Verbindung geblieben iſt. In Gleim ſah er wie in Gellert das Ideal des nüchternen, geſunden Verſtandesmenſchen, der ihm Wege wies zu ſchlichtem, echtem Volkstum, zu unmittelbarer Berührung mit dem aufs nächſte gerichteten Denken des einfachen Bürgers. Die zarte Freundſchaftsempfindung für Männer dieſer Art, deren ganzes Schaffen auf praktiſche Wirkung geſtellt war, beſtärkte auch in Abbt den Mut zur Volksſchriftſtellerei, zu tätigem, handelndem Leben,

1) B. W. VI, S. 57. 2) ib. VI, S. 63.

wiewohl er ſich auch anderen Strömungen gegenüber nicht abſchloß und mit dürſtenden Blicken alle Linien und Farben in ſich aufnahm, die das nach Frucht und Reife ringende Frühlingsbild der damaligen Literatur ihm darbot.

So iſt es denn auch die tändelnde, von zierlichem Rhythmus getragene Gangart der Anakreontiker, die er, wenn auch nicht bewundert, ſo doch zum mindeſten beobachtet, um von den Formen und Stoffen des auch ihn einſt alleinſeligmachenden Diktators Gottſched loszukommen. Wenn er ſich auch mit den Anakreontikern ſo gut wie möglich abfindet, hat ſeine nüchtern-ehrliche Natur es doch nicht verſtanden, die überreizt ſentimentalen Dichtungen eines Young, die leidenſchaftlichen Utopien Rouſſeaus, denen damals in Berlin von allen Seiten gehuldigt wurde, einen Zoll der Bewunderung abzuringen. Kühl und ſachlich wies er jedes, ſeinem ganzen Weſen widerſprechende Literaturerzeugnis zurück, blieb trotz der mannigfaltigen, auf ihn einſtürmenden dichteriſchen Gewalten der klare, verſtändige Kopf, der Leben und Muſe zu meiſtern ſucht.

Der Aufenthalt in Berlin hat demnach für Abbts Entwicklung mannigfache poſitive Faktoren aufzuweiſen. Der Verkehr mit geiſtig ſelbſtändigen Menſchen brachte in ihm ganz neue, bisher unbenutzt daliegende Fähigkeiten zur Entfaltung, die er erſt ſpäter in ſchriftſtelleriſche Werte umſetzte. In Berlin ſelbſt war er — abgeſehen von den Beiträgen zu den Literaturbriefen — rein rezeptiv tätig, da er weniger auf die Bereicherung ſeiner Produktion[1]) als auf die Ausbildung ſeiner Perſönlichkeit bedacht ſein mußte. Gerade die letztere gewann durch die Berührung mit praktiſchen Denkern, mit Welt- und Geſchäftsleuten den rechten

1) Das einzige, was er neben den Literaturbriefen in Berlin ſchrieb, waren verbeſſerte Zuſätze zu ſeiner Schrift: Vom Tode fürs Vaterland. Schon ein halbes Jahr nach dem Erſcheinen der erſten Auflage arbeitete er an der Herausgabe der zweiten, die allerdings erſt 1770 im Druck erſchien. Meuſel I, S. 2.

Zuſammenhang mit dem Leben, der dem einſtigen, mit bloßen Begriffen ringenden Theologen immer noch abging. Die Gottesgelehrtheit, die er, wie ſchon geſagt, nie völlig hat abſtreifen können, wurde ihm aber in neuer, unabhängigerer Form, namentlich durch die freiſinnigen, von den Engländern beeinflußten Predigten Fr. W. Sacks dargeboten, ſo daß er ſich in jener Stadt, in der Leſſings Streitluft wehte, in der es auf kühne Durchforſchung der Probleme, auf blitzſchnelle Erledigung des Gegners ankam, von jeglicher Enge des Denkens und Lebens befreit fühlte. Wie ſehr auch alle Berliner Einwirkungen für ihn in dieſer Richtung tätig geweſen ſind, hat er doch den mächtigſten Impuls von den beiden, ihm unentbehrlich werdenden Freunden Mendelsſohn und Nicolai empfangen, deren Zuneigung er faſt ſpielend ſich errungen hatte, ein koſtbares Beſitztum: das Wiſſen um zwei mitfühlende, verwandte Seelen, den einzigen Troſt, den er mit ſich nahm in die Einſamkeit des Provinzdaſeins.

Zweites Kapitel

Entſagen und Schaffen

1. Der Verbannte

Mitten aus dem anregendſten Leben, aus Freundſchaft und Geſelligkeit wurde Abbt durch ein unglückſeliges Schickſal an einen Ort berufen, an dem er nie heimiſch geworden iſt. Eigentlich wußte er ſelbſt nicht, wie und warum die „Vokation nach Rinteln“[1]) zuſtande gekommen war. Schon während ſeines Frankfurter Aufenthalts hatte man ſie ihm zugehen laſſen, und nur unter der Bedingung war er darauf eingegangen, daß man ihm einen halbjährigen Urlaub, den er in Berlin verbrachte, gewähre. — Zu ſchnell war dieſe, für ſeine ganze Entwicklung ſo fruchtbringende Zeit in der Fülle der Tätigkeiten und geſelligen Zerſtreuungen dahingeeilt. Es iſt anzunehmen, daß ſeine Freunde, denen er im Umgang und in der Mitarbeit unentbehrlich geworden war, ſich bemüht hatten, Abbts Entſchluß noch umzuändern und ihn in Berlin zu halten. Ihm ſelbſt mag damals deutlich zum Bewußtſein gekommen ſein, daß er ſich nicht wieder in das Joch eines feſten Berufes einſpannen laſſe; und wenn er die Verhältniſſe, in die er hineinkommen ſollte, in ihrem ganzen Umfange vorausgeahnt hätte, würde er ſich ſelber nicht ſo hartnäckig an ſeinen einmal gefaßten Plan geklammert haben. Wohl wußte er, daß die Zukunft den ſeeliſchen Reichtum der Gegenwart ihm nicht geben könne, daß Nebelſchatten, aus der Ferne heranziehend, ſeinen Lebensweg zu umſchleiern drohten; und doch war es ihm, als müſſe er unwiderruflich der Stimme des Schickſals Folge leiſten, dem Willen der Vorſehung, die keinen anderen Ort für ihn auserſehen habe als Weſtfalen, „quod latus mundi nebulae malusque Jupiter urget“[2]).

Durch und durch fataliſtiſch veranlagt, überzeugt von dem Gedanken der Vorherbeſtimmung, griff Abbt im dunklen Taſten

1) V. W. VI, S. 55. 2) ib. IV, S. 90.

nach den Schickſalsloſen den erſten, ihm zufallenden Wurf mit vollem Bewußtſein heraus und blieb auf dem eingeſchlagenen Pfade, nicht etwa aus „Eigenſinn", ſondern, wie er ſelbſt geſteht, aus einer feſtgeſetzten und gegründeten Denkungsart[1]).

So trennte er ſich denn im Herbſt 1761 von den Berliner Freunden und reiſte über Magdeburg, Helmſtädt, Braunſchweig, Hannover ſeinem neuen Aufenthaltsorte zu. In Braunſchweig wurde einige Tage Raſt gemacht. Da gab es ein kurzes Zuſammenſein mit einigen, am Carolinum angeſtellten Profeſſoren, den einſtmals ſo rührigen Antigottſchedianern mit ihrem Oberhaupt Karl Chriſtian Gärtner, der als einer der erſten den gefürchteten Leipziger Machthaber zum Schweigen verdammt und nun mit mehreren Gleichgeſinnten, dem leichtgeſchürzten, die Leipziger Galanterie karikierenden Zachariä und dem mehr lyriſch-empfindſam-moraliſierend gerichteten Ebert ſich zu einem beſonderen Kreis im Mittelpunkt Deutſchlands zuſammengeſchloſſen hatte. In dieſen Männern erkannte Abbt Leute von freiheitlicher, geſunder Denkungsart, die die Berliner Reminiſzenzen auf kurze Zeit in ihm wach erhielten, denn auch ſie hatten regen Anteil an der kritiſchen Schriftſtellerei der Hauptſtadt genommen und das Erſcheinen der Literaturbriefe mit freudigem Intereſſe begrüßt, wenn ſie auch ſpäter, als Leſſing das fragwürdige Theologentum des nach Kopenhagen übergeſiedelten Bundesbruders J. A. Cramer angegriffen hatte, ſich perſönlich von dem Herausgeber der Briefe verletzt fühlten. Sie äußerten dieſe Empfindung auch Abbt gegenüber, der ſich übrigens im beſonderen von dem zur engliſchen Literatur ſtark hinneigenden J. A. Ebert beeinfluſſen ließ, obwohl er ihn ſpäter, als er den Nachahmer Youngs und ſeiner ſchwärmeriſchen Tränenſeligkeit in ihm entdeckte, zum elenden Epigonen ſtempelte.

Die Braunſchweiger Tage waren für Abbt ein flüchtiges Echo der Berliner Zeit, an deſſen Klang er im Vorübergehen ſich

1) V. W. III, S. 99.

noch erheitern konnte, bevor ihm der eintönige Pendelschlag zukünftiger Monate und Jahre ins Ohr fiel. Endlich aber sanken auch vor diesem letzten Nachspiel froher Stunden die Schleier des Gewesenen nieder, und Abbt kam am 10. Oktober 1761 in Rinteln, *seinem neuen Wirkungskreise*, an.

Man denke sich ein Städtchen, aus drei langen, von schmalen Quergassen durchschnittenen Straßen bestehend, niedrige, rotgeziegelte Häuser, die in ihrer platten, ins Breite gehenden Bauart die gelangweilten und doch selbstsicheren Mienen ihrer Bewohner versinnbildlichen, Menschen mit phlegmatischem Schritt und ausdruckslosen Gesichtern, die Tag für Tag das gleiche Lächeln, dieselben sorgfältig ineinandergelegten Falten zeigen, die, in neugierigen Gruppen auf den Plätzen der Stadt sich zusammenfindend, oder hinter Fenstervorhängen den Blicken der Vorübergehenden verborgen, leichtfertig flüsternde Zungen in Bewegung setzen; Kinder mit den frühzeitig vorweggenommenen Gesten der Alten, Greise, in deren Antlitz des Lebens Runensprache nicht hineingegraben ist, Beamte mit knöcherner Haltung, Universitätsprofessoren wie steingewordene Fossilien, Studenten ohne die Elastizität der Jugend; das Ganze ein einziges, nie sich erneuerndes, farbloses Bild des monotonsten Regelmaßes, das, umrahmt von einer an sonnenbeglänzten, lieblichen Weserufern sanft aufsteigenden Gebirgswelle den zweifelhaften Eindruck friedlich-gesättigten Wohlstandes zu erwecken vermag: das ist Rinteln, die westfälische Universitätsstadt, in die Abbt als Professor der Mathematik im Alter von dreiundzwanzig Jahren seinen Einzug hielt.

In dem Augenblick, da er hier sein Amt antritt, schließt sich hinter ihm das Tor zu den frohen geistigen Kampfplätzen seiner früheren Jahre. Es ist wie Ironie des Schicksals, daß er gerade von Berlin aus, wo er sich zum selbständigen, freischaffenden Menschen und Schriftsteller endlich durchgerungen hat, in diesen elenden Winkel deutschen Lebens verschlagen wird, wie übertrie-

ben auch Abbts Schilderungen und Klagen gewesen sein mögen, einem jungen, tatendurstigen und intelligenten Manne den Lebensmut wohl abzustumpfen vermag. Die Universität zählt hundertundzwanzig Studierende: stille, gesittete, mehr fleißige als begabte junge Leute. Die Professoren sind mit der Zeit und mit der neuen Wissenschaft nicht fortgeschritten. Empört muß Abbt feststellen, daß weder Ramler noch Moses, noch Lessing von ihnen gekannt seien[1]), und wenn er unter ihnen wenigstens einen trifft, der sich als Liebhaber des Englischen ausgibt, so ist sein pedantisches Gelehrtenäußere dennoch derartig wenig mit einer so modernen Beschäftigung in Einklang zu bringen, daß Abbt ihm am liebsten versichern möchte, das Englische könne aber unmöglich ein Liebhaber von ihm sein[2]). Diese Stichproben allein überzeugen Abbt, daß die Universität mit ihrer übrigens sehr dürftigen Bibliothek ihm nichts zu bieten hat.

Die Möglichkeit geeigneten Verkehrs ist gänzlich ausgeschlossen, zumal Abbt in der ganzen Bevölkerung den nörgelnd-unverträglichen, sagen wir kleinstädtischen Zug, der ihn, aus Berlin kommend, doppelt abschrecken muß, rasch entdeckt hat. Der einzige Gedanke, der ihn über die Enttäuschung hinwegsetzt, ist die Annehmlichkeit seiner Lage vom pekuniären Standpunkt aus, ein Vorzug, den des Lebens Not ihn jedenfalls von vornherein mit besonderer Schärfe sehen ließ. Um so drückender empfindet er jetzt, da ihm die Augen aufgehen, den Mangel an mündlichem Gedankenaustausch, an jeder Art Aufmunterung, Unterhaltung und Anregung, ohne die er nicht bestehen kann, so daß er sich, nach seiner eigenen Aussage, wie „ein Gefangener“[3]) vorkommt, wie ein Verbannter, „ein Sohn der Hagar, der in dürren Gegenden umherwandelt, während die Freunde als Kinder der rechten Mutter in Berlin sich nähren“[4]).

Er fürchtet sich vor dem geistigen Ruin, überall wittert er

1) W. W. III, S. 39.) ib. III, S. 29. 3) ib. III, S. 53.
4) ib. III, S. 119.

Ansteckungsgefahr, er glaubt, daß die ihn umgebende, steif gewordene Gelehrsamkeit den Keim der Krankheit in das Reich seines eigenen Geistes bringen könne.

In dieser Verfassung beginnt er seine Tätigkeit, hält Vorlesungen vor Menschen, die ihm kaum folgen können, schreibt Bücher über fernliegende Probleme, weil die Wirklichkeit ihm keinen Stoff bietet und sieht in der Korrespondenz mit Berlin das einzige Mittel, sich aufzuheitern und seinem Geist die frühere Beweglichkeit zu erhalten. Während seine Frankfurter Werke unmittelbar aus den Erlebnissen der Gegenwart und ihrer Widerspiegelung in seinem Innern flossen, war sein Schaffen in Rinteln zunächst von äußerer, wissenschaftlicher Anregung abhängig. Die besonderen Pflichten seines Berufes, Preisaufgaben, die er zu bearbeiten hatte und nicht zum mindesten die Vertiefung in fremde Lesestoffe bedingen es. Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, welche Bedeutung der Lektüre für Abbts geistige Vollendung überhaupt zuzuschreiben ist. Er hat allerdings mehr gründlich als viel gelesen. Mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit ging er an jeden ihm dargebotenen fremden Gedankengang heran, wozu eine Fülle von Auszügen und Abschriften ganzer Werke zum Beweise vorliegen[1]). Sie sind mit der peinlichsten Sorgfalt des Gelehrten angefertigt und geben uns einen Einblick in seine geistige Werkstatt, wo neben den eigenen unmittelbar fremde Erzeugnisse liegen, die beständig zum Vergleich und zur schärfsten Kontrolle herangezogen werden. Selten betritt er ein Gebiet, auf dem er nicht schon Spuren eines größeren Geistes findet, so daß er die vorhandenen Fußstapfen zu seiner eigenen Fährte gebraucht. Wenn er sie auch nicht genau nachzeichnet, so geben sie ihm wenigstens die Richtung. Er folgt zunächst den angegebenen Kurven, macht aber bald Abschweifungen,

1) Sie befinden sich im Fürstlichen Hofarchiv zu Bückeburg. Durch Herrn Geh.-Rat Bercken wurde ich von ihrem Vorhandensein, über die Art ihres Aussehens unterrichtet.

ſchafft ſeltſame Kanten und Winkel und gelangt ſo zu neuen Wegen und Ergebniſſen. In dieſer Weiſe arbeitet er vor allem in Rinteln, wo ihm die Verbindung mit dem wirklichen Leben fehlt, wo er wieder von neuem auf die abſtrakte Wiſſenſchaft hingewieſen wird, namentlich auf die Mathematik, die er an erſter Stelle lehrt. Doch muß er auch philoſophiſche Kollegs halten, und ſo vertieft er ſich wieder in die großen Meiſter des Rationalismus, die in Berlin ihm nichts mehr zu ſagen ſchienen, nun aber erneute Aufmerkſamkeit von ihm erheiſchen. Diesmal war es mehr Leibniz als Wolff, der ihn beſchäftigte und ihm das Thema zu ſeiner Antrittsrede eingab, einer im ſchweren Rhythmus lateiniſcher Perioden einherſchreitenden Disputation[1]), die von den Seelenkräften, ihren Eigenſchaften, Wirkungen und Tätigkeiten unter Berückſichtigung eines mathematiſchen Meßverfahrens handelt und nicht nur einen Leibniziſchen Weltweiſen, ſondern auch einen gründlichen Kenner der Empiriker Locke und Condillac verrät. Leicht wird ihm die Rückkehr in längſt aufgegebene Schulluftſphäre nicht geworden ſein. So ſtammt auch nur die Konzeption dieſes Programms aus ſeiner erſten Rintelner Zeit. Die Ausarbeitung[2]) erfolgt erſt ſpäter und dann nur unwillig und gezwungen, ſo daß die Ideen, in knappſter Form gegeben, mehr angedeutet als ausgeführt ſind.

Andere Intereſſen zogen ihn von der ſyſtematiſchen Philoſophie wieder ab. Shaftesburys Werke fielen ihm von neuem in die Hände und drängten ihn zu einer Ueberſetzung, die zunächſt

1) Genauer Titel: Ad orationem inauguralem audiendam qua munus Prof. Philos. et Math. Ord. — ipsi demandatum — auspicabitur a. d. 19. Jul. 1762 invitat Thomas Abbt praefatus quaedam, de difficillimo progressu in dimetiendis animae virtutibus. Rinteln a. d. April. 1764. 2) Vgl. eine Mitteilung an den Kriegsrat Segner von Oſtern 1764. Es heißt da in den Angaben über den Fortſchritt des Werkes „Vom Verdienſt": „Ich würde ſchon weiter damit gekommen ſein, wenn ich nicht inzwiſchen ein elendes lateiniſches Programm, das ich ſeit zwei Jahren ſchuldig bin . . . hätte ſchreiben müſſen." B. W. VI, S. 87.

durch die ſtiliſtiſchen Vorzüge des Engländers hervorgerufen wurde. Bald war er aber, abgeſehen von der äußeren Form, auch in die Gedankengänge des äſthetiſch geſchulten, feinſinnigen Philoſophen hineinverſtrickt, in Ideen, die ihm aus der Gebundenheit ſeines Daſeins einen freieren Ausblick in die geniale Struktur des Weltganzen gewinnen und ihn ahnen ließen, daß die gleiche Schönheit, dieſelben harmoniſchen Verhältniſſe auch in den Wiſſenſchaften vorhanden ſeien, weshalb es ihn drängte, von der trockenen Behandlung der Lehrſtoffe zu einer freieren Anmut im Darſtellen zu kommen. Das Programm dieſer neuen Richtung ſchickte er ſeinen äſthetiſchen Vorleſungen[1]) voraus. Es bewies, daß auch die „ſtrengeren Wiſſenſchaften unter dem Einfluß des Schönen ſtehen"[2]), daß die Geſetze der Ordnung und des Maßes ſich wie ein roter Faden gleichmäßig durch alle Zweige der Kunſt und der Gelehrſamkeit hindurchziehen, die durch den einen Gedanken wie zu einem einheitlichen Gebilde geeint ſind, zu einem gewaltigen Baum der Erkenntnis, deſſen Wurzeln im feſten Boden geſunden Erdreichs ſtehen und der mit ſeinen äußerſten Spitzen und Veräſtelungen ſich in die rätſelhaften Fernen unendlicher Atmoſphären verliert.

Dieſe Abhandlung, das erſte im Druck erſchienene Werk aus der Rintelner Zeit, wurde etwa dreiviertel Jahre nach Antritt ſeines Amtes veröffentlicht, denn Anfang Juli 1762 ſchickte Mendelsſohn mit einer Kritik die Schrift dem Freund zurück, die einzige, an der die feilende Hand der Berliner nicht gearbeitet hat. So kam die von Shaftesbury beeinflußte, ſeltſam-ausgeſchmückte und bilderreiche Sprache des Verfaſſers unbeſchnitten darin zum Ausdruck.

---

1) In dem chronologiſchen Verzeichnis von Abbts Werken gibt Bieſter, A. W. VI, S. XV, einen Ueberblick über die von Abbt in dieſer Hinſicht behandelten Themen. 2) Näheres darüber in dem Abſchnitt: Der Philoſoph. S. 111ff.

Die gewollte Kürze in den Wendungen, die oft bizarre, knappe, ſprunghafte und dunkle Ausdrucksweiſe iſt aber ebenſo die Folge der Tacituslektüre, die in jener Zeit ſcharf einſetzt und uns Abbt von neuem auf einem Gebiet zeigt, das ihn immer wieder in ſeinen Bann gelockt hat: die Geſchichte.

Zu intenſiver Beſchäftigung mit ihr trieb ihn damals eine äußere Anregung, der einzige Verkehr, der ihm in ſeiner menſchenarmen Umgebung zuſagte, ein Mann, der, wenn auch nicht in Rinteln ſelbſt wohnend, auf Abbt zu wirken wußte und gleichen Geiſtes mit ihm war: Juſtus Möſer, der Sekretär und Vertreter der Regierung in Osnabrück. Er gehört zu den wenigen deutſchen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts, die Gelegenheit hatten, ihre philoſophiſchen und moraliſchen Grundſätze als leitende Staatsmänner zu verwirklichen, die ihr Beruf mitten ins praktiſche Leben führte. Die günſtigſten Verhältniſſe hatten die Entwicklung Möſers und ſeiner Anſchauungen beſtimmt. Die uralte Tradition eines vornehmen weſtfäliſchen Bürgerhauſes, die im engſten Zuſammenhang mit der Heimat verlebte Jugendzeit, die Sprengung der begrenzten politiſchen und völkiſchen Einſichten durch einen Aufenthalt in London, die ſpätere Amtstätigkeit im Land der roten Erde, deren Erfolge ſich einerſeits auf die im Ausland erworbenen Erfahrungen, andererſeits und mehr noch auf die durch Geburt und Abſtammung ihm überlieferte innige Vertrautheit mit Stammesart und Eigenheit, Sprache und Sitte des weſtfäliſchen Volkes gründeten: alles das hatte den Mann gebildet, der in ſeinen geſchichtlichen Verſuchen auf ſtärkſte Erfaſſung des kulturellen Elements hinausging, die organiſche Entwicklung des Geſchehens zu ergründen ſuchte und dadurch den früheren, rein ſtaatsphiloſophiſchen Geſchichtsdarſtellungen, in denen die Ereigniſſe ohne Berückſichtigung der zeitlichen und örtlichen Bedingungen allein vom Standpunkt des Autors aus betrachtet wurden, endlich einmal die Spitze abbrach und ein tieferes pſychologiſches und hiſtoriſches Eindrin-

gen in die Vergangenheit verrieten. Faſt ſcheint es ſelbſtverſtändlich, daß zwiſchen Abbt und einer ſolchen, in Zeit und Leben feſt wurzelnden Perſönlichkeit bald eine auf gleichen Intereſſen und geſellſchaftlicher Begabung ſich aufbauende, durch häufige, gegenſeitige Beſuche ſtändig genährte Freundſchaft hergeſtellt wurde. Ein reger Verkehr entwickelte ſich zwiſchen Rinteln und Osnabrück. Lebhafte Ausſprachen entſpannen ſich in dem ehrwürdigen Patrizierhaus, das ganze Vergangenheiten in ſich barg und doch den Geiſt des Gegenwartsgeſchehens belebend ausſtrömte, das durch die liebenswürdige Intelligenz, den heiteren Plauderton der Gattin Möſers, die ſich bald mit dem rührigen Kleinſtadtprofeſſor vorzüglich verſtand, einen unwiderſtehlichen Anziehungspunkt für Abbt bildete.

Möſer ſelbſt aber war ihm das Zentrum dieſes Hauſes, eine ungemein ihn feſſelnde Erſcheinung, ein gewandter Geſellſchafter, ein geſchickter Geſprächsführer, ein ſcharfer Beobachter all deſſen, was um ihn vorging. Der kannte kein trockenes Wiſſen und bloßes Schrifttum. Das Leben draußen, Natur und Heimat, Menſchen aus Nähe und Ferne waren ihm Lehrer geweſen. Durch liebevolles Hineinverſenken in frühere Zuſtände und Geſchehniſſe hatte er ein tiefes Verſtändnis für die vaterländiſche Vorzeit ſich angeeignet. Mit feinſtem Spürſinn ging er dem geſchichtlichen Werden nach, ſuchte es in ſeinen Einzelerſcheinungen zu begreifen, um dann erſt durch ſtändigen Vergleich mit den gegenwärtigen Verhältniſſen die größeren Zuſammenhänge herzuſtellen. So entdeckte er den alten deutſchen Volkscharakter, ſah in dem Sieger der Varusſchlacht ſchon den heutigen, weſtfäliſchen Bauern mit ſeiner Zähigkeit, ſeinem unbeugſamen Eigenwillen, ſeinem herrlichen Stolz auf ſeine Muttererde. Von ſolchen Dingen ſprach er mit Abbt, ließ Geſchichte vor ihm lebendig werden, ſchilderte ihm die einſtigen Volksbräuche, die halb grotesken, halb geheimnisvollen Umzüge, Recht und Verwaltung, die ehrwürdigen Feſte ſeiner Ahnen, ließ die ganze Fülle ſeines glänzenden Vor-

ſtellungsvermögens in jenen tief geſchauten „Phantaſien" vor ihm ſpielen, die noch Goethe als köſtlichen Beſitz in ſeiner Taſche trug. Da leuchteten in frohem Staunen die Augen des Zuhörers. Da begriff Abbt in neuer Klarheit, daß die vom Einſt und Früher losgelöſte Aufklärerpartei nur leeren Formalismus, künſtliches Gleichmachertum, tote Schematik zu erzeugen imſtande ſei. Möſer machte ihn auf den nie müden Fluß der Erſcheinungen, auf die Bedeutung der Volksſeele, des Bürgertums, auf alle die im ſtaatlichen Leben wirkſamen Kräfte aufmerkſam, die unter der Diktatur des rationaliſtiſchen Geiſteshochmuts zu erſticken drohten. Von dieſen Geſprächen aus fand Abbt einen neuen Anſchluß an die praktiſche Philoſophie und das Geſchichtsſtudium, und tiefer ſetzte der Gedanke ſich in ihm feſt, daß gerade die Hiſtorie noch ein Feld für die Deutſchen ſei. Noch ſchrieb er zwar kein eigenes hiſtoriſches Werk, aber ſammelte „Prolegomena zu einem Colleg über die Geſchichte"[1]), in denen er vor allem die bisher unbeachteten methodiſchen Probleme dieſer Wiſſenſchaft anſchnitt, wobei er herausfand, daß nur umfaſſendſte geſchichtliche Kenntnis ſie löſen können. So machte er ſich denn an Gebauer[2]), das große Hiſtorienwerk ſeines Jahrhunderts heran, gewann aus ihm die gewünſchten methodiſchen Winke und gleichzeitige Anregung zu eigenen geſchichtlichen Verſuchen[3]).

Mitten aus ſeinen hiſtoriſchen Studien aber wird er wieder zur Philoſophie zurückgetrieben. Er hört von einer durch die Königlich preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin geſtellten Preisaufgabe über die Frage: Ob die metaphyſiſchen Wahrheiten überhaupt einer ſolchen Evidenz fähig ſind wie die mäthematiſchen"[4]), Gedanken, die den Mathematiker in ihm und den Philoſophen, die oft miteinander gerungen hatten, mit regem Intereſſe erfüllen mußten,

1) V. W. VI, S. XIV. 2) V. W. III, S. 130. 3) Auszug aus der portugieſiſchen Geſchichte. 4) Ausführliche Analyſe in dem Kapitel: Der Philoſoph. S. 97 ff.

ſo daß er bald nach der Ausſchreibung des Themas, im April 1762, an Mendelsſohn ſchrieb, er habe ſich zur Löſung der Frage entſchloſſen. Denſelben Vorſatz hatte auch der Freund gefaßt und beide, von gleichen Problemen bewegt, von gleichem Wollen beſeelt, kämpften nun in regem Wettſtreit um den Sieg, obwohl Mendelsſohn erſt durch wiederholte Vorſtellungen von ſeiten Nicolais es über ſich brachte, die Arbeit fortzuſetzen, mit der er auch Abbt beſchäftigt wußte, den Berufs- und Rezenſententätigkeit allerdings zunächſt von ſeinem Entſchluß wieder abzulenken ſchienen. Am 10. Dezember 1762 ſehen wir ihn aber intenſiv bei der Arbeit, denn nichts als „Untauglichkeit" ſoll ihn von nun an abhalten, über die Preisfrage der Akademie zu arbeiten[1]). Am 26. iſt ſchon zu berichten, daß die Abhandlung der Akademie eingeſandt wurde[2]) und Mendelsſohn, dem der Freund einſt ſchrieb, daß er „mit der Langſamkeit einer Schildkröte die Bücher durchkrieche"[3]), kann ſich nicht genug wundern, „wie man in Zeit von vier Wochen auf eine Abhandlung zu denken, zu ſchreiben und ſie abzuſchreiben vermag"[4]). Die Uebereilung iſt dem Werke jedenfalls nicht zugute gekommen, da die Akademie es ablehnte und Mendelsſohn — nicht einmal Kant, der als Dritter ſich daran beteiligt hatte — den Preis zuerkannte. In ſeiner Beſcheidenheit wertete Mendelsſohn aber auch Abbts Leiſtung als ein Ganzes, denn er weiß, „daß im Krieg nicht ſelten der ſchlechtere General dem Glück des Zufalls ſeinen Vorteil zu verdanken habe"[5]). Abbt plant darauf eine erweiterte Form der Arbeit, kommt aber nicht dazu, ſie auszuführen[6]), denn hundert andere Tätigkeiten umlauern ihn Tag für Tag. Unaufhaltſam eilt er „von Buch zu Buch, von Brief zu Brief, vom Leſen zum Schreiben"[7]). Jede freie Minute gilt den Literaturbriefen, die hin und her im Wechſel der Meinungen beſprochen werden. Jede Ent-

1) B. W. III, S. 130. 2) ib. III, S. 132. 3) ib. III, S. 137. 4) ib. III, S. 137. 5) ib. III, S. 156. 6) Pentzhorn, S. 62. 7) B. W. III, S. 131.

deckung, jeder Entwurf, jede Korrektur wird den Freunden mitgeteilt. Es ist ihm, als lebten sie um ihn, als könne er Auge in Auge mit ihnen sprechen. Und doch empfindet er die papierene Unterhaltung nur als den äußersten, notdürftigsten Ersatz für ihre Gegenwart. Sein Lebensmut ist oft wie gebrochen. Nichts als die Klage um verlorenes, in Berlin zurückgelassenes geistiges Gut füllt sein Inneres aus. In dieser Verzweiflung rankt er sich empor an Zukunftsmöglichkeiten, sucht nach einem Ausweg aus diesen Verhältnissen, grübelt, sinnt, überlegt, bahnt neue Wege: da blitzt ein jähes Hoffnungslicht in der ihn umgebenden Dunkelheit auf. Die Frankfurter Professur war nach dem Tode Alex. J. Baumgartens erledigt. Den Lehrstuhl des großen Aesthetikers zu besteigen, mit dessen Ideen er schon in Halle und dann in Frankfurt jedenfalls durch persönliche Berührung bekannt geworden war, traut er sich zu, wartet aber auf eine offizielle Berufung. Er allein tut nicht den entscheidenden Schritt. Seiner fatalistischen Veranlagung nach bleibt er in abwartender Haltung. Es ist ihm, als sei es im Rate der Vorsehung für ihn beschlossen, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu verlassen, um in Frankfurt zu wirken, wo er seinen Freunden näher sein könne, wo sein Leben Ziel und Gehalt gewänne. Dann aber kommen wieder trübe Stimmungen. Das Bild der neuen Zukunft zerrinnt vor seinen Blicken; er weiß, daß er die Gegenwart der Freunde zu seinen Träumen zählen muß und daß ihm nichts anderes beschieden ist, als ruhig auf seinem Platze auszuharren, mit preußischem, echt fritzischem Pflichtbewußtsein sich in der Treue im Kleinen zu bewähren, die ihn lehrt, „daß ein Soldat, der auf seinem angewiesenen, traurigen Posten mit Treue stehen bleibt, in seinem Staate ebensoviel Verdienst erwirbt als der Adjutant, der im Hauptquartier seine Dienste verrichtet[1]). Bei allem Drang ins Weite und Ungebundene ist also doch noch ein gewisses Einordnungsgefühl in ihm vorhanden. Er weicht nicht

1) B. W. V, S. 130/31.

aus dem einmal angenommenen Dienſt, ſo ſehr man ihm auch Gelegenheit zu anderer Betätigung bietet[1]). Nur die Stelle in Frankfurt hätte ihn reizen können, mit der Gegenwart abzubrechen. Bis zum Weihnachtstage des Jahres 1762 wartete er ſehnſüchtig auf eine Aufforderung von maßgebender Stelle her. Sein Wunſch blieb unerfüllt. Er ſchwieg ſpäter über dieſe Angelegenheit. Weiter atmete er die dumpfe Kleinſtadtatmoſphäre, deren Einſamkeit er in gezwungener Ergebung, mit unterdrücktem Ingrimm trug. Trotz eifrigſter literariſcher Tätigkeit wich die trübe Stimmung nicht von ihm. Wie ſehr er auch verſuchte, ſeinen Geiſt zu zerſtreuen, die Fülle ſchwermütiger Vorſtellungen durch die Hetze des Tuns zu unterdrücken, ſo fand er doch keine Befriedigung, wie er ſie wünſchte, wie ſie nur in einer Seele wohnt, „die höhere Abſichten hegen kann, als ſich erſt einen bequemen Standort auf dieſer Erde zu verſchaffen“[2]).

In bitteren Klagen über ſeine troſtloſe, von aller Welt abgeſchnittene Lage ergeht er ſich immer wieder in den Briefen an die Berliner Freunde, die ihm durch Zuſendungen von Büchern und Schriften aller Art die denkbar reichſte Aufmunterung zu verſchaffen ſuchen. Sie erinnern ihn auch an die kriegeriſchen Ereigniſſe, von denen er in Rinteln nichts ſpürt. Mendelsſohn muß ihm die Wucht des Zeitgeſchehens[3]), das ihn zu Stunden ſelbſt ſtark niederdrückte, wieder fühlbar machen. Kaum reagiert Abbt darauf. Er ſieht nur ſein eigenes Mißgeſchick, ſeine Verlaſſenheit, fühlt ſich oft ſelbſt von dem Freunde nicht mehr verſtanden, der zu Anfang des Jahres 1762 ſich vermählt und die Beziehungen zu Abbt ein wenig gelockert hatte. Abbt härmt ſich über dieſen Zuſtand, ſieht aber bald das frühere, innige Verhältnis wiederhergeſtellt. Die Lage des Freundes ironiſierend, beneidet er den verheirateten Philoſophen, der „wenigſtens von der Frau zu den Büchern ſeine Zuflucht nehmen kann, während er beinahe von

1) Vgl. Pentzhorn, S. 41. 2) B. W. III, S. 127. 3) ib. III, S. 120ff.

den Büchern zu einer Frau geflohen wäre“[1]), ein Entſchluß, der ihm aber bald wieder leid wurde, als er einen tieferen Blick in die Rintelner Geſellſchaft, in die Pſyche der weſtfäliſchen Sterblichen getan hatte, die das Schöne haſſen und ſich mit materialiſtiſchem Lebensgenuß ſättigen. Da verrammeln unverſehens ſich die Zugänge zum Herzen Abbts. Verbittert und freudlos ſteht er als vierundzwanzigjähriger junger Menſch in einer Umgebung, die ihn nicht begreift und der er ſelber nichts zu ſagen hat. Und doch war ſeine ganze Natur zu ihrer Entfaltung auf ein ihr fruchtbares Milieu angewieſen. Verſagte es, ſo war auch er gelähmt. Osnabrück war immerhin nur mit Mühe zu erreichen. Die Nachmittage bei Möſers waren zu ſelten, zu abgeſondert von ſeinem ſonſtigen Leben, um ihn mit dauernder Erquickung zu füllen. Die bunte Wirklichkeit Berlins, die ſtets bewegte Welt der Hauptſtadt, das ſtark in ihm erwachte Gegenwartsbewußtſein: all das iſt wie in immer dichter ſich webende Erinnerungsſchleier eingehüllt. Es zittert nur noch leiſe in den Tiefen ſeiner Seele. Es hängt wie an Abgründen, droht zu ſinken und will doch ſich wieder aufranken zur Höhe, will hineinwachſen bis an Gipfel, die nie erſtiegen waren. Aber die Hand, die das köſtliche Kleinod befreien wird, das löſende Schickſal iſt noch nicht da. So rettet er ſich in die Welt der Vorſtellungen, ſaugt Nahrung aus bloßer Gedächtniskraft und Phantaſie, belebt ſich durch die Darſtellung in Geiſt und Schrift, den einzigen Troſt des inſular wirkenden Verbannten, in deſſen Werkſtatt unſer Blick jetzt ſchauen ſoll.

2. Der Philoſoph

Wenn Abbt, aus der Fülle des Lebens nach Rinteln kommend, in ſeiner Antrittsrede ein philoſophiſches Thema im Geiſt des Rationalismus behandelt[2]), ſo macht das den Eindruck, als beſchwere ihn doch noch irgendwie das dickflüſſige Blut des

1) W. W. III, S. 128. 2) Vgl. S. 86.

ſyſtematiſchen Denkers, als ſei ein untilgbares Ueberbleibſel alten Schulſtaubs trotz aller Reinigungsverſuche noch immer nicht aus ihm herausgewirbelt. Wie ungern er auch an die Disputation heranging, wie ſehr ſie auch aus dem Zwang der Berufstätigkeit erwachſen war: ſie würde ihm bei den beſonderen Bedingungen ſeines Schaffens — ſelbſt ſo zerſtückelt, wie ſie ſchließlich nach allen Umarbeitungen zu bleiben verdammt war — überhaupt nicht gelungen ſein, wenn er ſich wirklich ſchon mit allen Organen an die neu entdeckten Lebensrealitäten feſtgeſaugt hätte. Was harte Pflicht in dieſer Zeit ihm an Denkarbeit auferlegte, das trifft Seiten ſeines Weſens, die nicht völlig abgeſtorben ſind. Sie leben wieder auf in der Studierzelle, die zum Grübeln einladet. Da ſitzt der junge Profeſſor, der Mathematiker, in Zahlen wühlend, aus Zeichen und Linien ein konſtruktives Ganze bildend. Die Exaktheit der mathematiſchen Beweiſe, die wunderbare Sicherheit des Verfahrens berauſcht ihn. Fleiſch und Blut des eigenen Leibes ſpürt er nicht mehr. In dieſen erſten Wochen angeſtrengten Studiums, des Scheinarbeitens in die reinſte, die ſauberſte der Wiſſenſchaften, wird er wieder ganz der ſiegſichere Forſcher von früher, ſchmilzt ſein ganzes Weſen in einen einzigen Punkt zuſammen, von dem aus alle Kräfte ſtrömen: die ratio. Er ſimuliert, ſyſtematiſiert, treibt Metaphyſik, freut ſich an feinſten Begriffsunterſcheidungen, forſcht nach den Gründen der Dinge, nach letzten Urſachen, macht bitterſte Vorwürfe den oberflächlichen jungen Leuten, „die weder bis zu Subtilitäten ſtudieren . . . noch aus den Büchern mit Mühe lernen wollen“[1]). Hat er nicht ſelbſt es geradeſo gemacht? In Folianten geblättert, Kollegs ſich ausgeſchrieben und bis zum fernſten Winkel die Fundgrube rationaliſtiſcher Weisheit durchſtöbert? Dasſelbe Verfahren, dem er längſt abhold geworden war, empfiehlt er wieder. Es hatte ihm ein Reſultat gebracht, das er mit vielen Gleichgeſinnten, Gleichſuchenden teilte: den mit dem Mäntelchen philo-

1) L. B., XVI. Teil, S. 148.

ſophiſchen Eigenſyſtems nur allzuſchlecht verhüllten Eklektizismus des allen gutwillig Intellektuellen leicht zugänglichen Denkmagazins Wolffs. Bald aber — ſchon als Schüler des Aeſthetikers und Senſualiſten Meier — ſahen wir ihn in die vom Hergebrachten und Schulmäßigen etwas abſeitsliegenden Pfade der engliſchen Empiriker, namentlich Lockes, einbiegen. So zeigt er denn in ſeinen philoſophiſchen Jugendſchriften[1]) eine ſeltſame Miſchung des Alten mit dem Neuen, ein oft unklares Nebeneinander, ein unorganiſches Ineinandergreifen von Rationalismus und Empirismus, von ſcholaſtiſchem und erfahrungsmäßigem Denken. Vor allem greift er, der nach Wirklichkeit, nach ſinnlicher Wahrheit drängt, die Lockeſche Ideenlehre auf, verbindet aber mit dem Ideebegriff bald eine rein logiſche Tatſache, bald den nach der Terminologie der Engländer allein in ihm enthaltenen ſinnlichen oder ſeeliſchen Erfahrungsbeſtand. Ueberhaupt iſt damals noch in Abbt eine unverkennbare Tendenz, dem apoſterioriſchen Bau des Empirismus eine aprioriſche Grundlage zu geben. Die Logik, die Mathematik und Geometrie macht er zu Großmeiſterinnen aller Erkenntnis, verlangt ſtrikteſte Anwendung ihrer Methoden. Durch ſie allein befriedigt er den „Sensus veri velocissimus", der in ihm brennt und ihn zum Forſchen antreibt, zur Suche nach Wahrheit in oft abſtrakteſter Form, nach ſtrengen Geſetzmäßigkeiten in Phänomenen des äußeren und inneren Lebens. Gemüt und Phantaſie erſcheinen ihm nicht ſelten als gefährliche Gegner der begrifflichen Klarheit. Immer wieder nimmt er ſeine Zuflucht zur Mathematik, die ihm Maß und Zahl aller Dinge iſt. Sie allein enthält reſtloſe Ueberzeugungskraft, Gewißheit, wie der beſitzſüchtige, ängſtlich ums Hab und Gut des Geiſtes beſorgte Rationalismus zu ſagen pflegt. Die Mathematik wird bei jeder philoſophiſchen Unterſuchung herangezogen; ſie dient auch zum Vergleich mit den metaphyſiſchen Wahrheiten, was Abbt, im

1) De recto philosophiae studio. — De via ad veritatem propius, etsi non penitus accedendi.

Bund mit Kant und Mendelsſohn, die Frage der Akademie[1]) beantwortend, in faſt treuherzig zu nennendem Glauben an die Beweiskraft der metaphyſiſchen Wahrheiten darzuſtellen unternimmt. Während Kant in ſeiner Abhandlung zum erſtenmal gegen den Gebrauch mathematiſcher Methoden in Dingen der Philoſophie entſchieden Front macht, nehmen die beiden andern Preisbewerber nicht den geringſten Anſtoß daran. Mendelsſohn ſucht beſonders die „Evidenz" in der natürlichen Theologie und Sittenlehre recht augenſcheinlich zu machen, wird aber überholt von Abbt, der, auf den Engländern fußend, auch noch die Pſychologie in das Thema hineinbezieht und erſt an zweiter Stelle die Moral und die Metaphyſik unter die Lupe des Mathematikers nimmt. In ſeinen pſychologiſchen Erörterungen biegt er inſofern vom Wolffſchen Rationalismus ab, als er die Sinnesvorſtellungen nur in der erſten Lebensperiode als verworrene Erkenntnis bezeichnet, während die ſpätere Reproduktionstätigkeit des Geiſtes, die Funktionen des Gedächtniſſes, durch die Vergleichsmöglichkeit mit früheren ſeeliſchen Erlebniſſen den Satz des Widerſpruches auf ſich anwenden laſſen, wodurch ſie ihrerſeits „Gewißheit" erhalten. In ähnlicher Weiſe ſucht Abbt das Axiom des zureichenden Grundes auf pſychologiſche Tatſachen zu beziehen[2]), ein Verfahren, das ihn ſo recht als den noch ganz im rationaliſtiſchen Fahrwaſſer dahingleitenden typiſchen Eklektiziſten kennzeichnet. An weitere pſychologiſche Fragen rührt er daher auch nur mit größter Vorſicht; den Subſtanzbegriff, die Leib-Seele-Beziehung ſtreift er eben, um ungeklärt darüber hinweg ſich in ein anderes Gebiet, die Moral, zu begeben, deren Gewißheit, d. h. hier Unverletzlichkeit, auf dem im Menſchen liegenden eudämoniſtiſchen Triebe beruht. Indem Abbt die gleiche Frageſtellung außerdem noch auf die Theologie anwendet, zeigt er ſich als der noch immer mit den orthodoxen Dogmen Ringende, dem alles, was Jenſeits,

1) Ob die metaphyſiſchen Wahrheiten überhaupt einer ſolchen Evidenz fähig ſind wie die mathematiſchen. 2) V. W. IV, S. 76.

Gott, Unſterblichkeit der Seele anbetrifft, nur ſymboliſche, innerlich geahnte, aus Analogien mit der Erfahrungswelt geſchloſſene Gewißheiten ſind.

Hinſichtlich der religiöſen Einſtellung hat Abbt, als er nach Rinteln kam, verſchiedene Phaſen durchgemacht. Eine gläubige Kindheit, die erſten Grenzüberſchreitungen ſtreng kirchlichen Denkens im Verein mit Vetter Miller, die weitere eigene Loslöſung und Befreiung vom Dogmentum trotz des wenigſtens noch gemäßigt orthodox geſinnten Lehrers S. J. Baumgarten, die frühen ſchriftlichen Angriffe auf den Wunderglauben, die Bibelkritik im Sinne Michaelis und Erneſtis, die Predigten Spaldings in Berlin, wo die kirchlich-unabhängige Behandlungsweiſe des dogmatiſchen Lehrbegriffes an der Tagesordnung war, der Verkehr mit dem religiös ganz unabhängigen Nicolai, in den zwar die Berührung mit der gläubig geſtimmten Seele Mendelsſohns als linderndes Gegengewicht fällt, das alles bildet in knappen Strichen die Vorausſetzung zur religiöſen Denkart Abbts in Rinteln, die mit der philoſophiſchen — wie es im Streben der Zeit lag — ſich zu einen ſuchte. Seine bisherigen Erlebniſſe und Ueberzeugungen haben ihn auf den Standpunkt gebracht, daß Religion kein Selbſtzweck ſein kann. Das alte Chriſtentum dünkt ihn zu unpraktiſch, ſpiritualiſtiſch, blutleer und ſchattenhaft. Er ſehnt ſich nach einer diesſeitigen, fröhlichen, geſunden Religion des gemeinen Menſchenverſtandes. So ſtreicht er die damals als beſonders anſtößig geltenden Lehren von der Trinität[1]), der Ewigkeit der Höllenſtrafen[2]) und die Offenbarung aus ſeinem religiöſen Bekenntniſſe aus. Das Offenbarungsproblem intereſſiert ihn ſogar derartig, daß er — im Gegenſatz zu Juſtus Möſer, dem Verächter Rouſſeaus — ein ganzes Schema über die verſchiedenſten Arten der Offenbarungen aufſtellt[3]), das bei allen Feinheiten im Unterſcheiden und Zergliedern doch nichts weſentlich Neues

1) V. W. V, S. 174. 2) ib. V, S. 207; 3) V. W. VI, S. 12.

bringt und ſich als Miſchung von ſupranaturaliſtiſchen und rein deiſtiſchen Auffaſſungen darſtellt. Er ſelbſt iſt entſchiedener Anhänger der natürlichen Religion, möchte aber dem Volk die geoffenbarte Wahrheit erhalten wiſſen, ſo daß er nach Art der engliſchen Freidenker zwiſchen einer exoteriſchen und eſoteriſchen Lehre unterſcheidet, da Volk und Gebildete ganz andere Bedürfniſſe hätten. Dieſen Grundirrtum im religiöſen Denken, der gar nicht berückſichtigt, daß die Seele als ſolche, vor Gott ſtehend, in Armut bleibt, ob reich der Geiſt, kultiviert die Lebensart iſt, das andererſeits die gleiche religiöſe Wahrheit in unendlicher Abſtufung von den verſchiedenen Individuen erfaßt, ausgebeutet, ſublimiert werden kann: dieſen Grundirrtum, der den humanitären Volksbeglücker mit dem hochmütigen Gelehrten zuſammenſchweißt, vertrat auch Abbt. Ihm iſt das abſtruſeſte Dogma köſtlichſter Beſitz, wenn Menſchen für ihr Alltagsleben Gewinn daraus ziehen, beſſer werden durch das, was ſie glauben. Klare, religiös-ſittliche Grundſätze fordert er für das Volk, nicht aber pietiſtiſche Schwärmerei, dünkelhafte Scheinheiligkeit. Die Helden des Chriſtentums, die ſtarken Tatmenſchen, den Heroismus des Märtyrers erfaßt er mit wahrhaft glühendem Verſtändnis für den geoffenbarten Glauben in jeglicher Form, der ſolche Edelbildungen unter den Geſchöpfen erzeugt. Nicht nennt er ſie mehr Chriſten, ſie ſind im vollen Sinn des Worts „Erlöſete“[1]). Sie werden durch ihre prachtvolle innere Einheit, ihren herrlichen Lebenswandel die Liebe zum Glauben in vieler ſchlichten Bürger Herz hineinpflanzen; ihrer ſollen immer neue durch Wort und Schrift, durch Predigt und Erbauungsbuch gewonnen werden[2]). Er

1) W. W. I, S. 187. 2) ib. I, S. 237. Im Anſchluß an dieſe Forderungen hat Herder in ſeinem Aufſatz: Der Redner Gottes (S. W. S. XXXI, S. 96ff.) ein Predigerideal aufgeſtellt, das er ſelbſt zu verwirklichen beſtrebt war. Er ſchildert darin den Seelſorger, der als Menſch zu ſeiner Gemeinde ſpricht, ſchlicht und ungekünſtelt, der Bilder aus dem alltäglichen Leben vor ihr aufrollt und zu Entſchlüſſen anregt. Er muß

ſelbſt aber ſteht außerhalb, auf ſich allein und ſeinen Gott, den fernen, mittlerloſen angewieſen. Ihn, ſein Daſein, zu leugnen, iſt „Raſerei", mit „unſerm Mark iſt der Gottesglaube zuſammengewachſen"[1]). So unentwegt er an dieſer Tatſache feſthält, ſo empört er ſich — diesmal auch im Sinne des Volkes — gegen gewiſſe, dem Aufklärer und geſunden Verſtande geradezu diametral entgegengeſetzte Auffaſſungen, wie ſie etwa im Jungfräulichkeitsideal des Katholizismus zum Ausdruck kommen. Da regt ſich in ihm der Hiſtoriker, der Staatsmann: die Kloſterleute nennt er politiſch Tote. Und dennoch — ſo widerſpruchsvoll iſt ſeine Weltanſicht — begeiſtert er ſich für den „einzig der Würde des Menſchen als Geiſt entſprechenden"[2]) Zuſtand der eheloſen Gnoſtiker, die ſchließlich doch noch einen Zweck im Ganzen der Schöpfung zu erfüllen haben und die Teleologie nicht umſtoßen, denn: „Wie nicht alle fruchtbaren Gegenden unſeres Erdreiches genutzet und alle Früchte genoſſen werden, ſo bleibt auch manche Kraft unangewandt, ohne daß wir alle Abſichten einſehen können"[3]).

Daß aber in der Ordnung des Alls der Menſch eine ganz eigene Stelle einnimmt, daß er der Mittelpunkt iſt, um den ſich alles bewegt: dieſer aus dem neuen Lebensgefühl der Zeit geborene Gedanke beſchäftigt Abbt in immer dringlicherem Antrieb zu ſchriftlicher Fixierung, die, nach einer Reihe von Verſuchen, in der als Brief an Mendelsſohn gerichteten Schrift vom „Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen"[4]) zur Tat wird. Sie zeigt uns Abbt als den unter ſeinen

ſich in die Pſyche ſeiner Zuhörer, „ein Publikum von geſundem Verſtande", hineindenken, das „die Sprache des geſunden Verſtandes, des fühlenden Herzens" (vgl. S. W. S. II, S. 503) von ſeinem Prediger erwartet, der nicht, wie etwa die politiſchen Redner, einen Augenblickserfolg erſtreben, ſondern eine nach innen gehende, tiefere Wirkung hervorbringen ſoll. 1) W. W. I, S. 89. 2) ib. VI, S. 20. 3) L. B., XV. Teil, S. 115. 4) W. W. III, S. 179ff. Es iſt ein Aufſatz, der urſprünglich als Rezenſion der Spaldingſchen

Mitkorreſpondenten bei weitem radikalſten Vernünftler. Er unterſcheidet eine zweifache menſchliche Beſtimmung: eine ſoziale und metaphyſiſche[1]). Vor allem intereſſiert ihn die erſtere, der er mit den Forſchungsmitteln des Hiſtorikers, der vergleichenden Länder- und Völkerkunde nachgeht, um aus reichſtem Erfahrungsmaterial den Sinn des Lebens zu erſchließen und eine ihm adäquate Sitten- d. h. Glückſeligkeitslehre zuſammenzuſtellen. Die metaphyſiſche Seite des Problems erſcheint ihm unlösbar. Weder Spalding, der die Unſterblichkeit als Ausgleich zwiſchen Gut und Böſe, Schuld und Sühne fordert, noch Mendelsſohn, der alles Geſchehen, alles Werden im Diesſeits und Jenſeits auf die Abſichten Gottes[2]) zurückführt, kann ſeine Zweifel beruhigen. Der Gerechtigkeitsgedanke erniedrigt ſich in ſeiner Vorſtellung zu plumper Rachbegierde der Menſchen[3]). Nur gefühlsmäßig bejaht er die Unſterblichkeit. Wie aber der Jenſeitszuſtand ſein wird, ob in der Art eines höheren, ſublimierteren Sinnendaſeins, was Mendelsſohn und Spalding annehmen, ob rein geiſtige Exiſtenz, die er ſelber fordert, er wagt es nicht, ein endgültiges Wort darüber zu ſagen. Hin und her geht der Meinungsſtreit zwiſchen den Schreibenden, bis ſchließlich Mendelsſohn, der ſich durch Abbts Einwände bis ins Tiefſte getroffen fühlt, jäh die Korreſpondenz über dieſen Gegenſtand abbricht, um ſeine ihm doch nicht zu nehmende Ueberzeugung in einem Werk „Ueber die Unſterblichkeit der Seele" auf breiterer, von plato-

---

Schrift „Beſtimmung des Menſchen" 1748 in den Literaturbriefen erſcheinen ſollte. Man wollte aber dieſe Zweifel nicht ohne einige Beantwortung abdrucken. Mendelsſohn war mit Abbt über dieſe Materie in einen Briefwechſel geraten, und ſo erwiderte er die Zweifel durch ſein Orakel. V. W. III, S. 214 ff. Später ſind beide Arbeiten in die Literaturbriefe aufgenommen worden. L. B., XIX. Teil, S. 5 ff. 1) Mendelsſohn, der in den Anmerkungen zu Abbts Werken eine Fülle von Erklärungen und Erweiterungen zu den Gedanken des Freundes niederlegt, nennt die erſtere Art der Beſtimmung Determination, die letztere Deſtination. V. W. VI, Anm. S. 14. 2) V. W. III, S. 217. 3) ib. VI, S. 19.

niſchen Einflüſſen getragener Grundlage weiter auszubauen. In dieſem einen Gedanken ſind ſich die ſonſt ſo gleichgeſtimmten Freunde nicht nahegekommen. Da ſcheidet ſich der einſtige Talmudleſer, der ekſtatiſch erhitzte Maimonidesjünger, der orientaliſche Jude von dem die Lebensrätſel kühl beobachtenden, ſorgfältig abwägenden, gemäßigt temperierten Proteſtanten, dem der Zweifel im Blut liegt, wie all den deutſchen Gottſuchern auf Parzivals Leidensweg.

Ihnen wird die Ahnung der Uebernatur als ewige Sehnſucht ins Gemüt gelegt. Doch iſt und bleibt ſie Abbt nur Poſtulat, wird nicht zu unumſtößlicher Gewißheit, weshalb er ſchließlich, unbefriedigt von theoretiſcher Spekulation, die Metaphyſik in Bauſch und Bogen verdammt, um nur noch Praktiker des Lebens, Beobachter der Menſchennatur, Philoſoph des geſunden Verſtandes zu ſein.

Und damit iſt er erſt völlig in ſeiner ihm eigenſten philoſophiſchen Sphäre. Nun bildet nicht mehr das Weltganze, die Geſamtheit der Dinge, ſondern der Menſch in ſeiner konkreten Erſcheinung, ſeine tatſächlichen Bedürfniſſe, Wünſche, Hoffnungen, Werke, ſein Schaffen im großen und kleinen den Gegenſtand ſeines Intereſſes. Nicht vereinzelt ſtrebt er aus der Prinzipienſtrenge veralteter Syſteme, leerer Abſtraktionen in die um ihn herwogende, buntfüllige, vielgeſtaltige Wirklichkeit. Schon hat ſich aus dem Lager Wolffs ein Vortrupp von Verkündern neuer Weltſchau, von Vermittlern eines vollſaftigen, ſtarken elementaren Lebensgefühls losgelöſt. Es ſind die Sulzer und Mendelsſohn, die Baumgarten, C. F. Meier, die Schöpfer der Pſychologie und Aeſthetik in Deutſchland, die den Zwang der Vernunftherrſchaft von ſich abſchütteln, mit kühnem Griff die Maſchen des beengend ſich um ihre Seele lagernden Begriffsnetzes zerreißen. So tut auch Abbt, von ihrem Geiſt erfüllt, durchtränkt von den franzöſiſch-engliſchen Strömungen des Senſualismus und des Empirismus, den Schritt ins Reich des Greifbaren, ewig

Wechselnden, durchforscht Natur und Menscheninneres. Das Einzelne, Konkrete, Individuelle, das kleinste Ding des Alltags, jedes Geschöpf im weiten Garten Gottes wird ihm heilig. Die Wissenschaft, die ihm Aufschluß gibt über den unendlichen, in all seinen Teilen gesehenen Kreis des Lebendigen: ist Philosophie, doch mit gänzlicher Umgestaltung ihres einst so verknöchert anmutenden Aussehens. Nichts Erschreckendes, Geheimnisvolles, nur Eingeweihten Zugängliches soll das Wort mehr an sich tragen; die Königin der Wissenschaften — nach einer Schilderung Basedows — ist nicht mehr dunkel, nicht verdrießlich. Weg nahm man ihr das schleppende Kleid, den häßlichen Schleier, der sie entstellt hat, der ihr selbst nicht natürlich ist. Denn heiter will sie vor ihren Dienern erscheinen, als Menschenfreundin, gemeinnützig, beredt und gefällig"[1]).

Das ist es, was auch Abbt erstrebt: die menschliche, natürliche, gesunde Philosophie, jene Denkart, die er an Cicero und mehr noch an Sokrates bewundert, dem großen Menschheitsphilosophen, der „die Kette hatte, womit er die Weltweisheit vom Himmel zu den Menschen herabzog"[2]). Sehnlichst wünscht Abbt sich diesen Talisman, die Brücke, die ins Herz der Menschheit führt. Rastlos strebt er nach der von seinen Zeitgenossen oft übereifrig betriebenen Menschheitsbeglückung. Ein Sehnen ist in ihm wie vorahnender Humanitätsdrang, wie heiliges Liebesempfinden für die gewaltige, sich mühende, freuende, suchende Völkerfamilie. Praktisch bleibt er allerdings in seiner eigenen unmittelbaren Nähe, besieht den Menschen seines Vaterlandes, versucht ihm in einer Art „politischen Philosophie"[3]) die besondern Pflichten und Rechte, die staatsbürgerlichen Aufgaben klarzumachen. So stellt er das Verhältnis des Individuums zur Außenwelt fest, gibt Mittel an die Hand, das Leben zu ordnen, reinigen, zu verschö-

1) J. B. Basedow, Praktische Philosophie für alle Stände. 2. Aufl. Dessau 1777. I. Teil, S. 11. 2) V. W. IV, S. 139. 3) L. B., XV. Teil, S. 70.

nern. Scharf erkennen möchte er die jeweilige Lage der Bürger, ihre Nöte und Sorgen, Arbeiten und Zerſtreuungen; ihren Geſprächen möchte er lauſchen und mit ihnen in den Büchern blättern, die ihre Aufmerkſamkeit feſſeln. Dann würde er ihnen raten, helfen, ihnen praktiſche Philoſophie, kernige, blutwarme Lebensweisheit vorlegen können. Tief ſchauen will er in die oft ſorgſam zurechtgelegten Falten der Menſchenbruſt, der Seele grundlos weites Meer durchfahren. Zum Pſychologen iſt er geradezu geboren, zum ruhig-prüfenden Beſchauer fremden Innenlebens, nicht zum ſezierenden Analytiker, zum reſtloſen Entblößer und Zerſchneider unſerer Tage, der ſelbſt das immer Unreflektierbare, das dämmerhaft Unbewußte, die eigentlichen Kraft- und Quellgründe für unſere heiligſten Erlebniſſe ans Tageslicht zieht, um ſie in pſychologiſche Formeln hineinzupreſſen. Weit entfernt iſt Abbt von dieſem in reinen Materialismus ausartenden Beginnen. Stets bleibt er an der Grenze des dem einfachen Mann zur Beobachtung, zum Verſtändnis Zugänglichen, holt aus dem Dunkel ſeiner Seele heraus, was jener allein nicht zu faſſen vermag.

Wollen wir verſuchen, in wenigen Zügen Abbt als Pſychologen zu charakteriſieren, ſo iſt weſentlich, daß er die rationale Vermögenspſychologie Wolffs in ihrer Zweiteilung von Erkennen und Begehren nicht mehr aufrechterhält, ſondern gerade das, was der Dogmatismus dieſer Schule als nur „verworrene Erkenntniſſe" bezeichnet hatte, Gefühl und Sinnlichkeit, in ſtarkem Maße betont. Die alte ontologiſche Spekulation verlaſſend, begibt er ſich auf die Wegſpuren des Erfahrbaren, gründet ſeine Ergebniſſe auf genaueſte Unterſuchung des Wirklichen, auf Vergleiche und Einzelbeobachtung. In anſchaulichſter Weiſe ſchildert er die verſchiedenſten Situationen des Lebens, in denen die Seelentätigkeit in ihren einzelnen Auswirkungen vorzüglich zum Vorſchein kommt. Daran anknüpfend entwickelt er allgemeinere, aus der Einzelerſcheinung abzuleitende Geſetzmäßigkeiten. Die Seele iſt ihm ein

unüberſchaubarer Komplex von Aktualitäten, ein immer bewegtes, vibrierendes, in allen Teilen beſtändig ſich variierendes und zitterndes Ganze. Von einer dem Schema Wolffs entſtammenden ſtarren Subſtantialität der Seele ſieht er völlig ab. Er fragt in erſter Linie nach ſeeliſchen Leiſtungen, Funktionen, Energien, nach lebendigen Inhalten, die, obwohl ſie nicht identiſch ſind mit dem Ichbegriff, doch zur Bildung des Selbſtbewußtſeins, der letzten Beziehungseinheit der äußeren und inneren pſychiſchen Reize führen. An unendlich mannigfaltigen, aus feinſter Beobachtung geſchöpften Detailbildern menſchlicher Verhaltungsweiſen zeigt er vor allem die bunte Welt der Empfindungen, Vorſtellungen, die Phantaſie und Gedächtnistätigkeit. Verworren iſt ihm die Vorſtellung — ſo nennt er häufig die Empfindung — nur ſo lange, als ſie uns nicht zum Bewußtſein kommt. Dann aber bildet ſie einen weſentlichen, denkfördernden Beſtandteil unſeres Seelenlebens, der liebevollſtes Eingehen auf ſeine Eigentümlichkeit erfordert. Das Qualitativ-Wechſelnde an den Wahrnehmungen, die Akzidentien, die in der engliſchen Philoſophie ihrem Weſen nach erſt recht entdeckt worden waren, ziehen auch Abbts Aufmerkſamkeit in hohem Grade an. Als Vorurteil bezeichnet er es, ſie mit den eigentlichen Subſtanzen zu einer unlösbaren Einheit zu verſchmelzen. Ihre nur ſekundäre Beſchaffenheit iſt ihm durch gründliches Studium Lockes zwar aufgegangen, doch hält er ſie deshalb nicht minder einer eingehenden Zergliederung wert. Zur näheren Kenntnisnahme der verſchiedenen, ſie bedingenden Sinnesorgane, ihrer Tätigkeiten und individuellen Verſchiedenheit zieht er die langſam in der damaligen Wiſſenſchaft auftauchende Kinder- und namentlich auch die Tierpſychologie[1]) heran. Durch Einblick in die auf Anlage und Erziehung ſich gründende Sonderart der pſychiſchen Erlebniſſe innerhalb einer Gruppe von Individuen gewinnt er Aufſchlüſſe über die Temperamentenlehre

1) V. W. I, S. 126.

und Charakterologie, durch die er ein Band knüpft zwiſchen Pſychologie und Ethik.

Auf den Wahrnehmungen — auch Vorſtellungen, Empfindungen — baut er die Empfindniſſe auf, ein von ihm ausführlich definierter, aber doch unklar gelaſſener Begriff. Einmal verſteht er darunter — in Anlehnung an das franzöſiſche „Sentiment" die das Wahrnehmen und Vorſtellen begleitenden Luſt-Unluſtgefühle, alſo das, was Locke aus der Reflexion, der inneren Wahrnehmung, herleitet; andererſeits die der „Phantaſey" übermittelten Bewußtſeinsinhalte, die — wie wir heute ſagen würden — reproduzierten Vorſtellungen, die Erinnerungen und Phantaſiegebilde, welch letztere namentlich dem Dichter eigentümlich ſeien. Im Zuſammenhang mit dieſen Erwägungen behandelt er gleichfalls die Gedächtnisfunktionen, die Fähigkeit des Wiedererinnerns und die Aſſoziation. Erſtere bietet ihm — wie ſchon angedeutet — Gewähr für die Wahrhaftigkeit der ſinnlichen Vorgänge[1]), für Sicherheit und Gewißheit im Vorſtellungsprozeß, an den alſo doch noch der Maßſtab rational-mathematiſcher Denkweiſe angelegt wird. Beſonders zu ſchaffen macht ihm die Entwicklungsfähigkeit des Gedächtniſſes, die in der damaligen Pſychologie als grenzenlos gedacht und zum Beweis für den Unſterblichkeitsglauben — ſo von Spalding — benutzt wurde, wogegen Abbt ſich aber auflehnt[2]).

Trotzdem erwähnt auch er die ſchon von Locke berührte Möglichkeit der verfeinerten Sinnesbildung von Geiſtern höherer Art, die kraft ihrer außerordentlich zart ausgemeißelten Pſyche ein tieferes Wiſſen von den Dingen erlangen, ſelbſt bis zur Erfaſſung der Subſtanzen vorzudringen vermögen. Auch Abbt deutet einmal an, daß durch einen ſechſten, ſiebenten oder gar achten Sinn der Umfang unſerer Kenntniſſe ins Ungemeſſene wachſen könne. Doch weiß er nicht, ſich ſolche Ueberſeelen vorzuſtellen,

1) V. W. IV, S. 66. 2) ib. III, S. 201.

verliert dabei „den dünnen Faden“[1]), der ihn auf die Spur des Denkens leitet.

Aus pſychologiſchen Forſchungen heraus gewinnt er auch Hypotheſen zur Sprachentſtehung. Indem er die Ausdrucksweiſe der Kinder, ihre langſam ſich entwickelnde Sprechtätigkeit beobachtet, zieht er Schlüſſe auf die Verhaltungsweiſe der älteſten Menſchen, die, wie Locke es ihm ſchon gezeigt hat, bei der Wortbildung eine Abſtraktion vornehmen, ſo daß alſo die Lehre von der Sprachſchöpfung in das Gebiet der pſychologiſchen Begriffserklärung hineingehört. Anſchaulicher und tiefer hat er erſt ſpäter die Urelemente der Sprache geſehen, die ihm — wie man, im deduktiven Denken befangen, damals glaubte — kein erfundenes, ſondern ein „durch Zeit, Genie, Zufall“[2]) geſchaffenes Werkzeug der Verſtändigung iſt.

Nicht unähnlich den Herderſchen Ausführungen, läßt auch Abbt die erſten Wörter, etwa Tiernamen, im Zuſammenhang mit gewiſſen Tierlauten entſtehen, bei denen man ſich mittels der pſychologiſchen Geſetze der zeitlichen und räumlichen Aſſoziation, der Urſache, Wirkung und Aehnlichkeit das betreffende Bild des Tieres vorſtellen konnte. Nur weil er die Geſchöpfe ſelbſt, ihr willenloſes und doch ſo zielgerichtetes Treiben, ihr dumpfes, aber ſicher vom Inſtinkt geführtes Tun beobachtete, weil er Ohr und Sinn hatte für die vielſtimmigen Rufe in der Natur, konnte Abbt die den rein rationaliſtiſchen Gelehrten noch ſo fernliegenden pſychologiſchen Tatſachen entdecken. Es drängt ihn alſo fortgeſetzt ins volle, runde, ſatte Leben hinein, in eine Wirklichkeit, die nicht als ſpiegelglatte Konſtruktion in der Seele des einzelnen künſtlich aufgebaut iſt, ſondern die von jedem auf andere Art geſehen, empfunden, dargeſtellt wird. So ergeben ſich denn für jedes Individuum die verſchiedenſten Stellungnahmen zu dieſer Welt der Tatſächlichkeit; die mannigfaltigſten Gefühle, Affekte, Willensſtrömungen werden ihr entgegengeſetzt. Und das

1) W. W. III, S. 203. 2) ib. VI, S. 155.

zu zeichnen, ſinnfällige, anſchauliche, farben- und lebenglühende Bilder zu entwerfen, iſt eigentlich die kraftvollſte, wirkſamſte Schöpfung innerhalb der pſychologiſchen Tätigkeit Abbts geweſen.

Sie hängt aufs innigſte zuſammen mit praktiſch-moraliſchen Beſtrebungen, mit theoretiſchen Unterſuchungen aus dem Gebiet der Ethik. In dieſer Hinſicht ſteht er ganz auf dem Boden der Glückſeligkeitslehre, des ſozialen Eudämonismus, den die deutſche Aufklärung im Bunde mit den namentlich aus England eindringenden Moralphiloſophien geſchaffen hatte. Wie ſie, löſt auch Abbt die Moral von jeder kirchlichen Autorität, verſucht eine geſetzmäßige, von der Exiſtenz des Staates einzig abhängende Beſtimmung des Sittlichen, ein Streben, das langſam ausmünden mußte in die Befreiung der Moral von jeder äußeren Bindung, in das intereſſeloſe Verlangen nach dem Guten um des Guten willen, wie es im weiteren Verarbeiten der auf rein natürliche Grundlage geſtellten ethiſchen Ideen von Kant formuliert wurde. Für Abbt iſt, dem von Locke geſchilderten ethiſchen Anfangsſtadium entſprechend, Gut und Böſe erſtlich weiter nichts als das vom Willen Gewünſchte und Verworfene, ein Zuſtand der Behaglichkeit, der aus der „proporzionierten Spannung der Nerven“[1]) ſich ableitet und Willensfreiheit noch nicht vorausſetzt. Bald aber ſieht der Menſch auch auf die Folgen ſeiner Handlungen, ſei es für ſein perſönliches Leben, ſei es für das der Geſamtheit. Erſt im letzteren Fall kann vom eigentlich Moraliſchen die Rede ſein, das in den vom Staat gegebenen Vorſchriften ſeinen konkreten Ausdruck findet. Doch iſt das moraliſche Geſetz nicht nur eine willkürliche, von außen geſetzte Norm, ſondern es liegt ſchon im Innern des Menſchen als Gefühl für „die beſtehende Ordnung, die nicht zerſtört werden darf, deren Anblick, weil er immer eine gewiſſe Harmonie bei ſich führet, auch für uns harmoniſch, folglich gut wurde“[2]). Somit

1) V. W. IV, S. 124. 2) ib. IV, S. 126. Vgl. S. 133.

zeigt Abbt ſich als Anhänger der engliſchen Gefühlsmoral, die, nachdem als erſter Cumberland ein zum Menſchen gehöriges ſittliches Organ entdeckt, in Shaftesbury ihre gedanklich konſequenteſte und ſprachlich vollendetſte Darſtellung gefunden hatte. Für ihn iſt der moraliſche Sinn eine Sonderart des feinen und ſicheren Gefühles, das uns beim Betrachten von Kunſtwerken bald mit Bewunderung, bald mit Mißfallen erfüllt. Den glänzend entwickelten, der griechiſchen Philoſophie entlehnten Kalokagathiegedanken des Engländers ſtreift Abbt mehr, als daß er damit vollends Ernſt macht. Zu nah ſteht er dem wirklichen Leben, den verworrenen Inſtinkten der Menſchen, um nicht zu wiſſen, wie notwendig dem Volk vor allem die ſtraffe Zucht des äußeren Geſetzes, die objektive Norm, die Sittlichkeit als gegebene und feſt umriſſene Form des Handelns iſt. So weiſt er den Menſchen an einen oberſten Geſetzgeber, an Gott[1]) und an die diktatoriſche Gewalt im Staate; die Lohn- und Strafidee hat ſelbſt nichts Abſchreckendes für ihn, denn es kommt ihm auf tatſächliche Weltverbeſſerung, nicht auf ein ſchöngeiſtiges, nur Auserwählten faßbares, pathetiſch vorgetragenes Tugendideal an. Ihn beſchäftigt am liebſten die ſolide, in ſchlichter Pflichterfüllung geübte, von Nützlich- und Glückſeligkeitszwecken erfüllte Bürgermoral, die er anſchaulich darſtellen, zu faſt ſinnlicher Ueberzeugung bringen will, denn daß die Vorſtellung den Willen, das Denken die Begierde beeinflußt, war ihm in Mendelsſohns Rhapſodie von den Empfindungen gezeigt worden. So vermittelt er plaſtiſche, aus dem unmittelbaren Leben geſchöpfte ſittliche Eindrücke. Menſchen aller Stände, Große und Kleine, Helden der Schlacht und Männer des Alltags, Gelehrte und Handwerker, Väter und Mütter: ſie alle zieht er heran, um jedem gemäß ſeinem Beruf, ſeiner Erziehung und Bildung, einen ihm adäquaten ſittlichen Führer und Förderer im Geiſt voranzuſchicken. Durch ruhiges Betrachten dieſer Perſönlichkeiten, durch

1) V. W. IV, S. 127.

stilles Verſenken in ihre Wirkſamkeit, wird erſt die rechte Verfaſſung zuſtandekommen, die zu moraliſchen Entſchlüſſen anregt. Das Herz wird in Ruhe und mit dem Denken eins ſein, ablenkende ſinnliche Vorſtellungen, ſtörende Affekte treten zurück. Dann aber, wenn der Wille geſtählt, der Verſtand überzeugt, die Triebe zurückgedrängt ſind, „dann rücke es (das Gute) näher, umfaſſe es, beſchaue es, bis du zur Entzückung, zum feurigen Wunſche gereizt biſt[1]). Eindringlich redet Abbt den nach der Tugend Strebenden ins Innerſte der Seele, entflammt ſie, peitſcht die Glut des Gefühls in ihnen auf, die brennt trotz aller rationaliſtiſchen Unterbindung und Ertötung. Mochte man auch den emotionalen Beſtandteil der Pſyche beſchneiden und negieren, als elementare Grundkraft blieb er rege, und leichtes Spiel war dem Neu- und Wiederverkünder ſeines Daſeins. Wie ſehr Abbt aber auch, nicht unbeeinflußt vielleicht durch die naturwahren, Gefühl und Phantaſie erregenden Sittenſchilderungen der Richardſon, Diderot, der Steele, Addiſon und La Chauſſée ſowie der übrigen franzöſiſch-engliſchen Darſteller realiſtiſchen Bürgertums, wie ſehr er, auf ſie reagierend, es unternimmt, die Tugend bildhaft vorzuſtellen, ſo hat er doch in nie zu ſchwächender Definitionsluſt ihr Weſen „als eine anhaltende Beſchäftigung, nach der richtigſten Unterordnung der Zwecke, die Mittel, um ſie zu erreichen, hervorzubringen“[2]) beſtimmt und auch die einzelnen Arten der Tugend aufgezählt. Er unterſcheidet politiſche oder ſoziale, chriſtliche und moraliſche Tugenden. Die beiden erſten Arten müſſen der letzteren, die auf die Geſamtordnung der Schöpfung hinzielen, untergeordnet werden. Durch dieſe Forderung geht er über die nackte Glückſeligkeitsmoral der deutſchen und auch der engliſchen Syſteme hinaus und richtet den Blick des Menſchen auf die unendliche Fülle des Alls, darin die letzte Wirkung jeder Tat beſchloſſen liegt.

Von dieſem Gedanken aus, von der großartigen Ueber-

1) V. W. IV, S. 131. 2) ib. I, S. 202.

ſchauung all deſſen, was um ſein eigenes Ich in flutendem Erſcheinungswechſel, in greifbarer Sinnfälligkeit ſich bewegt, kommt Abbt zu einer weiteren Einſtellung gegenüber den Dingen der Wirklichkeit. Indem er ſich, teils den äußeren, teils den inneren Objekten der Erfahrung in experimentierendem Sehen und Erleben ihrer Einzelheiten hingibt, entſteht in ſeiner Seele neben der verſtandesmäßig intereſſierenden Betrachtung ein innerliches Wertbewußtſein des Beobachteten: das äſthetiſche Gefühl. Wie die ihn beeinfluſſenden deutſchen Anreger der Schönheitslehre, ihr Gründer, Baumgarten, ſein treuer Gefolgsmann G. F. Meier und ſein geiſtiger Schüler Moſes Mendelsſohn, ſo gründet auch Abbt die Aeſthetik auf die Pſychologie und ſchaltet ſie ſomit als rein techniſche Wiſſenſchaft im Sinne eines nur ſprachlich-formaliſtiſchen Problems, wie ſie etwa in Gottſcheds Poetik dargeſtellt wurde, vollſtändig aus.

Es iſt wichtig, dieſe negative Seite von Abbts äſthetiſcher Begriffsbeſtimmung hier heranzuziehen, weil die nachdrückliche Betonung, die er ſelbſt auf ſchönen Ausdruck und Vortrag legt, zu Mißverſtändniſſen über die Art ſeines Schönheitsempfindens Anlaß geben könnte, das trotz der Aufſtellung von formal äſthetiſchen Forderungen ganz im Geiſt des franzöſiſch-engliſchen Senſualismus auf empiriſcher Beſchreibung, auf induktiver Beobachtung des eigenen und fremden Innern beruht. Dennoch haftet auch Abbt an dem äſthetiſchen Irrtum ſeiner deutſchen Vorgänger, die bei aller Berückſichtigung der im Schönheitsempfinden vorwaltenden irrationalen, ſenſuellen, imaginativen und emotionalen Faktoren über die Auffaſſung des Schönen als einer nur niederen, verworrenen Erkenntnis nicht hinauskommen und den Vergleich zwiſchen Aeſthetik und Logik, die Stellung dieſer Wiſſenſchaften zueinander, ihre beiderſeitige Wertung, beſtändig mitberückſichtigten. So kam es, daß ſie, Schönheit und Wahrheit gegeneinander abwägend, das Schöne für ein Erbteil nur endlicher Naturen erklärten, die nicht fähig ſeien,

lauter deutliche Vorſtellungen in ſich zu erzeugen, alſo nur zur unklaren Erkenntnis des Vollkommenen — des Wahren — gelangen konnten, wie Baumgarten und auch Mendelsſohn es formulierten. Dieſelbe Zuſammenſtellung der Begriffe ſchön und wahr wird auch von Abbt gegeben, doch ſieht er das eine als die Folge des anderen an. Das Unbeſtimmte und Unrichtige muß von den Begriffen erſt weggeräumt, Licht und Klarheit verbreitet werden, ehe man das Schöne empfindet: denn „nichts kann ſchön werden, ehe es nicht wahr iſt“[1]). Mit dieſer Behauptung zieht er nur die Folgerung der Baumgartenſchen Lehre, denn eine Aeſthetik, die beanſpruchte, eine Art der Erkenntnis zu ſein, mußte ſelbſt in dem Schönen Wahrheit verlangen. Die verworrene Erkenntnis, worin die Schönheit zu beſtehen ſchien, war doch in ihrer Art eine wahre Erkenntnis; immerhin blieb ſie ein Abbild der Wirklichkeit, wenn auch ein mehr verſchwommenes, aus dem die Einheit im Mannigfaltigen — das Kriterium der Schönheit — leiſe hervorleuchtete. In dieſer Uebereinſtimmung zwiſchen Erkenntnis und Wirklichkeit, ſo unvollſtändig ſie auch ſein mochte, lag eben der Wert jener geiſtigen Kraft, mittels der das Gemüt die Unendlichkeit des All weniger denkmäßig zergliedernd als fühlend erlebte. Das war es ja auch, was für Abbt den Wert des Schönen, ſeine Bedeutung innerhalb der Geſamtbetätigung des menſchlichen Geiſtes ausmachte: es unterſtützte nicht nur, ſondern erhöhte ſogar noch, verfeinerte, bereicherte das intellektuelle Seelenvermögen, ein Gedanke, auf den er doch wohl unverkennbar mit obigem Ausſpruch hinzielt. Neben der Qualifikation des Schönen als Wiſſenſchaft, der Unterſuchung ſeines Geltungsbereiches für die Erkenntnis ſieht Abbt aber auch, wo das eigentliche äſthetiſche Problem liegt, nämlich in der Beſchreibung und Darlegung des äſthetiſchen Empfindens als einer pſychologiſchen Tatſache, einer mehr dynamiſchen, aktiv-ſpontanen ſeeliſchen Aeußerung, eines affektiven Vorgangs, während bei

1) W. W. IV, S. 55.

den Denkprozeſſen eher ein anſchauend-rezeptives Verhalten der Seele vorliegt. Dieſe das Schönheitsempfinden ausmachende Gefühlserregung nennt er mit einer der poetiſch-äſthetiſchen Terminologie entlehnten Bezeichnung „Vergnügen", ein Ausdruck, den wir, in mannigfaltigſter Variierung, auf verſtandesmäßige und künſtleriſche, meiſt literariſche Genüſſe angewandt, in den kritiſchen Schriften der damaligen Zeit, bei Gottſched, den Schweizern, den Bremer Beiträgern bis hin zu Schiller, der ſelbſt noch vom „Vergnügen an tragiſchen Gegenſtänden" ſpricht, zu ungezählten Malen wiederfinden. So iſt auch für Abbt das rein emotionale Erlebnis des Schönen ein Vergnügen, das erwächſt etwa „aus der Betrachtung der Schönheit einer Blume, einer Bildſäule"[1]), aus dem Anblick einer Bewegung, aus der „Anſchauung" überhaupt[2]). Im Anſchluß an Mendelsſohn[3]) verſucht er dann den eigentlichen Erlebnisverlauf des äſthetiſchen Vorgangs zu ſchildern, der drei verſchiedene, zeitlich aufeinanderfolgende Momente aufweiſt: Empfinden, Ueberdenken, Genießen. Unter erſterem verſteht er das Beſtreben, ſich mit anſchauenden Begriffen zu erfüllen; beim Ueberdenken ſtellt man ſich die einzelnen Teile deutlich vor und erwägt ihre Verhältniſſe und Beziehungen. Beim Genießen richtet man ſeine Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand als Ganzes. Auch Abbt konſtatiert bei näherer Beleuchtung des äſthetiſchen Prozeſſes „erſt Empfindungen und Gefühle, dann Gedanken und Nachſinnen"[4]), und ähnlich iſt es auch beim Kunſtgenuß und beim Naturempfinden, wie er es an packenden, aus dem Leben gegriffenen Beiſpielen klarmacht[5]).

Wenn er darin unter anderem — etwa von dem Landſchaftsmaler — verlangt, daß er, ehe er die ganze Landſchaft entwerfe, erſt einzelne Blumen, alſo Teile des Ganzen, gut zu zeichnen

1) V. W. III, S. 190. 2) Vgl. V. W. IV, S. 48. 3) Vgl. 3. u. 4. Brief über die Empfindungen. 4) V. W. IV, S. 41. 5) Vgl. V. W. V, S. 97 ff.

ſich übe, ſo läßt ſich daraus ableiten, was Abbt denn nun als objektives Korrelat zu den ſchon geſchilderten äſthetiſch-pſychologiſchen Vorgängen anſieht. Es iſt die ſchon von Mendelsſohn definierte zweckgemäße Uebereinſtimmung der Teile zu einem Ganzen, die Ordnung und Regelmäßigkeit, worin Home, die Einheit im Mannigfaltigen, worin Hutcheſon das Weſen der Schönheit geſehen hatte. Wie bei dem engliſchen Schönheitsbegriff, liegen auch den Abbtſchen Unterſuchungen theodizeiſtiſche Gedanken zugrunde. „In der großen Schöpfung iſt nichts als Eintracht, Stille und Pracht. Keine Laufbahn ſchlingt ſich verwirrt in die andere, und die Weltkugeln kommen nur ſo nahe, um ſich freundſchaftlich anzuziehen, nicht um ſich ungeſtüm fortzureißen, der Stärkere den Schwächeren“[1]). Die in ihm ruhende Empfindung, den Sensus communis Shaftesburys[2]), wodurch es ihm möglich wird, den wundervoll klar gefügten Bau des Weltganzen, die Einſtimmigkeit all ſeiner Teile, faſt leidenſchaftlich aufwallend, voll zu bewundern, nennt er „den Hang der Seele zur ausgedehnten Anſchauung“[3]), erkennt ſomit ausdrücklich einen das Schönheitsbewußtſein beſtimmenden emotionalen Faktor des Seelenlebens an. Während Abbt in nur unvollſtändigen, gelegentlichen Ausführungen über den dunklen Vorgang der äſthetiſchen Empfindung, bei Formulierung des objektiven Schönheitsbegriffs mehr oder weniger auf den Spuren der Engländer oder Moſes Mendelsſohns geht, wie er es ſogar ausdrücklich verſichert[4]), ſo leiſtet er etwas Eigenes und Neues, indem er die Anwendung all deſſen auf den Betrieb der Wiſſenſchaften, auf Stil und Ausdrucksformen macht. Nur dann ſieht er, ſeinem Geſamtwollen gemäß, all dieſe Ideen und Beſtrebungen mit dem Leben verknüpft, wenn er ſie in ſein perſönliches Arbeiten, ſein ſchriftſtelleriſches Schaffen überträgt. So feilt er an ſeinem Stil, ſucht Rhythmus in die Worte und klare Anordnung in

1) V. W. IV, S. 38. 2) Vgl. L. V., XV. Teil, S. 143. 3) V. W. IV, S. 36. 4) ib. III, S. 58.

ſeine Gedanken hineinzubringen. Die trockenſten, wiſſenſchaftlichen Materien behandelt er mit einer gefälligen Grazie, und die realerbaulichen Schriften, die ſonſt im dürren Ton der Abhandlung gehalten waren, weiſen bei ihm eine erſtaunliche Eindringlichkeit, eine neue Wucht der Sprache auf, wie wir ſie wieder, machtvoller allerdings ſich geſtaltend, im Weckruf der Originalgenies, der Stürmer und Dränger ſpüren. Namentlich hat Abbt verſucht, den geſamten Univerſitätsbetrieb, die Darſtellung und Verknüpfung der Wiſſenſchaften unter den Einfluß des Schönen zu ſtellen, die Rhetorik zu beleben, die Freude am Studium durch die Schönheit ſeiner Formen zu erhöhen. In Rinteln war er des trockenen Katheder-ſtils, der gelangweilten Profeſſoren- und noch gähnenderen Studentenmienen, die ihn ſo oft ſchon angewidert hatten, vollends überdrüſſig geworden. Er fühlte, wußte, ſah: es muß ein neuer Geiſt dieſen veralteten Schablonen und bleiernen, trägen, in ſich ſelbſt verſinkenden Perſönlichkeiten eingehaucht werden. Nur dann wird die in wiſſenſchaftlicher Kerkerluft vermodernde Vergangenheit wieder neu aufſteigen, in verjüngter Friſche erblühen. So lebhaft beſchäftigt ihn dieſer Gedanke, ſo dringend ſieht er Augen junger, wie er fühlender, nach Freiheit und Anmut lechzender Menſchen auf ſich gerichtet, daß es iſt, als löſe aus der Schar der ihn Fragenden ſich ein Jüngling, ein Knabe noch heraus, ihn angſtvoll anblickend, in ſeinen Zügen forſchend: Kann ich dort Menſch ſein, werde ich leben in den Hörſälen des Wiſſens, wird, was ich an fremden Stoffen in mich aufnehmen muß, nicht tot ſein, um mich ſelber erſtarren zu laſſen? Die Antwort gibt Abbt in einer ſchon erwähnten und nach ihrer ſtiliſtiſchen Seite hin kurz charakteriſierten Schrift: Vom Einfluß des Schönen auf die ſtrengeren Wiſſenſchaften[1]). Es iſt eine Abhandlung, die ihn, wenn auch inhaltlich als Schüler Mendelsſohns, ſo doch durch die dialogiſierende, an Plato erinnernde Darſtellungsweiſe der

1) V. W. IV, S. 27—58.

Gedanken zum Nachahmer Shaftesburys ſtempelt. Er führt in ſeiner Schrift den ſchönheitsdurſtigen Minervajünger im Geiſt durch alle Zweige des Wiſſens, läßt ihn von Stufe zu Stufe ſehen, wie es möglich wird, daß all ſein Forſchen, Leſen, Arbeiten den einen Zweck erfüllt: „die Ordnung, Eintracht, Ebenverhältniſſe, Schönheiten recht zu ſchmecken, zu bewundern, zu lieben“[1]), damit das honestum ac pulchrum, die Verbindung von Tugend und Schönheit, in ihm verwirklicht werde.

Vorzüglich denkt er ihn in dieſer Hinſicht an Griechenlands Dichtern und Philoſophen zu ſchulen. „Der Harmonie Vater Homer“[2]) bezaubert ihn, die Muſen vermitteln ihm die Empfindung des Schönen, die „ſchlangenhaarigen Eumeniden“ die des Erhabenen[3]), wodurch er das von Shaftesbury und dann von Harris aufgeſtellte, graduell ſich unterſcheidende Doppeltum der äſthetiſchen Eindrücke erlebt. Außer den Dichtern können ihm aber auch die Hiſtoriker, „die Maler des Menſchengeſchlechts“[4]), vollendete Schönheitsformen vorführen, und nicht weniger wird auch die Natur zur Belebung ſeines äſthetiſchen Gefühls beitragen. Mag Abbt auch, wie die ganze Mitte des Jahrhunderts, das ihn trägt, von rein gefühlsmäßiger, eng mit dem perſönlichen Erleben verknüpfter Naturauffaſſung weit entfernt ſein, ſo rechnet er unter dem Bilde des jungen Schönheitsanbeters ſich doch zu den „dreiſten Genies, welche zu der Natur, die ihnen den Rücken zukehrt, leiſe hinzutreten, um ihr langes Gewand ſachte aufzuheben“ und denen es, ſo fährt er in der gleichnisreichen, von Sinnlichkeit getränkten Sprache fort, zuweilen glückt „hie und da etwas von dem Wuchſe ihrer Glieder zu entdecken“[5]). Noch aber iſt ihm das Beginnen, in Verwirklichung des Theodizeegedankens, nicht frommes Schaun in ſich, ſondern dient höheren Zwecken, der Anerkennung eines Herrn und Schöpfers aller Dinge, ſo daß auch ihm wie Shaftesbury durch das

1) V. W. IV, S. 35. 2) ib IV, S. 30. 3) Vgl. V. W. IV, S. 32. 4) V. W. IV, S. 39. 5) ib. IV, S. 42.

äſthetiſche Gefühl die religiöſe Wahrheit faßbar wird. Doch nicht nur in der Naturwiſſenſchaft, in Poeſie und Geſchichte bildet ſich das Schönheitsempfinden, der gute Geſchmack „als das ſichere Gefühl der richtigen Proportion in unſerer Erkenntnis“[1]) aus. Selbſt die ſtrengeren Wiſſenſchaften, die Mathematik und die Metaphyſik, können, wenn ſie anſchaulich vorgetragen werden und ‚das Schöne ſich zum Deutlichen geſellt‘[2]), Luſtgefühle in uns auslöſen. Um ſo größer iſt dies Vergnügen, je mehr die Wiſſenſchaften, dem Harmoniebegriff gemäß, ſich aneinander anſchmiegen, miteinander übereinſtimmen, übereinander ſich aufbauen. Dies in vollem Umfang zu erfaſſen, iſt allein dem denkenden Schauen des Genies vorbehalten, das in ſich ſelbſt durch ſeine im richtigen Verhältnis miteinander arbeitenden und wirkenden Kräfte den Schönheitsgedanken verkörpert. So muß es auch von den in gleichem Ebenmaß gefügten Außendingen lebhaft angezogen werden. Ueber die Erde hinwegblickend, gewahrt es die Myriaden der Sonnen und Syſteme, der Objekte und Ideen; und wenn es auch erſt in langſamer Beweisführung zum reinſten Anblick des Schönen und Vollkommenen gelangt, ſo überſchaut es doch, von heiliger Liebesglut entzündet, die Fülle des Seienden wie ein unendlich fein gegliedertes, in allen ſeinen Teilen harmoniſch abgeſtimmtes Ganze. Mit dieſem letzten gewaltigen Ausblick auf die kosmiſche Totalität aller Dinge iſt die höchſte Vereinigung von Denken und Schönheit erreicht, das letzte Ziel des Menſchengeiſtes, dem Abbt in gläubig-fieberndem Erwarten zuſtrebt. So hat er deutlicher, bewußter noch als Mendelsſohn, der den Zuſammenhang von Schön und Wahr ſchon ahnen ließ, das Zukunftswort vorausgedacht: „Nur durch das Morgentor des Schönen dringſt du in der Erkenntnis Land.“

1) V. W. IV, S. 46. 2) ib. S. 47.

Zu ſternenweitem Flug erhob Abbts Geiſt ſich, wenn er in ſelten ihm gegönnten Schauen im Anblick der Schöpfungsharmonie verſunken lag. Nur allzu herb aber zerrten ihn die ſchwer an ihm hängenden Berufsketten wieder in die nebelgeſchwollene Alltagsatmoſphäre, in Dienſt und Arbeit. Nicht bangte ihm vor feſtem Erdreich, vorm harten Element des Steins, der Menſchenhaus und Menſchengaſſe bildet. Er liebt es ja, an ſchweigende Herdplätze hinzutreten, in Wohnungen zu ſein, wo Stimmen laut werden, in Hütten, wo geſchafft wird, wo gemeinſam Menſchenhand am Werk iſt. Doch nicht in Rinteln, nicht in dieſer Stadt, die kein ſelbſtändiges Bürgertum, keine Geſelligkeit hat, die dumpf dahinatmet und in den Gluten neuen Lebens nie ſich baden durfte. Was ſoll er dieſe Menſchen aufſuchen, mit ihnen ſich beſchäftigen und auseinanderſetzen, an ihrer Kleinwelt ſich wundreiben? Und doch möchte er Menſchen um ſich haben, ein wahrer Durſt nach Menſchenkenntnis brennt ſchon lange in ihm. Wir ſahen, wie er in den Seelen zu leſen ſich müht, wie er Triebe bloßlegt, Hüllen ſprengt, geheimnisvolles Kräfteſpiel entdecken möchte. Nicht immer gelingt es ihm. Allzu tief ſteckt die eben erſt entſtehende Seelenwiſſenſchaft noch in den Anfängen; ſo will er denn, wie er ſelbſt einmal ſagt, wenn es nicht ihm gegeben ſei, den Menſchen von innen zu kennen, doch wenigſtens unterſuchen, was dieſe ſeltſamen Dinger von außen geleiſtet haben. Das ſagt ihm die Geſchichte; das ſteht in alten, längſt verſtaubten Folianten, die aus toten Blättern Leben hervorzaubern, die Länder, Meere, Städte wie auf unermeßlich weite Leinwand bannen, zum Rieſengemälde ſie formend, Menſchen in ſie hineinſtellend, Herrſcher, Sklaven, Könige, Diener, Kriegshelden, Jungfrauen, Greiſe, Kinder, Mütter: eine zahlloſe, bald bunt durcheinandergewirbelte, in Blutkämpfen ringende, bald leis in langen Reihen vorwärtsgleitende, bald bauende,

bildende, werktätige Menge. Da ſieht er, was der Augenblick, die abſeits gelegene Stadt ihm verſagte, da empfindet er die Schauer des Geſchehens, die er geſpürt, als er vom Tod fürs Vaterland zu ſprechen wagte. Da wird die enge Kammer des Verbannten weit, ſchwillt an zu ungeheuren Dimenſionen. Die wandbegrenzte Arbeitsſtätte öffnet ſich, und vielgetönter Ruf dringt in ſie ein, den einſam Forſchenden mit verwirrendem Klang und ſeltſamem Stimmengeräuſch umhallend. Das, was er hier in Zellenabgeſchiedenheit ſich leſend herbeiſchafft, Geſchichte, das iſt es, was ihn ſchon von früheſter Jugend an zu dieſen Büchern riß, was er immer wieder zu erleben trachtete: als Kind, da er Band um Band aus ſeines Oheims Bibliothek verſchlungen, als halber Knabe noch, da er im erſten eigenen Verſuch über des Druſus Erſcheinung der Väter Wort und Glauben prüft, als Student und Profeſſor, da er in Halle und mehr noch in Frankfurt Geſchichte ſelbſt erleben darf, und endlich noch als Verſtoßener, als Bürger und Gelehrter von Rinteln, da er, wenn auch nicht auf Ereigniſſe, ſo doch auf einen Mann trifft, der Geſchichte neu vor ihm aufbaut, ihn in die Urkräfte des Geſchehens, ins Volkstum hineinblicken und ihn ganz neue hiſtoriſche Geſichtspunkte finden läßt: ſein Freund und Führer Juſtus Möſer.

Alles das muß man ſich kurz vergegenwärtigen, um Abbt als Hiſtoriker in ſeiner Rintelner Zeit ſich vorſtellen zu können. Dazu kommt das mit wahrer Inbrunſt betriebene Studium des Livius, des Tacitus, den er ſogar textkritiſch behandelt[1]), des Salluſt, deſſen Ueberſetzung er plant. Und weiter: die auf ihn einwirkenden, durch Erlebnis und Lektüre von ihm empfundenen Anzeichen einer neuen Geſchichtsſchreibung, die das Zuſammenwirken dreier Urſachen vorausſetzte[2]): den Siebenjährigen Krieg, die Anregungen Montesquieus und Voltaires, Humes und Robertſons, die Abbt geleſen hatte, die Kunſtgeſchichte Winckel-

1) In den Literaturbriefen. 2) Vgl. Hettner III, 2, S. 389. Braunſchweig 1864.

manns, der durch Darstellung des organisch gewordenen Lebens in der Kunst auf analoge Gesetzmäßigkeiten innerhalb der geschichtlichen Entwicklung hinwies.

Alles das hatte Abbt in sich aufgenommen, so daß ihm die Geschichte nicht bloßes Tatsachenmaterial überlieferte, sondern ihm ihren Nutzen, Sinn und Zweck, ihre Bedeutung fürs Leben erschloß. Gerade das letztere war ihm schon in früheren Jahren klar geworden, als er, im Anschluß an das Studium der alten Historiker, sich fragte, wie die geschichtliche Ueberlieferung utilitaristisch auszubeuten sei, welchen „Gebrauch" man von ihr machen könne. Geschichte ist ihm eben, wie er selbst es nannte, „Vitae magistra", die ihm, dem Philosophen, eine köstlich gefüllte Schatzkammer aufschließt. Sie läßt ihn sehen, wo die verborgensten Motive der menschlichen Handlungen liegen, erforscht die Grundlage der Temperamente und Charaktere und ihre Einwirkung auf die Umwelt. Auch völkerpsychologisch gibt sie Aufschlüsse über die entgegengesetzten Wirkungen der gleichen Triebfedern, der gleichen Handlungen, die zu verschiedenen Zeiten, bei andersgearteten Sitten und Religionen, unter wechselnden Himmelsstrichen geschehen. Jeder einzelne — so folgert er — muß gleichfalls durch Geschichte sich erziehen lassen: der Laie, der aus der Fülle der Begebenheiten herauslesen soll, was praktischen Wert für ihn hat, der Fürst und Gesetzgeber, der Feldherr und all die Großen, denen die Vergangenheit die Wege zeichnet, der Theologe auch, den hundertjährige Erfahrung lehren soll, wie unheilvoll verheerend Fanatismus wirkt, und endlich noch der Philosoph, dem die Geschichte allen Denkens Eitelkeit und Kleinheit vorführt, ihm zeigend, „wie man in allen Jahrhunderten um Schattenbilder herumgeirrt ist, ohne zuweilen kaum einmal die Wahrheit zu finden"[1]). Ganz besonders hält Abbt biographische Darstellungen zur Verbindung von Geschichte und Leben geeignet, namentlich solche, die wie etwa „Paulis Leben

1) Vom verschiedenen Gebrauch der alten Geschichte, S. 199.

großer Helden aus dem gegenwärtigen Kriege"[1]) die Führer der Gegenwart vor stark persönlich interessierte Leser hinstellen. Sie weisen ihnen mehr den Weg ins eigene Herz als die aus andern Zeiten, unter andern Bedingungen hervorgewachsenen Persönlichkeiten.

Soll die Geschichte aber wirklich Lebensführerin sein, so muß sie, folgert Abbt, in rechter Weise interpretiert werden. Immer wieder wirft er die Frage auf: Wie muß Geschichte geschrieben, dargestellt, wie sie vorgeführt, erklärt werden? Antwort geben ihm einerseits Lucians Werkchen über Geschichtsschreibung, andererseits die großen Historiker, Hume, Voltaire und Montesquieu, in deren Schreibart er sich tief hineingelesen hat. Lucian, dem er übrigens eine Literaturbriefrezension[2]) widmet, lehrt ihn die erste Bedingung des Geschichtsschreibers: Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit, gründliche Sachkenntnis und ein trotzdem unbefangenes Eigenurteil des Autors, dessen Selbständigkeit, wie Abbt hinzufügt, vor allem auf der nach geographischen Gesichtspunkten zu ordnenden Zusammenstellung der Begebenheiten beruht. Hinsichtlich des Stils dringt Abbt vor allem auf Klarheit und Einfachheit, auf eine dem Stoff und der Zeit stets angemessene Schreibweise, so daß ein Tacitus „starke braune Farbe", ein Livius aber „brennendes Rot"[3]) auftragen muß. Jede Materie fordert eben die ihr zugehörige Einkleidung. Schlicht und ungekünstelt sei des Biographen Sprache, der mit markantem Pinselstrich eine scharf ins Charakterische gehende Bildnisstudie auszuführen hat, nicht wie Pauli bloß Einzelheiten, Nebensächlichkeiten geben darf, die doch — das verkennt Abbt —, mit den Wesensgrundzügen vereint zutage gefördert, erst die volle, lebenswirkliche Auferstehung der Persönlichkeit ermöglichen. Mit Abbts biographischem Interesse hängt auch seine Liebhaberei für kurze, knappe Darstellungen aus Teilgebieten der Geschichte zusammen, Wiedergaben kleinerer, aber merkwürdiger Begebenheiten, novel-

1) L. B. X, S. 207—244. 2) ib. XX, S. 25—48. 3) ib. X, S. 213.

liſtiſch geſehener Zeitausſchnitte, die, wenn auch erſt im Ganzen des Geſchehens ihren tiefſten Sinn tragend, doch ſchon, für ſich genommen, dem einfachen Mann, dem ungebildeten Leſer, der die größeren Zuſammenhänge nicht zu wiſſen braucht, nützlichere Lebenswerte, verſtändnisvoller erfaßte Hiſtorie bieten als umfangreiche Kompendien, wiſſenſchaftlich exakte Lehrbücher.

Ihn ſelbſt aber, den hiſtoriſchen Kritiker und werdenden Hiſtoriker, müſſen auch ſolche Werke beſchäftigen, Rieſenmonumente wie Gatterers[1]) damals erſcheinende Bibliothek oder ausländiſche, quantitativ geringere, qualitativ um ſo bedeutendere Leiſtungen: die Humes und Voltaires. Sie ſind ihm, nächſt ſeinen Lieblingshiſtorikern, den Alten, die ergiebigſten Fundgruben für Gedanken zur Geſchichtsdarſtellung geworden. Sie zeigen ihm, daß es mehr auf die inneren Zuſtände eines Staates, auf Sitte, Geſellſchaft, Bildung, auf das Ineinanderwirken all dieſer Faktoren zu einem einheitlichen Ganzen ankommt als auf die einfach-nackte Schilderung der Tatſachen. Voltaire vor allem hat ihn, wie er ſich ausdrückt, die Logik der Geſchichte gelehrt: den Begriff des hiſtoriſchen Pragmatismus. Eingehend entwickelt ihn Abbt in ſeiner Kritik von Harenbergs Geſchichte der Jeſuiten[2]), in der er ausführt, daß nur derjenige pragmatiſch ſchreibe, der die innerlich zuſammengehörigen Ereigniſſe verbindet, die wichtigſten Triebfedern alles Tuns entdeckt und zeigt, wie man bei gegebenen Regierungsformen, Charakteren und bei gegebenem Verhältnis anderer gegenwirkender Staaten genau beſtimmen könne, welche Veränderungen für den Staat erfolgen. Vertieft und zugleich kondenſiert werden dieſe Gedanken in ſeinem Aufſatz: Vom Vortrag der Geſchichte[3]), in dem er für die geſchichtliche Darſtellung die dreifache Kombination von Maſſe, Zeit und Raum fordert. Maſſe: der Stoff muß ſo vorgetragen werden, daß Urſache und Wirkung aneinanderhängen; man muß verdeutlichen, daß der einzelne Held gleichſam als die höhere Ordnung

1) Vgl. S. 195. 2) L. B. IX, S. 97—130. 3) V. W. VI, S. 120—124.

eines Staates, als Vorſehung erſcheint, die das Geſchick des einzelnen in Händen hält. Zeit: man muß empfinden, wie die wechſelnden Epochen ſich gegenſeitig zeugen, „auseinanderfolgen“[1]). Raum: je umfangreicher er iſt, um ſo kürzer muß die auszuwählende Zeitſpanne ſein.

Neben dieſen theoretiſchen Ausführungen Abbts ſind ſeine eigenen hiſtoriſchen Verſuche, meiſt Auszüge aus größeren Werken, die nicht in ſeine Rintelner Schaffensperiode hineingehören, recht unvollkommen. So wenig ſcheinen ſie demſelben Geiſt entſproſſen, der bei Voltaire „die Kunſt zu denken“ bewundert, daß ihre Beſprechung nicht in dieſen Zuſammenhang hineingehört, zumal ſie aus neuer Berufslage, geänderter, wiſſenſchaftlicher Einſtellung hervorgegangen ſind[2])!

Daß Abbt als Geſchichtsſchreiber nichts Weſentliches vollbracht hat, iſt als erſtem Herder zum Bewußtſein gekommen[3]), der dennoch ſeiner theoretiſchen Forderung von der Logik der Geſchichtsdarſtellung zuſtimmt.

Auch er, von Abbt zunächſt beeinflußt, verlangt von den Geſchichtsſchreibern, daß ſie „bei dem Erzählen auch denken“, daß „die Philoſophie von der Geſchichte geführt und die Geſchichte durch Philoſophie belebt wird“[4]), aber mehr noch als Abbt, tiefgründiger erkennt er die geheimſten, faſt nur myſtiſch zu erfaſſenden Verbindungsfäden der Begebenheiten, die weder Logiker noch Philoſoph, ſondern nur der entdecken kann, der Geſchichtsſchreiber, „Schöpfer, Genie, Maler und Künſtler“[5]) zugleich iſt. Nur weil er ſelbſt das war, weil ſeeliſches Taſtvermögen ihn die Dinge ahnen ließ, konnte er Abbts Urteil über die Kreuzzüge „als ra-

1) V. W. VI, S. 121. 2) Wenn ich Abbts Arbeiten in dieſem Abſchnitt unter den Geſichtspunkt des Hiſtoriſchen geſtellt habe, ſo bezog ſich das, wie aus der ganzen Einführung ſchon erhellt, auf ſeine hiſtoriſchen Studien, auf ſeine kritiſch-hiſtoriſche Tätigkeit. Nur in dieſem Sinn iſt er Hiſtoriker, Geſchichtsliebhaber. 3) Lb. I, S. 202. 4) S. W. S. XXXII, S. 18ff. 5) ib. IV, S. 202.

ſende Unternehmungen, die Europa entvölkerten und Aſien verhaßt gemacht haben"[1]), umdeuten in eine Auffaſſung des auch ihm noch dunklen Mittelalters als „Werkzeug im Kreislauf", als Zeit latenter Kraftentfaltung, als Regenerationskur der Menſchheit, die in der alten Welt Genüſſen und Reichtümern erſchlafft war. Er dringt bis ins innerſte Heiligtum des Vorſehungstempels, den er zum erſtenmal in Winckelmanns Kunſtgeſchichte als „Lehrgebäude" geſchaut hatte. So wollte auch Abbt die nur gegebene Materie von hiſtoriſcher Schöpferhand in reich gegliedertes Gebild verwandelt wiſſen, doch überſah er dabei, daß ſolches Werk nicht mehr einfache „plane" Geſchichte iſt, wie Herder meint, der — Abbts Gedanken leſend — auf die nicht unbedeutenden Fehler der pragmatiſchen Geſchichtsſchreibung hinweiſt, die „gefährlicher ſei, je pragmatiſcher ſie iſt", da nur die „Data und Facta" die Geſchichte wahrſcheinlich machen; und ſtreng rügt er die „Ausartung der Hiſtorie, die anfange, Vernünftelei oder gar Syſtem ohne hiſtoriſche Grundlage zu ſein"[2]). Es ſcheint ihm ſchließlich beſſer, Geſchichte und Lehrgebäude getrennt zu behandeln; der Verfaſſer ſoll angeben, was er als Geſchichte geſchöpft und was er als Lehrgebäude hinzugedacht habe. Damit hat Herder, wenn auch in etwas gewaltſamer Zerſchneidung, die unter den Händen der Geſchichtslogiker zu rationaliſtiſchen Formeln ſich kriſtalliſierenden lebendigen Urſtröme des Geſchehens aus ihrer Erſtarrung gerettet, ſo daß ſie ungedämmt dahinfluten konnten. Iſt für Abbt noch der Pragmatismus aller hiſtoriſchen Weisheit letzter Schluß, ſo verwirft ihn Herder ganz beſonders in bezug auf eine an Möſers Unternehmen erinnernde, noch zu ſchaffende „Deutſche Reichsgeſchichte"[3]), die deshalb nicht pragmatiſch ſein dürfe, weil das Deutſche Reich noch keinen Ueberblick, noch keine geſetzmäßige Anordnung der Begebenheiten ermögliche. Vollends aber läßt Herder die anfänglich ſo ſorgſam

1) W. W. II, 2, S. 20. 2) S. W. S. IV, S. 202. 3) ib. III, S. 462.

aufgeſuchten hiſtoriſchen Spuren Abbts hinter ſich, wenn er in ſeinen genial geſchauten, rhapſodiſch entworfenen „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" alle Völker und Zeiten, ihre Urſprünge, Verbindungen, die geheimſten, aus Umwelt und Pſyche ſich formenden Wurzeln ihres Weſens in viſionär geſpanntem Blick erſchaut, der nirgends Abſchluß, nirgends Sonderſein und Eigenwert erkennt (wie die über alles Vergangene weit hinausgewachſen ſich dünkende aufgeklärte Gegenwart es wohlgefällig in ſich erlebte), der nur ein Ganzes, einen grenzlos weiten Kosmos ſeheriſch umfängt, ein Weltall, das nicht ziellos, ſteuerlos durch Sphärenunendlichkeit rauſcht, ſondern geleitet wird von einer planvoll wirkenden Macht, die alle Formen des Lebens, alle Organe und Stoffe zu immer ſublimierteren Geſtaltungen verfeinert, die der Menſchheit auch nach innen Wege eingibt, tauſendfältige Pfade zu einem Ziel, das ihrer ureigenſten Natur entſpricht, zu ihrem vollkommenſten Edeltum, der Humanität. Von dieſem Gedanken aus, der letzten und vornehmſten Konſequenz der um die Mitte des Jahrhunderts in Deutſchland ſich regenden Menſchheitsbeglückung, läßt ſich eine rückläufige Linie zu Abbts politiſcher Stellungnahme ziehen, die ihn ſich unmittelbar mit dem Menſchen ſeiner Zeit beſchäftigen läßt, und nicht durch das Medium des Buches, der Geſchichte, ihm ſeine Pflichten weiſt. Doch nicht wie Herder ſieht er den Menſchen bloß als ſolchen. Er reiht ihn ein in ſtaatlichen Zuſammenhang, prägt ihm den Stempel der nationalen Gemeinſchaftszugehörigkeit auf. In drei konzentriſchen Kreiſen ſchlingen ſich um den einzelnen die großen Linien der politiſchen Geſamtkomplexe: Vaterſtadt, Preußen und Deutſchland. Mit allen dreien ſetzt Abbt auf beſondere Weiſe ſich auseinander. Die umfaſſendſte dieſer Einheiten, Deutſchland, erkennt er erſt als ſolche durch Möſers Bemühungen, ſie wiederherzuſtellen, d. h. ihre geſchichtliche Entwicklung aufzuweiſen. Abbt hält zwar, im Gegenſatz zu Möſer, die Trennung der deutſchen Staaten in einen

katholiſchen Süden und einen proteſtantiſchen Norden für unüberbrückbar und macht aus dieſem niemals aufzuhebenden Gegenſatz ein politiſches Dogma, das in ſeiner Abneigung gegen den Katholizismus, namentlich gegen das aus ihm reſultierende, zur Entvölkerung führende Zölibat, und in der dem Katholizismus gleichfalls entſpringenden Unfreiheit des Geiſtes, wodurch die beſten intellektuellen Kräfte gebunden ſeien, ſeinen tiefſten Grund hat. Nie iſt ihm — ſo vorurteilsfrei er ſich zu denken beſtrebte — auch nur der leiſeſte Antrieb geworden, über Sinn und Bedeutung der dem Katholizismus entſproſſenen, die mütterlich tiefe Weisheit und Menſchenkenntnis der Kirche verratenden Gebräuche und Einrichtungen nachzudenken, ſich zurückzuverſetzen in Zeiten ſtarker, von ſieghaftem Vertrauen getragener katholiſcher Gläubigkeit, da Kräfte wirkſam waren, die trotz Zölibat und Jungfrauſchaft die Menſchen ganz Europas in glühendſter Aktivität hielten, Kräfte, die durch die geiſtige Vorherrſchaft des proteſtantiſchen Deutſchlands nun ſchon ſeit mehr als zwei Jahrhunderten in Lähmung lagen und die zu wecken, neu ſich zu befruchten erſt der Romantik vorbehalten wurde. Der geradezu leidenſchaftliche Haß Abbts gegen alles Katholiſche, Süddeutſche, Mittelalterliche warf eine Kluft auf zwiſchen ihm und Möſer, die nie geſchloſſen ward. Für Abbt war die eigene Entbindung, die Selbſtbefreiung aus des Lebens Enge, die ſich in Möſer ſchon längſt vollzogen hatte, die ihm erblich ſchon mit verliehen war, noch viel zu dringende, bitter notwendige Aufgabe, um dieſer anderen, größeren, die ganze deutſche Zukunft tragenden ſchon Platz machen zu können. So nahm er von Möſer nur einen Gedanken: die Notwendigkeit politiſcher Bildung, politiſchen Geiſtes, deſſen Mangel beide, ſowohl Möſer als Abbt, auf die Verfaſſung des Reiches, die Einteilung in Territorien, auf die Sonderintereſſen der einzelnen, vom Ganzen losgelöſten Gebiete zurückgeführt hatten. Trotz gründlichſter Erfaſſung dieſer Miß-

stände iſt Abbt nicht im geringſten bemüht geweſen, ſie zu beſeitigen. Seine ganze Teilnahme gehört faſt ausſchließlich dem preußiſchen Staat. Innerhalb dieſer Grenze kreiſen ſeine ganzen politiſchen Ideen, die, wie die der meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, noch von der herrſchenden Staatsanſchauung des aufgeklärten Deſpotismus abhingen. Eigentlich dreht ſich Abbts ganze politiſche Haltung einzig um die in Wort und Schrift von ihm verehrte Perſönlichkeit Friedrichs des Großen, der durch ſeine Reformen ſo weit ſeine Zeit überholt hatte, daß politiſche Agitationen von ſchriftſtelleriſcher Seite aus als gänzlich überflüſſig erſchienen. Abbt beſchränkte ſich daher darauf, in Preußen das Muſter aller deutſchen Staaten zu ſehen, das monarchiſche Verfaſſungsideal, wie ſchon erwähnt[1]), gegenüber dem republikaniſchen zu bevorzugen, oder wenigſtens doch mit ihm gleichzuſtellen, den Zuſammenhang zwiſchen Menſch und Bürger, die gegenſeitigen Pflichten von Fürſt und Untertan herauszuarbeiten. Des Königs Bild und Meinung wird ihm Norm für alles. So fällt er ſcharfen Tadel gegen Fr. K. von Moſer[2]), der, den frömmelnden Neigungen ſeines Vaters folgend, in ſeinem Buch: „Der Herr und der Diener" die Irreligioſität Friedrichs des Großen angriff. Abbt ſtellt dagegen den Satz auf, daß das Chriſtentum allein den Fürſten noch nicht gut mache, will aber damit nicht ſagen, daß der Anſchluß an eine beſtimmte Religionspartei auch den Untertanen als gleichgültig erſcheinen dürfe. Preußen ſoll, wenn nicht auf kirchlicher, ſo doch auf rationaliſtiſch-proteſtantiſcher Grundlage das Muſter eines Wohlfahrtsſtaates werden. Herr und Diener ſollen vom uneigennützigſten, aufopferndſten Streben nach gegenſeitiger Anpaſſung und tatkräftiger Unterſtützung im Handeln durchdrungen ſein. Er bedauert es, daß, obwohl in andern Ländern, namentlich in der Schweiz von beſonderen patriotiſchen Geſellſchaften die Hebung politiſcher Intereſſen betrieben wurde, in Preußen dieſes ganze Gebiet noch ſo brach liegt. Und

1) Vgl. S. 57. 2) L. B., XI. Teil, S. 30—31.

da es ihn drängt, selbst praktisch, wenigstens anregend zu wirken, fordert er für Preußen eine Wochenschrift: Der Bürger, durch die an Stelle des „Verstandes und Witzes" endlich auch einmal der Wille, die Tatkraft, geweckt und die Nutzbarmachung philosophischer Wahrheiten für das Staatsleben ermöglicht werden soll. Wenn er es auch für gut hält, die Untertanen glauben zu lassen, daß ihr eigenes Land hinsichtlich „seiner Eigenschaften, Lage und Bestimmung"[1]) das beste sei, so möchte er doch seinen Landsleuten einen „Bürgerkatechismus" vorlegen, der sie mittels schlichter, sokratischer Lehrart in die Politik einführe. Kenntnis der Staatsverfassung, Einsicht in die Natur der bürgerlichen Gesellschaften — sogenannte „politische Philosophie" — verlangt er von jedem Gebildeten, vorausgesetzt, daß er nicht Professor an einer Universität ist[2]). Mit dieser sich selbst ironisierenden, traurig-sarkastischen Schlußwendung zeigt Abbt sich wieder so, wie er am Anfang dieses Abschnitts uns erschien: ein Stubendasein führend, Bücher lesend, von Welt und Wirklichkeit nichts wissend, ausgeschlossen, für den Augenblick wenigstens, von den Quellbächen des Lebens. Schon sah er sie aus frischem Erdreich schäumen, bog hin zu ihren sprudelnden Wassern den dürren Leib; da riß man ihn in Wüsten voll Sandflächen, in ausgetrocknete, oasenarme Gegend. Er möchte Kraft und Licht dem unfruchtbaren Boden einhauchen, belebt sich die endlose Oede mit dem aus tausend buntschillernden Fäden gewobenen Phantasiegebilde der Fata Morgana, die ihm Zukunftsschaffen, Neuland vorgaukelt. Und wenn er schreit nach Büchern, die das Volk belehren, nach Wochenschriften und Bürgerkatechismen, so ist das wie ein Ruf ans eigne Ich, das nicht schreiben, sondern sprechen oder beides zugleich will, beides, um Menschheit und Geschichte zu erleben. Noch aber ist die Stunde fern. Und wenn das Warten gar zu lang ihm scheint, wenn das den Geschichtswerken entquillende Leben ihm seines bloßen Scheintums wegen doppelt

1) V. W. IV, S. 177 ff. 2) L. B. XV, S. 70.

unerträglich ist, dann greift er zu anderem Lesestoff, der sich in wachsender Fülle auf seinem Schreibtisch anstapelt, zu frisch gebundenen, sauber ihn anlächelnden Broschüren, die Freundeshände aus Berlin ihm zuschicken.

4. Der Literat und seine Wirkung auf Herder

Die eben erwähnten, in Abbts Studierzimmer liegenden Bücherpakete aus der Hauptstadt, die Nicolai und Mendelssohn ihm zugehen lassen, bilden den Brennpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit in Rinteln. In fiebernder Ungeduld empfängt er sie, schnürt er sie los; und schon im nächsten Augenblick ist alles um ihn her vergessen. Da sitzt er, vertieft zunächst in das den besonderen Zweck der Sendung erklärende Begleitschreiben der Freunde, um dann, durch ihren Wunsch, ihr Urteil angeregt, die beigefügten literarischen Neuerscheinungen zu lesen, sich in sie einzufühlen, sie wertend abzuschätzen. Wie freut er sich, auf diese Weise nicht fern zu sein vom jüngsten Schrifttum seiner Zeit! Es ist ihm, als hocke er in irgendeinem Winkel der Nicolaischen Buchhandlung, gebeugt über Stöße von Zeitschriften, über unaufgeschnittene Bände aller Art, in die er, nach flüchtigem, erst nur neugierigem, dann aber plötzlich sein Interesse weckendem Durchblättern sich bald mit heißem Kopf und brennenden Augen hineinbohrte, um stundenlang nicht von der Arbeit aufzustehn. Und wenn er dann, von Neueindrücken voll, nach Hause gekommen war, so hatte er alles, was er lesend erlebte, in Briefform zu Papier gebracht und andern Tags den Freunden übergeben, die es, nicht ohne ein paar Umänderungen und Ausbesserungen daran vorzunehmen, zum verabredeten Zeitpunkt, wohlversehen mit dem Zeichen B, als Literaturbrief in die Oeffentlichkeit brachten. So hat Abbt schon in Berlin einen guten Teil Rezensionen verfaßt. In Rinteln wird er aber weiter von den Freunden angespannt, mit immer neuem Material versehen,

um kritiſche Lieferungen zurückſenden zu können. Oft kommt ihm dieſe Arbeit in tauſend andere Beſchäftigungen hinein. Kollegs müſſen entworfen, größere Werke hiſtoriſchen und philoſophiſchen Inhalts ſtudiert werden. Und doch iſt es ihm nie zu viel, der Freunde Bitten nachzukommen, ſelbſt wenn ſie ungeſtüm von ihm die Antwort fordern, ſo daß er oft nicht weiß, wie alles bewältigt werden ſoll. Trotz ſeiner ihn manchmal geradezu erdrückenden Tätigkeit ſtürzt er ſich mit Feuereifer auf die Literaturbriefe, die in der Einſamkeit von Rinteln ſeine liebſte Beſchäftigung, ſeine angenehmſte Unterhaltung ausmachen. Er ſtellt ſie höher als alle andern, namentlich auch die auswärtigen Journale[1]). Er drängt die Freunde, ſie ihm nur rechtzeitig zu ſenden und beklagt ſich, daß er — an einer Seitenſtraße des Verkehrs liegend — manche Briefe erſt ſpäter als halb Deutſchland in die Hände bekomme[2]). Am Fortgang der Briefe, ihrer Wirkung auf die Leſer nimmt er trotz ſeiner Abgeſchiedenheit einen nie ſich vermindernden Anteil. Es entſetzt ihn, eines Tages ein Verbot über ſie ausgeſprochen zu ſehen[3]), um ſo freudiger begrüßt er ſpäter (1763) ihr erneutes Aufleben, ahnt aber, daß es „die letzte Lichtflamme iſt, die auffährt, um zu verlöſchen“[4]), denn er weiß es, wie Mendelsſohn ihm ſchreibt, warum alle Welt über die Verwegenen herfällt, die ſich erkühnen, mehr zu ſein, als die von einem an Originalgeiſt und Kunſtverſtändnis armen Publikum zu kahlen Auszügen und unſchmackhaften Komplimenten verdammten Kunſtrichter Deutſchlands, dem es, was das Schrifttum betrifft, eben an nichts ſo ſehr fehlt, wie an gebildeten Leſern und namentlich auch an einer „Hauptſtadt in Sachen des guten Geſchmacks“[5]). Selbſt als er, von Rinteln aus in die Schweiz reiſend, ſeine geſamte ſchriftſtelleriſche Tätigkeit ſozuſagen niederlegt und auch nicht mehr für die Literaturbriefe arbeiten kann, erkundigt er ſich immer wieder nach ihrem augen-

1) W. W. VI, S. 4. 2) ib. III, S. 296. 3) ib. III, S. 57. 4) ib. III, S. 136. 5) L. B. XV, S. 57.

blicklichen Zuſtand, muß aber bald nach ſeiner Zurückkunft von Mendelsſohn erfahren, daß ſie „einen ſchwachen Atem ziehen“[1]) und überlegt brieflich mit den Freunden, wie ſie ſich wenigſtens würdig vom Publikum verabſchieden können. „Die Briefe haben Aufſehen genug gemacht,“ meint er, „wir ſind genug angegriffen, genug beſchuldigt worden, das Ernſthafte im letzten Augenblick kann uns nicht übel kleiden, wir mögen uns nennen oder nicht. Ich bin noch fürs erſtere“[2]). Er ſcheut ſich alſo nicht, die eigene Leiſtung keck ans Licht zu rücken, die Anonymität zu brechen; denn Mut hat er, ſich ſelbſt zu bekennen.

Da er ſich ſelten in ſolchem Maße ſeines Wertes bewußt geweſen iſt wie als Mitarbeiter der Briefe, erſcheint es von Wichtigkeit, in ſorgfältiger Abwägung ſeines Könnens den eigenſten Geiſteskern Abbts aus der Geſamtfrucht des von Leſſing begründeten Unternehmens herauszuſchälen und namentlich zu zeigen, wie die von ihm als Leſſings Nachfolger neu eingeſchlagenen Wege und weiterführenden Gedanken auf Herder, den eben neu am kritiſchen Horizont auftauchenden Stern, gewirkt haben. —

Mit wahrhaft genialem Anpaſſungsvermögen verſtand Abbt es, in die lebendige, von Leſſing geſchaffene Form der Briefe ſeine Gedanken einzugießen. Seine große Beleſenheit, ſeine mannigfaltigen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und allgemeinwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe befähigten ihn, die Literatur der Zeit zu überſchauen, Echtes von Falſchem zu ſondern, um ſo mit ſeinen Führern und allen, die ihnen, wenn auch weniger erfolgreich, vorangegangen waren, auf die beiden Hauptziele der deutſchen Kritiker, die ſchon ſeit Opitz' Zeiten erſtrebt wurden, loszuſteuern: ein nationales Schrifttum auf der Grundlage einer echt deutſchen Sprache zu ſchaffen, eine Literatur, die zugleich einheimiſch und allen verſtändlich war. Um an dieſem Werk mitarbeiten zu können, legt er ſich immer wieder die Frage vor: Wie ſteht es um das geiſtige Leben in Deutſchland? Was will unſere Litera-

1) B. W. III, S. 153. 2) ib. III, S. 311.

tur? Was leiſten unſere Schriftſteller? Wie ſtellen ſie ſich zu unſerem Publikum? Was für Ideale haben wir hinſichtlich der ſchönen Künſte? In einem unermüdlichen Hin und Her der Meinungen ſuchen er und ſeine Freunde dieſen Dingen auf den Grund zu gehen; in ſeinem Briefwechſel ſchon tritt Abbt uns als ein Literaturkritiker entgegen, der nicht in feſtgefügten Worten und mit architektoniſcher Klarheit ſeine Gedanken entwickelt und Theorien aufſtellt wie Leſſing oder Winckelmann, ſondern die vom Augenblick geborenen Ideen ſchriftlich fixiert, ohne einen beſtimmten Faden einzuhalten. In ſeiner Natur iſt ein Zug zum Sprunghaften, Wechſelnden, Fragmentariſchen. Es drängt ihn nicht, zum Abſchluß zu kommen. Das Anſchneiden der Fragen, das bloße Aufwerfen der Probleme iſt ſeine Art. Dieſe Fähigkeit machte ihn zum Kritiker geeignet. Die Berliner Literaten erkannten das und ſtellten ihn in ihre Reihen, ohne allerdings zu ahnen, daß er unbewußt andere Wege ging als ſie. Ihnen war der Hang zum Begrifflichen eigen, zu derjenigen Denk- und Urteilsart, die ſchlechthin mit künſtleriſchem Idealismus bezeichnet werden kann. In ſtarrer Strenge ſtellte Leſſing ein aprioriſches Kunſtideal auf, dem alles hiſtoriſch Gegebene, unmittelbar Gewordene untergeordnet wurde. Er nährte ſich nicht an dem lebendigen Schönheitswillen ſeiner Zeit, ſondern bildete ſich unabänderliche Formen, Begriffe, Syſteme, in die er die konkrete Einzelerſcheinung einpreßte, indem er unbarmherzig, wenn auch mit ſicherem Urteil und ſchneidender Schärfe des Verſtandes, das Falſche vom Echten, das Unvollkommene vom Schönen trennte. Die irrtümliche Vorſtellung eines künſtleriſchen Ideals teilten mit ihm ſeine kritiſch literariſchen Freunde Mendelsſohn und Nicolai, wodurch ſie befähigt wurden, ſich gleich einen feſten Standpunkt gegenüber den herrſchenden Parteien der Gottſchedianer und der Schweizer zu ſichern. Mendelsſohn verfuhr aber in der zunächſt an Leſſing gebildeten Kritik viel nachſichtiger. Es war ihm nicht bloß darum

zu tun, die Differenzen zwiſchen Ideal und Erſcheinung aufzuweiſen, alles Nebenſächliche auszuſcheiden, um den abſoluten Wert eines Kunſtwerks feſtſtellen zu können. Er verſenkte ſich vielmehr liebevoll in die Abſichten des Schriftſtellers, lauſchte ihm ſeine Eigenſchaften ab und gab ein vollſtändiges, abgerundetes Bild des Ganzen. Im Gegenſatz zu Leſſings negativen Ergebniſſen erzielte er meiſt poſitive. Nähere Verwandtſchaft mit Mendelsſohn zeigte Abbt. Auch er wollte in den Geiſt des Autors eindringen. Er ging aber noch weiter, indem er die ganze kritiſche Tätigkeit vom Schreibtiſch des Gelehrten loszulöſen verſuchte. Er wollte auch der Menge ein Kunſterzeugnis begreiflich machen. Mendelsſohn ſtrebte nur nach Klarheit, mit ſich, für ſich. Abbt fragt auch, für welches Publikum eine Schrift verfaßt ſei. Darum legt er Wert auf die Ausdrucksmittel, die Darſtellungsweiſe. Er verlangt für die verſchiedenen Materien auch beſondere Stilarten. Drum gibt er zu Beginn der Rezenſionen, ehe er auf den Inhalt des Werkes eingeht, oft breite Ausführungen über den Stil des Verfaſſers[1]). Auf ſeine eigene Darſtellung legt er aber nicht minder großen Wert. Sie ſoll den Leſer anregen, ihn möglichſt ungezwungen zur Sache führen. Nach Art der Franzoſen iſt ſeine Kritik mehr Plauderei als Belehrung. Er dialogiſiert[2]) mit dem Autor des beſprochenen Werkes, dem er ſich dramatiſch gegenüberſtellt. Oft iſt die ganze Rezenſion in das loſe Gewand der Satire eingekleidet, ſo daß er einen ſpöttiſch überlegenen Ton, ähnlich wie den Leſſings, findet. Mit Mendelsſohn iſt ihm das ſelbſtloſe Eingehen auf die Ideen des Schriftſtellers gemein. Er unterſucht ſeine Methode, ſeine Einteilung, ſeine Gedankenverbindung; er fürchtet die Unbiegſamkeit des Geiſtes, die ihn hindern könnte, ſich in die Gedanken anderer hineinzuverſetzen. Gleichzeitig aber bemerkt er, „daß jemand, der allzu nachgebend und demütig gegen anderer Ge-

1) Vgl. L. B. XI, S. 3 ff. 2) L. B. XIII, S. 87 ff.

danken wäre, der Wahrheit Rechten ſchaden würde“[1]). Dieſe Wahrheit ſtellt er aber nicht von vornherein den Anſichten des Schriftſtellers entgegen, ſondern läßt ihn ruhig zu Worte kommen, um erſt nachträglich ſeine eigene Meinung zu äußern. Allerdings kommt er dabei ſelten oder faſt nie zu einem abſchließenden Reſultat. Eine eigentlich produktive Kritik muß man ihm abſprechen; er gibt, wie er ſelbſt ſagt, nur einzelne Anregungen: „Unſere Briefe können nicht Abhandlungen werden: Entwürfe, Ausſichten, Gedanken, die in einer gewiſſen Folge ſtehen, aber ſehr viele dazwiſchen erfordern. Das iſt alles, was wir ausgeben können“[2]). Meiſt ſchickt Abbt der eigentlichen Kritik eine Unterſuchung über die Gattung des betreffenden Kunſtwerkes voraus, deren Begriff er aber nicht in abſtrakter Definition, ſondern empiriſch entwickelt, indem er möglichſt viele, hiſtoriſch gewordene Formen als Vergleichsmaterial heranzieht, um ähnliche Erſcheinungen gegeneinander abwägen und dann zur Einzelbeurteilung übergehen zu können. Sein ganzes Urteil fußt auf ausgedehnteſter Lektüre, auf reichen literariſchen Erfahrungen, die einen guten Ueberblick ermöglichen und das einzelne Kunſtwerk in die Geſamtleiſtung des Zeitalters einfügen. Daß er nicht ſelten ganz unbedeutende Schriften kritiſiert, iſt aus dem Zuſtande der damaligen Literatur heraus zu erklären, die neben wenigen guten Leiſtungen unendlich viel Minderwertiges, Flaches und Seichtes hervorbrachte. Abbt iſt ſich der Unverbeſſerlichkeit gewiſſer Autoren wohl bewußt; dennoch kritiſiert er ſie, um wenigſtens die Leſer über ihren ſchlechten Geſchmack aufzuklären, Leſer, denen er kein Urteil, ſondern nur einen Auszug, beſſer eine Ausleſe der beſonders unfruchtbaren Stellen vorführt. Am liebſten und ſchärfſten rezenſiert er ſolche Werke, bei denen er auf die Beſſerung des Schriftſtellers Ausſicht hat[3]). Durchweg aber ſucht er mehr nach den tiefer liegenden Schönheiten eines Buches als

1) L. B. XVII, S. 108. 2) ib. XVI, S. 135. 3) ib. XIX, S. 4.

nach dem Stroh auf der Oberfläche[1]). So hat er im Vergleich zu Leſſing eine menſchlichere Kritik geübt; obwohl er ſich äußerlich den Ton des Meiſters, ſo gut er konnte, anzueignen ſuchte[2]). Doch iſt er durch die Geſamtdarſtellung, die einfache, zu Herzen gehende Sprache, durch ruhiges Verſenken in den Schriftſteller und nicht zum mindeſten durch die Wahl der zu kritiſierenden Stoffe überhaupt in viel engere Beziehung getreten zum Leſerkreis der ſchlichten Maſſe, der ſogenannten Ungelehrten und doch für echte Menſchenweisheit lebhaft Intereſſierten. Er zeigte, wie Literatur und Volk in Verbindung zu bringen ſeien. Er zeigte es vor allem einem, der gleichfalls aus der Enge des Schulſyſtems und der Katheder weisheit ſich in die Weite des Lebens, in raſtloſe, aktive Daſeinsweiſe hineinbegab, der den ihm geiſtesverwandten Abbt in ſeinen Schriften aufſuchte und mit ihm plauderte, der, die eigenen Gedanken an den Worten des anderen wie Perlen an ſchimmernden Fäden entlang gleiten ließ: Herder, der, über den Literaturbriefen ſitzend, ſie ausziehend, erweiternd, in vielfach wechſelndem Ueberarbeiten zu einem eigenen kritiſch-äſthetiſchen Werk, den Fragmenten, kommt. Während Leſſing ihn geradezu zum Widerſpruch reizt, Mendelsſohn ihn

1) L. B. XV, S. 163. 2) Weniger fruchtbar als für die Literaturbriefe ſind ſeine kritiſchen Leiſtungen für die Allgemeine Deutſche Bibliothek geworden, an der er ſeit ihrem Erſcheinen im Jahre 1765 mitarbeitete. In den Rezenſionen, die er in den beiden erſten Bänden dieſer Zeitſchrift erſcheinen ließ, gibt er meiſt Inhaltsangaben, ohne ſich beſonders mit dem Autor auseinanderzuſetzen. Das ganze Unternehmen der Bibliothek, das als Erſatz für die eingegangenen Literaturbriefe gedacht war, intereſſierte ihn nicht, ſchon deshalb, weil er durch ſeinen Aufenthalt in Bückeburg den Berliner Freunden und ihren Beſtrebungen ferner gerückt war, beſonders aber ſtieß ihn der Gedanke ab, „daß die Theologie darin die Oberhand hat". B. W. III, S. 367. Da die Deutſche Bibliothek nicht nur den Zweck hatte, über ſchönwiſſenſchaftliche Erzeugniſſe, ſondern über die geſamte deutſche Literatur zu urteilen, zeigte es ſich, daß die weitaus größte Anzahl aller Neuerſcheinungen ins theologiſche Gebiet gehörte, dem Abbt ſich ganz und gar entfremdet fühlte.

ſchon mit einer gewiſſen Hochachtung erfüllt, behandelt er Abbt, zu dem er ſofort ein perſönliches Verhältnis findet, wie einen gleichgeſinnten, gleichringenden Gefährten, deſſen Meinung er, ganz ungezwungen, ganz kameradſchaftlich, bald verficht oder bekämpft, bald mit den eigenen Ideen verknüpft und in neue, ausſichtsreichere Bahnen einlenkt. Schon in der ganzen Art der Kritik läßt er ſich von Abbt beeinfluſſen, indem er ſie, wie jener, auf empiriſche Beobachtung gründet. Das aber, was bei Abbt nur wie im Keim vorhanden iſt, die hiſtoriſche Grundlage, hat Herder erſt weiterentwickelt. Mit kühnem Blick umſpannt er Zeiten, Völker, Werke. Die Einzelerſcheinung wird in noch vielſeitigere Beleuchtung gerückt als bei Abbt. Wenn dieſer das Kunſtwerk ſchon in ſeiner Individualität, abgetrennt von Vorbildern und Muſtern erfaßt hatte, ſo geht Herder, pſychologiſch intereſſiert, noch weiter und fragt nach dem Erlebnis des Künſtlers, nach dem werdenden, neben dem gewordenen Werk, denn er will „nicht Bücher, ſondern den Geiſt beurteilen", nicht „ihr Syſtem, ſondern ihr Urbild verbeſſern und Ideen in ihre Quelle zurücklenken"[1]). Deshalb wird das, gefühlsmäßig dieſen Geiſt erfaſſende, unbewußte, kritiſche Richtertum des „Leſers von Empfindung und Geſchmack"[2]) dem mit Vorbedacht geübten und viel zu abſtrakten kritiſchen Urteil als wertvoller faſt entgegengehalten. Der eigentliche Kunſtrichter aber wird nur dann ſeine Aufgaben erfüllen, wenn er nach den drei ſchon in Abbts Kritik beobachteten und Autor, ſowie Leſer betreffenden Geſichtspunkten „zu prüfen, zu lehren, zu beſſern"[3]) vorgeht. Das „Corrige sodes"[4]) wird ſchließlich zur Hauptaufgabe des Kritikers gemacht. Daher ſoll auch dem mittelmäßigen Verfaſſer eine liebevolle, gerechte Würdigung nicht verſagt ſein, man verſtehe nur die Kunſt, ein Taucher zu ſein, um Perlen heraufzuholen[5]), wie Abbt es vermocht hatte[6]). Trotzdem wird ihm von

1) S. W. S. I, S. 142. 2) ib. I, S. 245. 3) ib. I, S. 246. 4) ib. I, S. 251. 5) ib. I, S. 251. 6) Vgl. L. B., XV. Tl., S. 161 ff.

Herder der Vorwurf gemacht, ſich häufig mit wahrhaft unbrauchbaren Schreibereien beſchäftigt zu haben[1]), die ihn zu völlig vernichtender Kritik zwangen. Derartige Geiſtesprodukte ſollen lieber ganz unberückſichtigt bleiben. Gefährlich ſcheinen Herder aber auch die Rezenſionen, die nur um des eigenen Vorteils willen geſchrieben werden, in denen man Stellen ſucht, „um ſeine Lieblingsgedanken auszuſchütten“[2]). Mit dieſen Worten gibt Herder eine Art Selbſtkritik. Hatte er nicht auch bei Abbt die einzelnen Bemerkungen herausgehoben, um ſeine eigenen daran zu knüpfen; iſt nicht die ganze Beſchäftigung mit den Literaturbriefen für ihn ein Mittel, die eigenen Wege anzuzeigen? So iſt ſelbſt Herders Kritik trotz aller Einfühlung, trotz des ſouveränen hiſtoriſchen Blickes nicht geeignet, ein abſchließendes Bild des Kunſtwerks zu geben.

Beide, Abbt und Herder, ſind unermüdliche Sucher, Pfadfinder, der eine vom andern nicht zu trennen, wenn man Literaturbriefe und Fragmente nebeneinanderſtellt. So wird der hier uns beſchäftigende Literat Abbt erſt durch Herder zur vollen Würde ſchöpferiſchen Mittlertums, der letzten Krönung ſeines Werks, berufen, und Herder ſeinerſeits, die Spuren ſeines Vorgängers abtaſtend, entdeckte von ihnen aus den Weg in nie geſchautes, literariſches Neuland. Die mannigfaltigen, in beiden Kritikwerken geſtreiften Unterſuchungen, die zahllos aufgeworfenen, bald nur angedeuteten, bald tiefer durchdachten Probleme, laſſen ſich in drei mehr oder minder ſcharf voneinander abgegrenzte Gruppen einteilen, in Erörterungen über Sprache und Dichtarten als formale und in Wertung der zeitgenöſſiſchen Schriftſteller als ethiſch-ſoziale Seite der Betrachtung.

Die ſchon angedeutete, intenſive Beſchäftigung Abbts mit den ſchriftſtelleriſchen Ausdrucksmitteln iſt der Teil ſeiner kritiſchen Leiſtung, den Herder wohl am tiefſten ausgebeutet hat, denn ihm iſt — durch die Berührung mit Hamann — Weſen und Leben

1) S. W. S. I, S. 253. 2) ib. I, S. 251.

der Sprache, ihr Werden und Wachſen wunderſam geoffenbart worden. Schon Abbt erkannte, daß die ſprachliche Grundlage des künſtleriſchen Schaffens bis dahin viel zu wenig beachtet, daß trotz der von Gottſched ausgehenden Verſuche einer neuen deutſchen Proſabildung, trotz aller bis auf Opitz zurückgreifenden Formbeſtrebungen in der Poeſie ein natürlicher Ausdruck nicht erzielt worden war. Wie ſollte das auch möglich ſein, wenn immer noch deutſche Gelehrte, wie etwa jener viel gefürchtete, auf ganzer Linie angegriffene und doch bei allen auf ihn niederhagelnden Hieben ſich dreiſt behauptende Profeſſor Klotz in Halle, der in mühſamer Anlehung an Horaz lateiniſche Opuscula aus ſich herauspreßte, wenn ſolche Männer — er ſelbſt und die gewaltſam von ihm zuſammengeſcharte Herde ſeiner Jünger und Nachahmer — die deutſche Schriftſtellerei ſyſtematiſch unterbanden und die von Klopſtock und Leſſing neu entdeckten Quellen deutſchen Geiſtes vergifteten! Schon Leſſings heißeſtes Bemühen war es geweſen, den frech ſich in die Bruſt werfenden Hallenſer Diktator zu vernichten. Abbts Empörung gegen ihn wuchs bei jedem von ihm erſcheinenden Machwerke, und ſelbſt Herder hat ſich noch in zweckloſen, wirklich aufreibenden Debatten mit ihm herumgeſchlagen. Für Abbt, der übrigens anfänglich die innere Hohlheit, Pedanterie und gehäſſige Denkungsart dieſes Mannes nicht erkennend, geradezu ein Bewunderer ſeiner — wie Herder ſagte — „äſthetiſch-philoſophiſchen, ſchöngeiſtigen Lappen“[1]) geweſen war, hatte die Auseinanderſetzung mit Klotz inſofern produktive Ergebniſſe zur Folge, als er, angeregt durch die Tatſache eines ſogenannten lateiniſchen Dichters unter den deutſchen, mit allem Fleiß an ein Abwägen der beiden Sprachen heranging und namentlich den Wert des deutſchen gegenüber dem römiſchen Idiom herzuſtellen ſuchte.

Ohne vielleicht es zu wiſſen, wie tief er bis an die Wurzeln des Problems vordrang, verſuchte er, um die Eigenart des Deut-

1) Briefwechſel zwiſchen Herder und Hamann. Hoffmann, S. 51.

ſchen voll ans Licht zu ſtellen, einen geſchichtlichen Ueberblick der verſchiedenen Sprachperioden zu geben, wodurch er die von der Romantik geſchaffene hiſtoriſche Grammatik ſchon vorausahnt. Er unterſcheidet dreierlei: die noch rohe und urwüchſige Sprache als Ausdruck der Leidenſchaften, den ernſthaften, einen zierlichen Vortrag verlangenden hiſtoriſchen Stil und die zur Darſtellung metaphyſiſcher Stoffe ſich eignende, von Wolff und namentlich mit wahrer Eleganz von Mendelsſohn gehandhabte philoſophiſche Sprache, die, immer weiter gepflegt, verfeinert, ausgebaut, zur Idealvollkommenheit der Sprache führen muß, ein Zuſtand, den Abbt ſich künſtlich bewerkſtelligt denkt, weshalb er eine Metaphyſik der Sprache ſchreiben und ihre letzte und höchſte Ausgeſtaltung darlegen möchte. Mit dieſem Gedanken fußt Abbt noch ganz in der früheren Generation der Gelehrten, die auf möglichſte Prägnanz des Ausdrucks hinausgingen und darin eben die „Idealvollkommenheit" erblickten. Herder, der die Sprache nie als etwas Fertiges, Abgerundetes betrachtet, tritt dieſem Irrtum mit Schärfe entgegen, knüpft aber an die von Abbt aufgeworfenen ſprachgeſchichtlichen Vermutungen ſeinen genial entworfenen Sprachenroman an, in dem er die bekannten vier Phaſen des Kindheits-, Jünglings-, Mannes- und Greiſenalters in der Sprache durch lebendige Einfühlung in die Pſyche des jeweiligen Menſchengeſchlechts entwickelt. Während Abbt noch von abſichtlichen Verſuchen ſpricht, die Sprache zu vervollkommnen, ſtellt ſich für Herder dieſe Entwicklung naturgemäß, die Sprache als etwas organiſch Gewordenes dar. Er reiht das eine Problem der Sprachbildung in das des Werdens überhaupt. Im Kreislauf aller Dinge, in letzten Geſetzen des Geſchehens, im ewigen Auf- und Niederſteigen der Erſcheinungen, im Blühen und Vergehen, im unendlichen Wechſel alles Seins liegt auch die Sprachveränderung beſchloſſen. Nicht, weil der zierliche, kalte Vortrag — ſo meinte Abbt — eine geſetztere Sprache verlangt, erhebt

ſie ſich aus dem poetiſchen Zuſtand in den proſaiſchen, ſondern weil die Menſchen ſich wandeln, weil aus dem Jüngling ein Mann wird, weil „ernſte Weisheit und politiſche Geſetztheit“[1]) ſeinen Charakter bilden. Auf dieſer Stufe ſieht Herder die Sprache ſeiner Zeit, die alſo im Lebensalter der Proſa, unſer natürlichſtes Ausdrucksmittel, ſich befindet, während es den erſten Menſchen natürlich war, in ſangesmäßige Laute auszubrechen. Dem Sprachſtudium ſeiner Zeit, die das poetiſche Lebensalter überwunden hat, gerecht werdend, empfiehlt Herder nachdrücklich die Pflege der Proſa, erweitert aber die von Abbt ſchon wiederholt geſtellte Forderung dahin, daß eine doppelſeitige Ausbildung der Proſa notwendig ſei, eine dichteriſche und eine philoſophiſche. Die erſtere gründet ſich auf Reflexion, die letztere auf Ueberſetzungen und Nachbildungen aus vorzugsweiſe ſinnlichen Sprachen[2]).

Mit dieſem Gedanken ſchließt Herder wiederum an Abbt an, der die mangelnde Ausbildung des deutſchen Stils durch den Hinweis auf andere, reicher entwickelte Sprachen zu zeigen ſuchte, wodurch die damals ſtark verbreitete Ueberſetzungsliteratur eine neue Bedeutung gewann. Sie trat jetzt förmlich in den Dienſt der Mutterſprache, die ſie an Ausdrücken und Wendungen bereicherte, was Abbt zwar nur bei gewandter, verſtändlicher, die Lebhaftigkeit des Originals wahrender Uebertragung erreicht ſah. Daher überhäuft er mit ſchärfſtem Tadel die ungenauen Ueberſetzungen[3]), namentlich die „Tacitusſchänder“[4]), die jeder Nuancierungskunſt entbehren, deren mißglückten Verſuchen er eigene, beſſere an die Seite geſtellt hat[5]). Durch innigſte Anſchmiegung an Tacitus erhoffte Abbt die der deutſchen Sprache längſt verlorengegangenen Elemente, „die Kraft der Fürwörter und Zwiſchenwörter, das Gedrungene der Prinzipien, die Auslaſſung des Artikels“, wiederzugeben, damit ſie einigermaßen

1) S. W. S. I, S. 154. 2) ib. I, S. 158. 3) L. B. XIII, S. 87—96. 4) V. W. III, S. 351. 5) L. B. XV, S. 129—136.

neben der lateiniſchen beſtehe[1]), die — wie man ſieht — von ihm noch immer allzu hoch geſchätzt wird. Wie ſchon Abbt es eingeſehen hatte, daß die Uebertragungen aus dem Lateiniſchen trotz der für die deutſche Sprache daraus zu gewinnenden Vorteile ſchwieriger ſeien, als die aus der mit unſerm Satzbau übereinſtimmenderen griechiſchen Sprache, ſo macht auch Herder auf den Unterſchied der beiden klaſſiſchen Idiome aufmerkſam, erklärt ihn aber pſychologiſch aus dem Volkscharakter und zieht die Folgerung, daß deutſches Empfinden dem griechiſchen näher ſtehe als dem römiſchen, weshalb die lateiniſche Periode, in unſere Sprache hineingepflanzt, ein fremdes Gewächs ſei. Doch auch die aus dem Griechiſchen entlehnten Werke dürfen nur das Proſazeitalter betreffen, da die griechiſchen Dichter einer uns längſt entfremdeten Sprachſtufe angehören. Auch Abbt hatte hauptſächlich Proſaüberſetzungen verlangt, ohne jedoch die von Herder hinzugefügte Begründung zu geben. Herder ſieht ſchließlich den ganzen Wert der Ueberſetzungen nur darin, daß ſie Verſtändnis antiken Denkens und Lebens vermitteln, wie überhaupt für ihn die hiſtoriſche Bildung nur den einen Zweck hat, durch Vergleich mit anderen Zeitaltern über die eigenen Kräfte und Ziele ſich Klarheit zu verſchaffen.

Neben den Ueberſetzungen aus antiken Schriftſtellern wies Abbt aber auch auf die der neueren Ausländer hin, in denen Herder mit Recht die Franzoſen und Engländer zu erkennen glaubt. Doppelt und dreifach unterſtreicht der Literaturbriefleſer den Gedanken, ſich mit den neueren Sprachen, namentlich der franzöſiſchen, deren Klang er im weſtlichen Nachbarland entzückt mit eigenem Ohre auffing, zu beſchäftigen; doch haßt er gerade hier die Nachahmung, verlangt Kenntnis der modernen Ausländer aus unmittelbarer Quelle, ſieht in ihnen vorzügliche Schatzkammern zur Gewinnung von Sachen, Lebenswerten, praktiſchem Wiſſen und niemals bloße Hilfsmittel zur Hebung

1) B. W. III, S. 373.

deutſcher Ausdrucksweiſe, die mit der fremden nichts gemein habe. Das zu beweiſen, entwirft er, wie immer vom geſprochenen Wort ausgehend, ein Bild der genannten Sprachen, namentlich der franzöſiſchen, die von der deutſchen, ihrem innerſten Weſenskern nach ſo verſchieden ſei, daß eine aus der andern kaum etwas entnehmen könne. Bis auf die Grundelemente, die Konſtruktionsordnung beider Sprachen greift Herder zurück und beſchäftigt ſich eingehend mit dem beſonderen Charakteriſtiken des Deutſchen, der Inverſionsmöglichkeit, erklärt ſie pſychologiſch aus der ſinnlichen Aufmerkſamkeit, die bald dieſen, bald jenen Gegenſtand in den Blickpunkt des Intereſſes rückt und ihn daher im Satzbau wechſelnd unterbringt. Auch Abbt hatte erkannt, daß unſere Sprache „räumig genug geſchürzt ſei“[1]), während der franzöſiſchen — wie Herder hinzufügt — von den „Grammatikern der mittleren Zeiten Feſſeln angelegt wurden“[2]). Den Ueberſetzungstheorien Abbts entſprach es, daß er ſelbſt für ſeinen Stil aus fremden Sprachen borgte, ſo aus der eben erwähnten franzöſiſchen, die ſeinen eignen Ausdruck bilden half, was Herder deshalb nicht verwarf, weil er, hiſtoriſch der Erſcheinung auf den Grund gehend, es ganz natürlich findet, daß wir mit dem von anderen Völkern uns überkommenem Wiſſen auch unwillkürlich fremde Ausdrücke aufnehmen.

Im ganzen genommen, vertritt Abbt alſo den Standpunkt, daß, wenn auch nicht jeder ſich klaſſiſche Bildung aneignen, d. h. die alten Sprachen ſelbſt zu lernen brauche, ſo doch die Ueberſetzungskunſt mit Rückſicht auf ihre fruchtbringende Wirkung für die Mutterſprache zu pflegen ſei, und daß ſogar der Ueberſetzer ein klaſſiſcher Schriftſteller im Sinne der Alten werden könne. Gerade dieſes Wort greift Herder auf und wendet es zum erſtenmal auch auf die deutſchen, nur in der Mutterſprache und aus eigenſtem Erleben heraus ſchriftſtellernden Autoren an, zu denen er auch Abbt in voller Erkenntnis ſeines bürgerlich-

1) L. B. XVII, S. 185. 2) S. W. S. I, S. 194.

nationalen Wirkens rechnet. Unverſtändlich blieb es ihm darum, daß Abbt beſtändig zur Anlehnung an fremde Muſter aufrief, denn „da die Sprachen der Alten tot ſind, fällt man durch bloße Nachahmung derſelben gar zu leicht ſelbſt in Tod“[1]). Entweder wirkliches Originalſtudium der klaſſiſchen Dichter oder nur deutſche Bildung: das iſt die ſchließlich von Herder aufgeſtellte Alternative. Und wenn ſchon Abbt es nicht für nötig hielt, daß jedermann Latein könne, ſo ſagt ihm Herder erſt warum, weil nämlich jedes einzelnen Geſchmack verſchieden ſei, weil der Gelehrte andere Bedürfniſſe habe als der einfach gebildete, der ſogenannte „deutſche Idiot“[2]), der nur, wie etwa die Karſchin, durch Kenntnis der einheimiſchen Literatur ſich auszeichne.

Neben dem großen Intereſſe, das Abbt der Ueberſetzungsliteratur zuwendet, beſchäftigt er ſich auch noch eingehend mit der eigentlich deutſchen Schriftſtellerei, vergleicht die verſchiedenſten Stilarten und ſtellt als oberſte Norm der guten Schreibart die ungekünſtelt-ſchlichte Ausdrucksweiſe hin, die Sprache Gleims und Gellerts, Leſſings und Ramlers. Die meiſten deutſchen Bücher empfindet er als plump, ja ungehobelt; er rügt die verfehlten Metaphern, die unangebrachten Allegorien und Wortſpiele, die allzu häufige Anwendung von Fremdwörtern. Zur Hauptforderung aber wird gemacht, daß die Verfaſſer hinſichtlich ihres Stiles auf die Leſer Rückſicht nehmen, wie es längſt ſchon in Frankreich geſchehe, wo ausſchließlich für Hof und Adel geſchrieben werde. Doch ſei es falſch, die franzöſiſche Art nachzuahmen, da deutſche Autoren für das Volk zu ſchaffen hätten und daher unverſtanden blieben „von Leuten, die bloß geſunden Verſtand haben und ein abgeſchmacktes Tändeln verabſcheuen“[3]). Selbſt abſtrakte Materien dürfen nicht mit Ausdrücken und Redensarten verſehen ſein, die der gemeine Mann nicht kennt. Aus dieſem Grunde lehnt er jeden Profeſſorenſtil, die ſogenannte Gelehrtenſprache, die er rückſichtslos bei ſeinem Lehrer G. F. Meier

1) S. W. S. II, S. 362. 2) ib. II, S. 358. 3) L. B. XV, S. 139.

verurteilt, ab. In ſolcher Sprache können nur akademiſch Gebildete ſich zurechtfinden; das Volk aber verlangt Sinnlichkeit, Bildhaftigkeit, kernig vorgetragene Lebensweisheit, wie Terenz und Molière, ohne jedoch unäſthetiſch zu wirken, in plaſtiſcher Greifbarkeit ſie zu geben verſtanden. Wie aber bringt man in die ſtarr geformte, ſtreng geregelte Katheder[ſ]prache Saft und Kraft hinein? Wie macht man ſie natürlich, volkstümlich? Das fragt er ſtets von neuem, ſeinen eigenen Stil und den der andern im Verhältnis zum Leſer betrachtend. Und endlich findet er, daß Wucht und Stärke in längſt verbannten, altheimiſchen Wendungen liegt, in Provinzialwörtern, volkstümlichen, oft derben Ausdrücken, die man dem Pöbel gleichſam „vor dem Munde wegnehmen“[1]) muß, wozu es den meiſten Schriftſtellern bisher an Initiative oder gar an Mut gemangelt habe. Er fordert für dieſen Zweck wiſſenſchaftliches Sprachſtudium, etymologiſche und ſynonymiſche Unterſuchungen, bewußtes Heranziehen von Idiotismen, namentlich für die Vortragskunſt, für eine Proſa, „die vom Munde weg ſpricht“[2]), die doppelt einfach, frei und ungezwungen ſein müſſe, während der ſchriftliche Ausdruck, der nicht von Gebärden und vom Ton der Stimme unterſtützt ſei, wieder ſeine ganz beſonderen Geſetze habe. All das hat ſich Herder neu zunutze gemacht, um eigene Beobachtungen daran anzuknüpfen. Auch er ſucht volkstümliche Beſtandteile: „uneigentliche Wörter, Synonymen, Inverſionen, Idiotismen“[3]) in ſeine Schriften einzuführen; doch nicht aus den bloß praktiſchen Gründen einer beſſeren Verſtändigung, ſondern aus philoſophiſcher Einſicht in die Sprachentwicklung und den Zuſtand der Menſchheit, die noch nicht Geiſt genug ſei, um ganz in Begriffen ſprechen zu können, die das ſinnliche Element noch nicht entbehren dürfe. Mit Abbt erkennt dann Herder auch den Unterſchied zwiſchen geſprochenem und geſchriebenem Wort. Wenn Abbt ſchon weiß, daß der Redner, der ungelehrte und auch der gelehrte Sprecher, ſich, ohne aufzufallen, Ver-

1) L. B. XIV, S. 266. 2) S. W. S. II, S. 48. 3) ib. I, S. 165.

ſtöße gegen den Stil erlauben darf[1]), ſo ſetzt es Herder, der ſelbſt in ſeiner Eigenſchaft als Prediger des Wortes Meiſter iſt, in tiefem Wiſſen um die Wirkung ſeiner Sprache auseinander, wie gerade hier, wenn Volk um ihn geſchart, wenn Kinder, Frauen, ſchlichte Menſchen zuhören, die Technik des Vortrages nicht aus toten Muſtern, den Vorbildern der Alten geſchöpft, ſondern aus eigenſtem Sprachempfinden, aus den Gründen der Seele nur geboren werden kann[2]).

Die ganze von Abbt und Herder angeſtellte Unterſuchung über Mutter- und Fremdſprachen, Ueberſetzungen, Rede und Schrift gipfelt ſchließlich in dem allumfaſſenden Problem von Gedanke und Ausdruck, Sache und Wort, Stoff und Darſtellung des Stoffes. Wie der Stoff ſich die Form ſchafft, die von ihm abhängig, die nicht nur ſtarres, fertigſtehendes, ihn einzufangendes Gebilde iſt, wie jede Materie ſich den ihr adäquaten Ausdruck zu ſuchen hat, das war von G. F. Meier ſchon in einem Bild, einem Vergleich zwiſchen Kleid und Körper geſehen worden, woraus Abbt eine Gegenüberſtellung von „Haut und Körper“[3]) gemacht hat. Herder findet aber auch in dem Abbtſchen Vergleich nicht die rechte Beziehung, da beides, Haut und Körper ſchon formal abgegrenzte Materie ſei und ſomit durch das Bild der Vorgang dichteriſchen Schaffens, das unſichtbare, nach Geſtaltung ringende Bewegen und Weben der Seele nicht deutlich gemacht werde. Aus Abbts verfehlter Darſtellung entwickelt Herder erſt das rechte Gleichnis: Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wie zwei zuſammen Vermählte . . . ein Paar Zwillinge . . . wie Seele und Körper verhalten ſich Gedanke und Wort,

1) L. B. XVII, S. 186. 2) Es iſt auch hinzuweiſen auf Herders Beobachtungen bei ſeiner Ankunft in Frankreich, als plötzlich der fremde Laut von ihm vernommen wird, als er im mündlichen Ausdruck der Sprache hundert kleine Wörter, Interjektionen, Affektausbrüche hört, die nie in Büchern ſtehen, die man alſo beim Erlernen einer andern Sprache nur im Lande ſelbſt erfaſſen kann. 3) L. B. XVII, S. 114.

Empfindung und Sprache zueinander. Die tiefgeſchauten Bilder in ein Märchen rahmend, dichtet Herder die Erzählung von der platoniſchen Seele, der Empfindung, die aus dem Reich der Götter zu den Menſchen ſteigt, wie letzter Urquell dichteriſchen Fühlens zur dürren Welt des Worts, ſie tränkend, lebendigmachend, hinabgleiten muß. Was Herder hier geſagt, was ihm von Abbt in vorahnendem Wiſſen ſchon angedeutet war, das wurde ſchließlich für die ganze Zeit, noch bis zum jungen Goethe bedeutungsvoll. In ſeinem tiefſten Kern enthielt das Märchen die endgültige Abweiſung jeglicher Ueberſetzungsliteratur, denn nur die Mutterſprache bietet die einzige natürliche Möglichkeit, die Einheit von Gedanke und Ausdruck, auf der allein auch die Größe der Alten beruhte, zu wahren.

Neben den ſprachlichen Fragen hat Abbt ſich in den Literaturbriefen noch mit der Auseinanderſetzung über einige Dichtgattungen beſchäftigt: Satire, Elegie, Drama, Roman.

Zu einer Beſprechung über die Satire veranlaßte ihn Klotz durch ſeine die Gelehrtenwelt und das Univerſitätsleben verſpottenden horaziſch angehauchten Verſe über die „Mores Eruditorum", die Abbt, ſoweit er nur den Stoff betrachtet, in Entzücken verſetzten. Daß er ſie in ſprachlicher Hinſicht verwerfen muß, iſt klar nach dem zuvor Geſagten.

Um ſie äſthetiſch beurteilen zu können, geht er hiſtoriſch vor, vergleicht die verſchiedenen älteren und neueren Satiriker miteinander, unter denen ihm der durch Naivität wirkende Horaz und die ihm ähnelnden modernen Dichter Lafontaine und Gellert beſſer gefallen als die zu Uebertreibungen neigenden Juvenal und Labruyère. Als Genius der Satire erſcheint ihm Rabeuer, wodurch erhellt, wie ſehr er noch im Bann der zahmen Zeitſatire ſteckt, die auch in dem von ihm beſprochenen Klotzſchen Erzeugnis vorwaltet. Er ſelbſt hat in ſeinen Satiren allerdings mehr den derben Spott, die draſtiſche Umkehrung ins Gegenteil angewandt als das leis ironiſierende, urbane Lächeln Horazens, das er aus

des eleganten Römers Werken so fein herausspürt und das ihm das eigentliche Wesen dieser Dichtart auszumachen scheint. An diesen Gedanken anknüpfend, betont auch Herder stark das psychologische Moment, den Ton der Satire, bestimmt ihn aber deutlicher, indem er statt Urbanität den Oberbegriff „Laune" setzt, die sich eben in verschiedener Weise äußern kann, also auch in Urbanität, in der aber nur für Horaz „natürlichen, extrafeinen Artigkeit"[1]), die ein Klotz nicht nachahmen sollte. Den schon von Abbt gegebenen historischen Ueberblick erweitert Herder dahin, daß er die satirischen Dichter nicht nur, wie es Abbt getan, nach Materie und Einkleidungsart, sondern auch — und das hauptsächlich — nach ihrer satirischen Laune untersucht. Auch fügt er einen nicht von Abbt erwähnten Dichter, „den machtvollen Persius", dessen dunkle, oft überladene Sprache gerade ihn, den orakelhaft Sprechenden besonders anzog, ergänzend in das ihm vorliegende Bild der satirischen Literatur ein. Mehr als Abbt versucht er schließlich, auch das Wesen der Satire als poetische Gattung zum Ausdruck zu bringen, obwohl er als Historiker nicht verkennt, daß Laune und eigene Manier innerhalb dieser Grenzen nach Zeiten und Völkern ganz verschieden seien, weshalb er eine „Geschichte der satirischen Poesie aller Zeiten, Völker und Genies"[2]) fordert.

Eine andere Dichtgattung, die Abbt in den Literaturbriefen bespricht, die Elegie[3]), definiert er nach Sulzer und Mendelssohn als „die sinnlich vollkommene Beschreibung unserer gemischten Empfindungen"[4]), die er aber, über seine Vorgänger hinausgehend, aus Zeit, Ort und Umständen psychologisch abzuleiten sucht. In dem wie immer angefügten Vergleichsmaterial erwähnt er als vollkommenste elegische Dichtung die Klagelieder des Jeremias. Auch schildert er aus eigenster Erfindung elegische Szenen, wie sie im Alltagsleben sich abspielen, und zwar gelingt ihm das

1) S. W. S. II, S. 298. 2) ib. II, S. 298. 3) L. B. XIII, S. 69 ff. 4) ib. XIII, S. 71.

mit einer ſo innigen Durchdringung der pſychologiſchen Zuſtände, daß unverkennbar der Zuſammenhang zwiſchen Abbts perſönlicher Weſensanlage und der Natur der Elegie dadurch bloßgelegt wird. Neben die Elegie ſtellt er verwandte Gattungen, Ode und Schäfergedicht, die ihm weniger zuſagen, namentlich die Idylle, deren Hohlheit und innere Unwahrheit — denn Voß und Goethe hatten damals ihre köſtlichen Kleinweltbilder noch nicht gezeichnet — er unbarmherzig aufdeckt. Mit merkwürdigem Intereſſe für die ihm weſensfremde, häufig von ihm angegriffene katholiſche Ideenwelt fordert Abbt „für unſere Zeiten und für unſere Länder eine Art Kloſteridyllen", da das Kloſter „etwas Wirkliches und unter uns Gebräuchliches" ſei und die Einrichtung „ſehr viel Einfalt, Unſchuld, Entfernung von der Welt, andere Ideen, andere Freuden, andere Verdrießlichkeiten aufweiſe"[1]). Daß das Kloſterleben, in dieſer Weiſe dargeſtellt, der ihm zugrunde liegenden ſittlich-religiöſen, auf praktiſch-ethiſche Ziele hinarbeitenden Vollkommenheitstendenz gar nicht entſpricht, iſt ihm, der aus der Ferne, faſt romantiſch dieſe Situation erfaßt, nicht klar geworden. Zu dem, was er im eigentlichen Sinne von der Elegie geſagt, hat wiederum Herder Stellung genommen, den namentlich die pſychologiſche Erörterung über Zeit und Ort der Elegie im tiefſten wahlverwandt berührt, denn nicht nur will er wiſſen, wo und wann die Dichtungen der Art entſtanden ſind, ſondern wie er ſie ſchaffen, wo, wann, in welcher Stimmung, Umgebung er ſie leſen möchte. So verſetzt er ſich ganz in den Seelenzuſtand des elegiſchen Dichters, erklärt den Urſprung der Elegie „aus unſerer Natur", wie ſchon Baumgarten der Poeſie in der Seele ein Gebiet zuerkannt hatte. Durch dieſe tiefergehende Auffaſſung vom Weſen der Elegie, die mehr Seelenſtimmung als poetiſche Ausdrucksform iſt und in allen Gattungen der Dichtkunſt, im Drama — als ein Beiſpiel wird Hamlet angeführt — im Epos, in der Ballade auftreten kann,

1) B. W. III, S. 59.

verliert ſich die eigentlich äſthetiſche Abgrenzung des Begriffs der Elegie als Dichtgattung. Hiſtoriſch behandelt Herder, Abbts Ueberblick vervollkommnend, die Entwicklung der Elegie in den verſchiedenen Zeitaltern und ihr Verhältnis zu Art und Gemütsverfaſſung der Völker[1]).

Ueber den Roman äußert Abbt ſich bei Beſprechung[2]) der von Muſäus unter dem Titel „Grandiſon der Zweite" verfaßten Parodie auf Richardſons Roman „Sir Charles Grandiſon", indem er, über den Parodiſten hinwegſchreitend, die künſtlichen Situationen, die langweilige Breite, das verfehlte Hauptintereſſe von Richardſons Roman ſelbſt, der ihn ebenſo ermüdete wie Gellerts Briefſtil, tadelt, und damit zeigt, daß er, der ſchwärmeriſchen Empfindſamkeit des Engländers abhold, gegenüber einem ſchrankenlos ihn bewundernden Publikum faſt gänzlich alleinſtehend, die Schwächen des Romans voll aufzudecken wagt. Aus dieſer Rezenſion greift Herder eine äſthetiſch-kritiſche und eine literariſche Frage heraus. Die erſtere fließt ganz aus ſeiner pſychologiſch-individuellen Betrachtungsweiſe, die auch die Fehler Richardſons aus der eigenen Manier des Autors erklärt, der Konzeption des Werkes nachſpürt und die Mängel des fertigen Romans daraus begründet und entſchuldigt. Die von Abbt gerügten Nebenſächlichkeiten erkennt er, ſobald ſie „zum Licht und Leben, zur Wahrnehmung und Beſtimmtheit der Szene dienen"[3]) als notwendige Detailſchilderung an. Abſolut genommen, gibt es eben nichts Unwahres, Unbedeutendes in einer Dichtung. Es iſt — das formuliert er ſtets mit größter Beſtimmtheit Abbt gegenüber — vor allen Dingen die Eigenart des Künſtlers, ſeine ſpe-

1) Nicht ganz glückt Herder diesmal die Verbindung von hiſtoriſcher und pſychologiſcher Betrachtungsweiſe. Die Geſchichte wird, anſtatt ihn zu berichtigen, nur zur Erklärung des vorausgegangenen Begriffes angewendet, und „wir erhalten auf dieſe Weiſe weniger eine Geſchichte von den Wandlungen der Elegie als von den Wandlungen einer Seelenſtimmung". Haym I, S. 203. 2) L. B. XXI, S. 145—172. 3) S. W. S. II, S. 323.

zifiſche Abſicht zu unterſuchen. Die oben angedeutete, durch Abbt in ihm angeregte zweite Frage nach dem Weſen des Romans als literariſche Gattung hat Herder erſt in ſpäterer Zeit, da Abbt ihm längſt vergeſſen ſcheint, ausführlich beantwortet[1]) und den Roman als umfaſſendſte Dichtart gekennzeichnet, in der — wie ſpäter erſt in vollem Umfang die Romantik ſah — in vielverſchlungenem, unermeßlich reichem Gewebe Proſa und Poeſie, Dramatik, Geſchichte und Philoſophie in eins zuſammenfließen.

Als letzte der von Abbt beſprochenen Dichtgattungen iſt die ſowohl ihm als auch Herder, dem menſchlich und dichteriſch ganz undramatiſchen Genie, am wenigſten gelungene Kritik der ſogenannten Schulhandlungen des Königsberger Rektors Lindner[2]) zu erwähnen, die Abbt von vornherein, als dem Begriff des Dramas widerſprechend, verwirft. Nachdem er mit raſchem Blick die Geſamtleiſtung der dramatiſchen Dichter ſeit den griechiſchen Tragikern bis auf das bürgerliche Drama ſeiner Zeit überflogen hat und Deutſchlands Rückſtändigkeit den andern Ländern gegenüber ihm deutlich zum Bewußtſein gekommen iſt, hören wir ſeinen berechtigten Ausruf: „Was geht mich eine Bühne in den Schulen an? Hätten wir nur erſt eine außerhalb derſelben[3])! Und trotzdem ſetzt er ſich auch mit der erſteren Frage eingehend auseinander, muß ſich aber doch von Herder den Vorwurf machen laſſen, ſie nicht klar gelöſt zu haben. Herder geht im Gegenſatz zu Abbt erſt logiſch vor, indem er die Bezeichnung Kinderdrama vorſchlägt ſtatt des Ausdrucks Schuldramata, da „kein Schulintereſſe, keine Schulſituation an ſich ein Drama gibt und das Weſen einer dramatiſchen Gattung nicht durch Verfaſſer, Akteur, Bühne beſtimmt ſei“[4]). Mit Abbt iſt Herder auch aus pädagogiſchen Gründen in der Verurteilung dieſer ganzen jugendlichen Bühne einig. Doch fordert er ſtatt deſſen einen neuen Typus, den der Jünglingsdramen und ſieht als Muſter dieſer Gattung

1) Vgl. die Humanitätsbriefe. 2) L. B. XIV, S. 249—266 und XVI, S. 87—116. 3) ib. XIV, S. 249. 4) S. W. S. II, S. 312.

die Stücke des Terenz und Leſſings Philotas an, in denen Konflikte und Leidenſchaften herrſchen, die ſich bei heranwachſenden jungen Menſchen finden. Die ganze Idee Herders bietet keine eigentliche Erweiterung über Abbt hinaus[1]). Im Grunde haben beide den Kern des Problems nicht gefunden. Denn ebenſowenig wie der Ausdruck Schuldrama iſt die Bezeichnung Kinderdrama, Jünglingsdrama berechtigt. Nicht auf eine jugendliche Handlung als ſolche, ein jugendliches Intereſſe, Alter, auf jugendliche Mitſpieler kommt es an, ſondern — was weder Abbt noch Herder berückſichtigen, — auf Lebendigkeit und Friſche der Handlung, auf eine wahrheitstreue, kraftvoll durchgeführte dramatiſche Löſung[2]).

Als beſonderes Teilgebiet der dramatiſchen Kunſt hat Abbt ſich aber, angeregt durch Möſers Harlekin oder die Verteidigung des Grotesk-Komiſchen, für das von Möſer ſelbſt ihm häufig nahgebrachte Moment des Volkstümlichen, Derben, Urwüchſigen auf der Bühne, den damals viel geſchmäht und viel gefeierten Hanswurſt begeiſtert[3]).

---

1) Die Möglichkeit eines Jünglingsdramas war auch von Abbt angedeutet worden, ſo daß, wie Koſchmieder (Herders theoretiſche Stellung zum Drama, S. 67) gezeigt, Herder zu Unrecht Abbt den Vorwurf macht, daß er gegen die ganze „Jugendliche Gattung des Theatraliſchen" zu weit gegangen ſei. 2) Wenn Herder alſo (S. W. S. II, S. 315) von einer jugendlichen Bühne ſpricht, und im Weiteren Diderot als ihren Erwecker und Retter anſieht, ſo beachtet er nicht, daß Diderot an eine Verjüngung der Bühne in äſthetiſcher Hinſicht dachte, an eine Wiederbelebung der früheren Einfalt und Wahrheit des Theaters. So hatte auch Hamann ſchon „der armſeligen Idee des Herrn Rektor die Wendung gegeben, daß es in der Tat die Aufgabe eines Genies ſei, die dramatiſche Poeſie in ihre Kindheit zurückzurufen, ſie zu verjüngen und zu erneuern". Merkwürdig iſt, daß Herder bei der Beurteilung Diderots, der die Stände ſtatt Charaktere auf die Bühne bringen will, ſeinen eigenen Irrtum in anderer Form erkennt, indem er zeigt, daß nicht die Stände als ſolche dramatiſch wirkſam ſind, ſondern nur das Milieu für die Charaktere, wie auch der Jüngling als ſolcher, das Lebensalter an ſich nicht das Weſentliche iſt, ſondern die Pſyche des Menſchen, an der es erſcheint. 3) L. B. XII, S. 327–364.

Ohne eigentlich auf die Gedankengänge Mösers selbst zurückzugehen, begründet er die Existenzberechtigung des Harlekins nach Ansicht Lessings psychologisch, leitet sie aus der Verschiedenheit des menschlichen Herzens und seiner Bedürfnisse ab und findet es begreiflich, daß Possenspiele in der Literatur aller Völker und Zeiten sich finden. Doch kann er sie nicht in eine bestimmte dramatische Gattung einreihen und weist ihnen ein eigenes Reich in der Kunst an, da sie noch mehr als alle andren Dichtarten praktisch-moralische Zwecke zu erfüllen hätten, eine Bemerkung, die wieder neu den utilitaristisch-volkstümlich orientierten Geist Abbts erkennen läßt, der ganz besonders in der nun darzustellenden, aus seinen Rezensionen gleichfalls ersichtlichen Wertung der zeitgenössischen Schriftsteller zutage tritt.

Weit davon entfernt, ein künstlerisches Prinzip aufzustellen, fragt Abbt in erster Linie bei jedem literarischen Werk: Welche Wirkung übt es auf die Masse aus? Sind die in ihm enthaltenen Gedanken allgemeinverständlich? Kann jeder, der es liest, für sein eigenes Tun und Verhalten Anregung daraus schöpfen? In diesem Sinne hatte er ja selbst geschrieben, von diesen Gesichtspunkten aus war die geschichtliche Erzählung ihm wertvoll gewesen. Es lag ihm — wie aus allem, was er bisher erstrebte, deutlich genug erhellt, — das Erfassen der Volksseele als dringendste Aufgabe am Herzen. Die bürgerliche Welt, das Arbeitskleid des schlichten Mannes, sein rühriges Schaffen innerhalb des Hauses, das bescheidene Nachdenken der Leute von gesundem Menschenverstand beschäftigte ihn in immer neuem Sinnen über Zustand und Stellung dieser Ungelehrten, die mehr sein sollten als in toten Körpern aufgehäuftes Menschenmaterial, die frei sich regen, lernen, lesen, ihrem eigenen Geschmack gemäß sich bilden sollten. Da aber diese aus vielgestaltigen Elementen zusammengefügte Mittelklasse in ihrem ganzen Streben, wie die damalige tonangebende Gelehrtenwelt, von Nützlichkeitsgedanken getragen war, so wurde auch die Dichtung diesem Werk geweiht.

Während aber Gottſched mehr aus theoretiſchen Erwägungen heraus das utilitariſtiſche Ideal in der Dichtung proklamierte, fand Abbt es aus rein praktiſchem Blickvermögen heraus. So ſetzte er die der gemeinen Erbauung dienenden Schriften, die Volksliteratur, über jede andere Art dichteriſcher Betätigung und begründete ſein Vorgehen damit, daß auch die klaſſiſche Dichtung „eine Schule der Könige" geweſen ſei, wobei er allerdings den tief ſittlichen Gehalt der griechiſchen Tragödie von dem gewollt lehrhaften Zweck moraliſierender Dichtung nicht zu trennen vermochte. Wirklich große, echte, leidenſchaftlich elementare Poeſie hat er niemals begriffen. Verſe zu leſen bedeutete ihm geradezu eine Ueberwindung. „Proſa, ſchreie ich, gebt mir geſunde Proſa, und geht mit euren Verſen, wenn nicht ebenſoviel bon sens darin iſt als in der Proſa . . . geht, wohin ihr wollt, mit eurem tändelnden Geleier[1])!"

Bon sens war in der nüchtern-derben Fabeldichtung Gellerts, den Abbt am meiſten unter allen literariſchen Zeitgenoſſen ſchätzte, der auf das von Gelehrſamkeit und Ausländerei noch unberührte Volk zu wirken wußte. Auch Gleim hätte in dieſem Sinne Großes geleiſtet, wenn ſeine Kriegslieder „in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären"[2]), was ihm mit ſeinem eignen Werk, dem Tod fürs Vaterland, gelungen war. Ganz eingeſtellt auf Volksempfinden, Volksbelehrung und -beglückung ahnte Abbt noch nichts vom erſten Wehen wahrhaft dichteriſchen Geiſtes, das damals, wenn auch vereinzelt, ſo doch mit ſicherm Flügelſchlag durch Deutſchland fuhr. Er ſteckt im Grunde noch im Banne Gottſcheds, liebt das formal Glatte, Klare, Durchſichtige, das neben Gleim und Gellert, Hagedorn und Uz ihm bieten. Des letzteren „vortreffliche Ode, die Theodizee"[3]) empfindet er als herrliche Darſtellung von der Zielſtrebigkeit der Dinge, der Harmonie des All. Zur Anakreontik verhält er ſich ganz indifferent. Da ſie einmal „angebaut" wird, ſo läßt er ſie, nament-

1) V. W. III, S. 266. 2) ib. I, S. 271. 3) ib. IV, S. 55.

lich als Gegengewicht gegen Frömmler und die ihm verhaßten trinkliedſcheuen Theologen gelten. Ramlers Poeſie dagegen zwingt ihn, der gefeilten Verſe wegen, zur Bewunderung. Auch die Karſchin hält er trotz ihrer um des Reimes willen oft erzwungenen Wortſtellung für eine außerordentlich bedeutende Frau, deren große Beleſenheit ihn faſt mit Neid erfüllt. Doch ſpürt er, wie bei manchem Urteil über Dichtungen, auch vor ihren Werken ſitzend: „Ich kann mich irren, wie ich überhaupt in meinem Glauben an die Dichtung nicht ganz lauter bin“[1]), ein Wort, mit dem er ſeine eigene Unfähigkeit unbarmherzig geißelt. Er iſt nur handelnder, wirkender, nicht künſtleriſch empfindender Geiſt. So iſt ein Buch ihm einzig wertvoll, wenn es Gutes ſtiftet, den Leſer zu Entſchlüſſen, und ſei es nur der kleinſte Willensakt, antreibt. Von dieſem Standpunkt aus ging Abbt auch an die großen Dichter ſeiner Zeit heran, von denen Wieland ihm am nächſten zu ſein ſcheint, Wieland, deſſen Werke in ihrer weltlichen, epikureiſchen Sinnesart genau den Anforderungen der Populärphiloſophen entſprechen. Beide, Abbt und Wieland, zeigen verwandte Beſtrebungen: Abbt verlangte für die Philoſophie eine ſchöne Form, Wieland gab die Poeſie in philoſophiſcher Aufmachung. Beide ſuchten Menſchenkenntnis, Leichtigkeit im Menſchenumgang. In Wieland ſah Abbt den Dichter der Vernunft; mit Pope und Horaz verglich er ihn, weil auch er wie ſie „einen geſunden vernünftigen Gedanken in einem ſo netten und gedrungenen Körper als der Reimen macht“[2]), unterzubringen wußte. In Wielands Erzählungen entdeckt er die von ihm ſo viel geprieſene volkstümliche Schreibart, wenn auch nicht alle Teile dieſes Werkes vorbildlich ſind, das allzu ſehr die Neigung verrät, ein ausländiſches Muſter nachzuahmen, ein Hang übrigens, dem auch Abbt gegenüber Shaftesbury zum Opfer gefallen war. Ein anderes Werk Wielands, Don Sylvio von Roſalva, ein Ro-

1) B. W. V, S. 146. 2) A. D. B. I. 2, S. 218.

man ohne Originalmanier, zeigt ihm die gleiche Miſchung deutſchen und ausländiſchen Empfindens; doch ſieht er, daß der Verfaſſer dem Stoff eine philoſophiſche Wendung gegeben, ihn durch die Perſiflierung der Schwärmerei pragmatiſch ausgenutzt habe, wodurch das ganze Werk ihm wie eine in weiten Kreiſen notwendig anzuhörende Predigt über die geſunde Vernunft erſcheint. Das eben iſt Kriterium der Poeſie: Bon sens, Zweckhaftigkeit, Lebensnähe, Werktagsklugheit. Was immer Abbts Lektüre bildet, ſelbſt Shakeſpeare, den er hauptſächlich aus ſprachlichem Intereſſe lieſt, wird daraufhin ſtudiert und muß Stoff zu einer Beiſpielſammlung für die Menſchheitsphiloſophie abgeben. Obwohl er Shakeſpeares volle Größe nicht begriffen, iſt er doch nicht, wie andere von der bloßen Moralkunſt Gottſcheds überzeugte Zeitgenoſſen, an ihm vorübergegangen. Die unruhig flackernde Phantaſie Miltons, deſſen „ackerlange Engel" er beſpöttelt, die für die „Geburt eines von Miltonſchen Bildern der Hölle erhitzten Gehirns" von ihm gehaltene „Schöpfung der Hölle" von Zachariä dagegen ſtießen ihn ab[1]). Klopſtocks Lyrik, die gleiche Mängel ihm enthüllen müßte, beurteilt er gar nicht; nur ſchüchtern wagt er ſich mit flüchtigen, nicht einmal in die Literaturbriefe aufgenommenen Bemerkungen über die ungenügende Motivation des Salomo an den ihm weſensfremden Geſtalter heran[2]). Den mit Klopſtock in mancher Hinſicht verwandten Geiſt Hamanns hat auch Abbt wie aus der Ferne geſchaut, ohne jedoch ſein krauſes und von ganz neuer Sehnſucht erfülltes Weſen faſſen zu können. Nur formal begreift er ihn. Seinem ſeltſamen Stil, in dem ſchon Mendelsſohn die Grenze der Maniertheit erblickte, wollte er ſogar Trotz bieten, um etwas Vollſtändiges in dieſer Art zu machen[3]), denn ſeine eigene Schreibart ſtand der

1) V. W. VI, S. 54. 2) ib. V, S. 142. Eine beabſichtigte Rezenſion von Teilen des 20. Meſſiasgeſanges unterblieb. Vgl. V. W. III, S. 249. 3) V. W. III, S. 114.

orakelhaften und dunklen Ausdrucksweiſe des Magus nicht allzu fern.

Mit Leſſing hat ſich Abbt kaum anders als dem Literaturbriefſchreiber beſchäftigt, von deſſen Ausdrucks- und Betrachtungsweiſe er zu lernen wünſcht, wenn auch die letztere ihm häufig gar zu ſtreng und ſeinem Weſen unzuträglich vorkommt, ſo daß er oft die Arbeit an den Literaturbriefen, die ihn zu gleicher Urteilsſchärfe zwingen, als Druck empfindet.

Daß er tatſächlich, auf Leſſings Spur gehend, häufig rein negative Kritik übt, hat vor allem wieder Herder eingeſehen, der, was Abbts Stellung zur zeitgenöſſiſchen Schriftſtellerei betrifft, gerade in einem Punkte einhakt, an dem Abbt in voller Inkonſequenz zu ſeinen ſonſtigen Auffaſſungen über Zweck und Wert der Proſa eine ſpezifiſch volkstümlich gefärbte Literaturgattung, die Wochenſchriften, wegen ihres in Deutſchland minderwertigen Zuſtandes für gänzlich unbrauchbar erklärte. Herder verſucht dagegen, den vorhandenen Mängeln nachſpürend, das Ideal einer neuen Wochenſchrift zu geben, die nicht in gedankenloſer Nachahmung der engliſchen Blätter die britiſche Phyſiognomie dem deutſchen Leben ſinnlos aufpräge, ſondern die, Zeit und Verhältniſſe, National- und Lokalſeiten des Geſchmacks berückſichtigend, die heimiſche Welt, die deutſche Seele darſtelle. So deutet er die tiefe Verachtung Abbts gegen die „Schmierblätter" für eine neu zu ſchaffende, dem deutſchen Bürgerſtande angepaßte Wochenſchrift aus, die gleichzeitig belehrende und erbauliche Lektüre ſei, denn ihm, dem Rigaer Kanzelredner, wird der Wochenſchriftſteller zur Ergänzung des Predigers. Wo dieſer, „der Demogoge in ſchwarzen Kleidern aufhört und aufhören muß, um nicht ſein Heiligtum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volkes zu veräußern, da fange der Wochenſchriftſteller an"[1]). Daß es damals nicht leicht war, den verſtändlichen, zu Herzen gehenden Ton zu treffen, die individuellen Bedürfniſſe

1) S. W. S. II, S. 327.

eines Ortes, einer Stadt, einer Gemeinde zu erfaſſen, und nicht nur in die Sphäre des Mannes, ſondern auch in die Eigenart der Frau, ihre Denkart, Sprechweiſe, Intereſſen ſich hineinzuverſenken, das leugnet Herder bei aller in ihm aufkeimenden Zukunftshoffnung nicht. Und wenn er, oft enttäuſcht, die ſchlicht gedachten und doch künſtlich aufgeputzten populärphiloſophiſchen Schriften aus der Hand legt[1]), dann ruft er, — ſein eigenes, ſtarkes Talent zur Volksſchriftſtellerei unterſchätzend, voll Sehnſucht aus: „Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menſchen, den Bürger, ſeine Denkart und für ſein Herz, für ſeinen Stand und Bedürfnis geſchrieben, die das ſagt, was er immer gedacht und doch nicht gedacht, was er tun wollte und doch nicht getan, worüber er Rat und Unterricht will und wie er ihn will: die ihm in die Seele ſpricht, in der er ſich finde, die ihm ſeine Worte von der Zunge, ſeine Einwendungen und Wünſche geraubt, die recht ein Buch für ihn iſt“[2]). Das war es, Wort für Wort, was Abbt vom Volksſchriftſteller forderte, was er ſelbſt zu geben heiß ſich mühte, wonach er rang in Stunden ſtiller Reflexion in Rinteln. Ein ſolches Buch zu ſchreiben, Menſchenſeelen darzuſtellen, zu entzünden, als Demagoge, nicht in ſchwarzes, ſondern leuchtendes Gewand gehüllt, zu ernſthaft ſtrebenden, nach Klarheit über ſich und andre ringenden und mitten im Lebenden wirkenden Menſchen zu ſprechen: müßte das ihm nicht Erfüllung, letzte Ausſtrahlung ſeines ſchriftſtelleriſchen Könnens ſein? Die Frage wird ihm zur Gewißheit. Der Philoſoph, der Hiſtoriker, der Literat: ſie hatten im Grunde alle ſtets dieſelbe Aufgabe, das gleiche Ziel: in Wort und Taten ſich der Menſchheit hinzugeben.

---

1) So findet er „die Gedanken vom unſchuldigen Gebrauch der Welt“ von C. F. Meyer durchaus nicht ihrem Zweck entſprechend und ſtellt ſich vor, wie ganz anders Abbt dieſe Materie behandelt hätte. Vgl. S. W. S. I, S. 109. 2) S. W. S. I, S. 392.

Drittes Kapitel

Die Erfüllung

1. Neue Menſchen (Die Reiſe)

Bisher haben wir Abbts Leben in einem einzigen, gewaltigen Wellengang dahinſtrömen ſehen. In langſamer Steigung hob ſich ſeines Schickſals Woge, ſchwoll an zu einem breiten Waſſerrücken, der kurze Zeit den glücklichen, in Armen der Freundſchaft wohlig ſich wiegenden Weltmenſchen trug, doch nur, um tiefer ihn ins bange Tal der Wellenniederung hinabzuſchleudern, in Dunkelheit, Verlaſſenheit, in ängſtigende Nachtſtimmung, die nimmer ihn verließ, ſolange er in Rinteln weilte. Wenn er ab und zu von anſtrengendem Schaffen, dem einzig wirkſamen Betäubungsmittel der Märtyrer des Lebens, ſich einen Augenblick ausruhte und auf ſich ſelbſt beſann, war ihm bewußt: Da drinnen flackern noch die ſchmerzenden Brände der Sehnſucht, die ihr Ziel nicht fand. Hier zwiſchen engen Wänden kann es nimmermehr erobert werden. Nur draußen liegt es, da, wo Menſchen ſind, wo Freiheit iſt. Da werden die in demütigende Tiefenlage ihn niederzwingenden Waſſer der Wellenſchlucht zu neuem Aufſchwung ausholen und hoch ihn emporwerfen ins Licht des freien Lebens, des ungelehrten, aus rein menſchlichem Empfinden hervorquellenden ſchriftſtelleriſchen Wirkens, der tätigen Hingabe im Dienſt der Menſchheit. Zunächſt erhofft er von einer nur vorübergehenden Ausſpannung, von kurzer Unterbrechung ſeiner Berufstätigkeit ein neues Aufkeimen der in ihm lahmgelegten Kräfte, die, ſei er auch zum Führer und Berater einer Volksgemeinde nicht berufen, ſo doch wenigſtens den Schriftſteller des Volkes in ihm zur Reife bringen ſollen. Ein Aufenthalt in fremder Gegend, bei neuen Menſchen, eine Reiſe wird ihm alſo erſte herannahende Erfüllung ſeines Schickſals bedeuten.

Es lag in dem Streben der Jugend, daß man die feſten Bande des Berufslebens von ſich abſchüttelte und in freier Tä-

tigkeit, mitten im praktiſchen Leben, ſeine Kräfte zu entfalten ſuchte. Dazu geſellte ſich ein dunkler Drang ins Weite, zu Menſchen mit anderem Geiſt und höherem Blick, die den eigenen, engbegrenzten Horizont auseinander zu reißen vermochten. So kochte in Leſſings Adern das unruhige Blut des nie ermüdenden Wanderers, ſo hatte es Klopſtock ins Land der Dänen getrieben, und vor ihm ſchon war Bodmer in Italien der Entdecker neuer Kunſtwerte geworden. Zunächſt ſehnte man ſich aber mehr nach Menſchen als nach Natur oder Kunſt. Auf die Bereicherung der Weltweisheit war der Sinn jener Zeitgenoſſen Abbts, der Rationaliſten, gerichtet, und wie man zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts das Ideal der Gelehrſamkeit in Holland und ſpäter das der Antike in Rom zu erſpähen hoffte, ſo wandte man ſich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Frankreich, dem Kulminationspunkt aller weltmänniſchen Geiſteskultur, die damals in ganz Europa als erſtrebenswertes Ziel der Bildung galt. Auch in deutſchen Köpfen ſpukte ein von Frankreich erborgtes Pretiöſentum, dem Abbt in gewiſſer Weiſe nicht weniger zum Opfer fiel als die meiſten deutſchen Literaten, denn niemals iſt ſein Weſen von einer abſichtlich aufgetragenen Ueberverfeinerung freigeblieben, und ſo lockte es ihn denn auch in das Land des Beleſprit und der Rokokoverſchnörkelung, wenn auch nicht nach Frankreich, ſo doch in die franzöſiſche Schweiz, das Abbild der größeren, nachbarlichen Schweſter.

Der ehrſame, auf die wiſſenſchaftliche Ausbildung Abbts bedachte Vater hätte den Sohn lieber in Holland, am Quell der Gelehrſamkeit, geſehen, und es bedurfte mancher brieflichen Anfrage, um den biederen Sinn des Perückenmachers umzuſtimmen, ohne deſſen Einwilligung Abbt unter keinen Umſtänden einen ſo wichtigen Schritt unternommen hätte. Nachdem nun noch der auf neun Monate ſich erſtreckende Urlaub von der hohen Obrigkeit in Rinteln eingeholt war, ging es im Frühling des Jahres 1763 zu kurzem, aber glücklichem Fluge in die Welt hinaus. Den Auf-

takt der Reiſe bildete ein Beſuch bei Möſer, dem welterfahrenen, weitherumgekommenen Freunde, der dem ausziehenden, in Weg- und Gangart ungeübten Wanderer bedeutſame Winke zu erteilen hatte. Der Reſt der Vorbereitungen wurde in einem letzten, flüchtigen Aufenthalt in Rinteln getroffen, wo ein Reiſegefährte Abbts ſeiner harrte, der Sohn des Theologieprofeſſors Dr. Schwarz, der, auch für die Erfaſſung fremdländiſchen Lebens beſtimmt, dennoch ſein Ziel nicht erreichte, da er an einer der erſten Stationen der Fahrt, in Osnabrück, ſich eine Krankheit zuzog, an deren Folgen er ſtarb. Abbt ſah ſich genötigt, den ſchwer getroffenen Vater von dieſem Ereignis zu benachrichtigen, und um das Herz des Verlaſſenen wieder aufzurichten, fügte er ſeiner Mitteilung ein „Troſtſchreiben“[1]) hinzu, wahrſcheinlich eine auf Grundlage philoſophiſcher Erwägungen beruhende Aufmunterung für den Leidtragenden.

Den unangenehmen Eindruck dieſes ſo unerwarteten Vorfalls mit der Kraft ſeiner fünfundzwanzig Jahre überwindend, ſetzte Abbt allein die Reiſe fort, die zunächſt durch die blühenden Landſchaften Mitteldeutſchlands ging. Täglich faſt ſandte er an die Freunde die genaueſten Reiſeberichte ab, aus denen zu erkennen iſt, an welchen Punkten ſeine Aufmerkſamkeit rege wird, die nicht an den Eindrücken der Natur oder an den Bildern mittelalterlicher Türme und Stadtmauern, ſondern am freien Geiſt moderner Menſchen haften bleibt. Der erſte Bericht in dieſer Hinſicht ſtammt aus Frankfurt a. M., wo Abbt dem liebenswürdigen, in allen Stürmen des Lebens durch beſtändige pietiſtiſch-religöſe Hochſpannung ein ſeeliſches Gleichgewicht ſich wahrenden Staatsmann und Schriftſteller Friedrich Karl von Moſer einen Beſuch abſtattete und dabei konſtatierte, daß in den zarten, leicht nervös bewegten Geſichtszügen dieſes Mannes die

1) Genauer Titel: Troſtſchreiben an Herrn D. Schwarz, Superintendenten u. Profeſſor der Theologie zu Rinteln. Es wird erwähnt W. W. VI, S. XVI.

ganze Feinheit seines Stiles widerschimmerte, jener fast schon ans Subtile grenzenden Schreibweise, die in ihm den Geschmack „einer seltenen, noch wenig bekannten Frucht“[1]) auslöste, die ihm von jeher zu diesem Autor hingezogen hatte, obwohl er ihn später wegen seiner allzu frömmelnden Neigungen in heftiger Abwehr von sich stieß.

Von Frankfurt aus ging Abbts Reise über Mannheim und Speyer nach Straßburg, wo die berühmte Bibliothek des Gelehrten Schöpflin ihn förmlich wie in Zauber bannte, war er doch von Rinteln her in dieser Hinsicht an erbärmliche Verhältnisse gewöhnt. Nun durfte er eine Fülle von Werken alter und neuer Zeit vereint sehen, in Folianten blättern, mit deren Inhalt er vielleicht vertraut war, ohne ihn je an der eigentlichen Quelle genießen zu können. Schöpflin selbst, der freie, beruflich unabhängige Gelehrte, der Forscher ohne Berufstätigkeit, ohne festen Aufenthaltsort, der Weltmann, Gast an Fürstenhöfen und Freund der Großen, Zuschauer zugleich und Darsteller ihrer Taten, der Mann der Wirklichkeit, rief Abbts Begeisterung in hohem Maße wach, befriedigte sein Verlangen nach echtem, natürlich gewachsenem Menschentum.

Nicht minder als dieser bewegliche, vom Leben geschulte Geist wirkte auf Abbt der Ratsschreiber und Pädagoge Iselin, den er, nachdem er über Straßburg von Bern und Solothurn zum näheren Ziel seiner Reise, der Schweiz, gekommen war, in Basel, der Heimatstadt des Gelehrten, kennenlernte. Durch Mendelssohn an ihn als einen Freund der Literaturbriefe empfohlen, wurde Abbt von dem in schweizerischen und deutschen Kreisen damals hochangesehenen Schriftsteller und Gründer der Helvetischen patriotischen Gesellschaft freundlichst aufgenommen und mit seinen freien und volkstümlichen politischen Theorien, die aus der Verachtung des eigensüchtigen Aristokratenregimentes seiner Heimat geboren waren, vertraut gemacht. Bei Iselin, dem Republi-

1) L. B., 18. Teil, S. 67.

kaner, lernte Abbt, daß auch die nicht monarchiſche Staatsform das gewiſſenloſeſte Deſpotentum erzeugen und daß allein durch gleichmäßige Teilung der Gewalten Volk und Führer zur Glückſeligkeit geführt werden kann, eine Anſicht, die den im „Tod fürs Vaterland" entwickelten Gedanken der gerechten Regierung erneut in helles Licht ſtellte. So vermochte Abbt von Baſel mit der glücklichen Vorſtellung zu ſcheiden, daß er in ſeinem auf die Verwirklichung des höchſten Staatsgutes, der menſchlichen Glückſeligkeit, gerichteten Denken und Handeln auch von ferner Stätte aus dauernd unterſtützt würde.

Ganz andere Anregungen nahm Abbt an dem nächſten Halteplatz der Reiſe, in Lauſanne, in ſich auf, dem Kurort des Prinzen Eugen von Württemberg, der ſich in äußerſt entgegenkommender Weiſe ſeiner annahm, ihm ſogar auf eine andere, erfreulichere Beſchäftigung Ausſicht machte, denn immer noch wurde Abbt von dem Gedanken an die Rintelner Engigkeit gepeinigt, und wenn es nicht der Herzog ſein ſollte, der ihn aus den ſtarren Geſetzen des Kleinſtadtdaſeins befreite, ſo hoffte er zum mindeſten noch auf die Profeſſur in Frankfurt, von der an anderer Stelle ſchon die Rede war. Zerſtreuungen aller Art lenkten ihn bald von ſeinen quälenden Vorſtellungen wieder ab.

In Genf, wo er ſich auch einige Zeit aufhielt, kam er faſt täglich mit neuen Perſönlichkeiten zuſammen: Mathematiker, Naturforſcher, Aerzte, Philoſophen, Menſchen jeden Schlages und Berufes ſahen den beſcheidenen, wenn auch geiſtvollen preußiſchen Gelehrten in ihrem Hauſe, enthüllten ihm die neueſten Wiſſensprobleme und hielten ſeinen ſtets wachſamen Geiſt in Spannung. Leider vermißte Abbt in ihrer Mitte die ſchweizeriſchen Poeten Geßner und Haller, die er als Dichter deutſcher Zunge und deutſchen Naturbetrachtens unter den fremdländiſchen Gelehrten gern getroffen hätte, die ihm aber durch unglückliche Zufälle verſchiedene Male entgingen.

Den Höhepunkt der ganzen Reiſe, der nach den erwähnten

Vorwanderungen und Zwiſchenſtationen im Auguſt erklommen wurde, bildete aber erſt Abbts Aufenthalt im Hauſe Voltaires, in Ferney. Da ſah er den berüchtigten Freund des Preußenkönigs, den frivolen Spötter, den genialen Lebenskünſtler, von dem man ſich in Berlin die ſeltſamſten Mären zuraunte, leibhaftig vor Augen, mußte aber, in ſeinen Erwartungen getäuſcht, ſich zugeſtehen, daß er ſtatt des „ton goguenard“[1]), den er an dem großen Schöngeiſt wahrnahm, doch lieber einen urechten, geſunden Witz geſehen hätte.

Der ganze preziös-phantaſtiſche Rahmen, der den neuzeitlichen franzöſiſchen Satyr umgab, erſtaunt, aber blendet Abbt nicht, ihn, der bei aller galliſchen Maskierung ſeinen echt deutſchen Kern nicht verleugnen kann. Dennoch beobachtet er, horcht auf wie ein Kind, das nach neuem Spielzeug greift. So wohnt er eines Tages einer Aufführung der Femmes savantes bei, die uns — gemäß ſeiner Schilderung an Segner — nicht nur in die tolle Komödiantenſphäre nach Ferney verſetzt, ſondern uns das noch ſeltenere und in ſeinen Kontraſtwirkungen bizarrere Schauſpiel gibt, den ehrſamen Rintelner Profeſſor, den Philoſophiegelehrten und Mathematiker inmitten dieſes verwirrenden Treibens, dieſer tanzenden und ſich komplimentierenden Welt zu erblicken. Abbt ſelbſt mag das geſpürt haben; er rettet ſich aus dem Tohuwabohu auf die Berge und macht eine Alpenwanderung, über die er allerdings, abweichend von den eingehenderen Darſtellungen der Geſelligkeit, in der denkbar kürzeſten und nüchternſten Weiſe berichtet. Die Unendlichkeit der Gebirgswelt läßt ihn kalt; ihre ſtumme Größe, ihre ſchauerlich-einſame Erhabenheit vermag nicht einen einzigen Widerhall in ihm klingen zu laſſen.

Ende Auguſt des Jahres 1763 ging Abbts Urlaub zu Ende. Den Reſt der Ferien benutzte er zu einem Beſuch in Ulm. Zum erſtenmal ſeit ſeiner Studienzeit betrat er wieder das elterliche Haus. Mehrere Wochen weilte er dort, ohne daß ihn etwas

1) B. W. VI, S. 75 ff.

Außergewöhnliches feſſelte. Keine Briefſtelle gibt einer Empfindung der Freude, des Heimatbewußtſeins, der Erinnerung an ein Früher Ausdruck. Fremd war er ſeinem ſchwäbiſchen Geburtsort, fremd ſeinen Eltern, die keinen Einblick in das bewegte Auf- und Niederwogen ſeines Geiſtes tun konnten. Der Beſuch in Ulm war ein konventionelles Sichvorſtellen, ein flüchtiges Weilen, ein Gebot der Pflicht. Von der Vaterſtadt aus wurde die Rückkehr nach Rinteln ſchweren Herzens angetreten. Am 7. Dezember 1763 befand er ſich wieder als heimkehrender Flüchtling am Orte ſeiner Verbannung.

Die wohltuenden, wenn auch nicht dauernden Wirkungen der Reiſe zeigen ſich bei Abbt zunächſt weniger in ſeiner Stimmung, die kaum verändert ſcheint, als in der nun ganz anders gerichteten Tätigkeit. Daß durch den Kontraſt zwiſchen Ferne und Nähe die Rintelner Mißſtände um ſo greller beleuchtet werden, müſſen bald die Berliner Freunde erfahren, die erneute Klagen hören. Obwohl er ſich vorgenommen, ſtille zu ſein, kann er doch das Gefühl nicht bändigen, „zuweilen fließt es unvermerkt in die Feder, und dann läßt man es laufen“[1]).

Schriftſtelleriſch aber hat er ſich, wenigſtens durch eine der beiden, auf der Reiſe verfaßten Schriften, dem von ihm angeſtrebten Lebensziel genähert. Wenn auch das erſte dieſer Werkchen, eine in Genf entſtandene, unmittelbar aus dem franzöſiſchen Umgang herrührende Ueberſetzung von Mendelsſohns Rhapſodie über die Empfindungen (Recherches sur les sentiments moraux) noch nicht in dieſe Richtung einſchlägt, ſo doch das andere, in dem er, angeregt durch die patriotiſche Geſellſchaft in Baſel, deren Haupt und Stifter Iſelin er ja perſönlich kennengelernt hatte, die Preisfrage beantwortet: „Finden ſich dergleichen Vorurteile, die Ehrerbietung verdienen und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen ſich ein Bedenken machen ſoll?“[2])

1) W. W. III, S. 151. 2) ib. IV, S. 135—188.

Das Thema führte ihn mitten in seinen um das große Zentrum Volk sich bewegenden Lieblingsideenkreis. Auch auf diesen Blättern finden wir wieder, ähnlich wie beim Tode fürs Vaterland, den philosophischen Ausgangspunkt, die einleitende Zergliederung. Unter Vorurteilen versteht er die psychologischen, logischen und historischen Irrtümer des Menschen; Ehrerbietung bezeichnet nicht nur, wie nach gemeinem Sprachgebrauch, die Achtung vor der Größe, sondern auch die Duldung der Nichtgroßen, der Unaufgeklärten, der unwissentlich Irrenden, eben der aus dem Volke hervorgegangenen Ungebildeten, die über die Vorgänge des inneren und äußeren Lebens, über die Tatsachen der Geschichte, die Beschaffenheit der einzelnen Staatsformen nicht in derselben Weise unterrichtet sind wie die Gebildeten. Den relativen Nutzen dieser allgemein verbreiteten falschen Ansichten darzulegen, hatte Abbt sich zur Aufgabe gesetzt. Er löste sie vornehmlich im Hinblick auf die bürgerliche Stellung des einzelnen, die nicht jeden zur vollendeten politischen Kenntnis, wohl aber zur politischen Tätigkeit, zur Pflichterfüllung hinaufführe, was ihm, den Ansichten Friedrichs des Großen entsprechend, mehr dünkt als die dialektische Auseinandersetzung mit den Zuständen in einem Staate. Die ganze Schrift atmet ein warmes Interesse für Volkswohl und Volkswirken, für das Tun und Leiden des kleinen Mannes, dessen altehrwürdige Sitten der Weise wenigstens solange in ihrer Art zu erhalten hat, als er nicht etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß.

Von diesen Gedanken läßt sich eine Entwicklungslinie zu Abbts Hauptwerk: „Vom Verdienst" ziehen. Die kleine Preisschrift mit ihrem Verständnis für die Einfachen, Ungelehrten, mit ihrem Ruf nach dem Bürgerkatechismus[1]) kann als Präludium zu jener großartig gedachten Apotheose an das Volk angesehen werden, deren Voraussetzung die Hingabe an sinnlich Wahrnehmbares, an Leben, Gesellschaft, Individuum ist.

1) A. W. IV, S. 180.

Gerade das letztere gewinnt im achtzehnten Jahrhundert überhaupt mehr an Beachtung. Monographien wachsen förmlich aus dem Boden. Auch Abbt, der kürzlich noch durch lebendigen Umgang eine Reihe von Persönlichkeiten kennengelernt, ihre in Gestalt und Gesten sich ausprägende Eigentümlichkeit zu begreifen versucht hatte, spürte die Neigung, einmal ein Einzelschicksal darzustellen. Er wählte das Leben seines früheren Lehrers, des Aesthetikers Baumgarten, das allerdings schon von G. F. Meier behandelt worden war. Abbt hatte es — wie er an Möser schreibt[1]) — nicht auf einen besonderen Gesichtspunkt abgesehen, aus dem heraus er eine neuartige Biographie schaffen könnte, sondern rein auf die Persönlichkeit des Mannes; und das war immerhin eine neue Wendung, ein selbständiger Versuch, in die innere Entwicklung einzudringen, der doch nicht gelang, weil Abbt, von der Begeisterung für den verehrten Professor getragen, stark subjektiv beeinflußt, das eigentliche Wesen des Gelehrten nicht erfaßte und es bei schwärmerischen Lobpreisungen und trockenen Aufzählungen von Lebensdaten bewenden läßt.

Auch in der Wahl seiner im Winter 1763 angekündigten Vorlesung über Staatenhistorie verraten sich die in Abbt wirkenden Einflüsse der Reise; und nicht minder zeigt sich sein immer stärker anwachsendes Interesse an volkstümlichem Wirken, wenn er, zurückgreifend auf die Erörterung über Vorurteile und im Zusammenhang mit geschichtlichen Studien einen Versuch herausbringt über „Die Ursachen der abergläubischen Furcht bei Verfinsterungen der Sonne und des Mondes[2]), der altchinesische, ägyptische und griechische Kulturzustände und ihre Wirkungen bis in die Gegenwart hinein beleuchtete, indem die erwähnte Furcht auf Unwissenheit, mangelnde Kenntnis der Natur zurückgeführt wird, ein Mißstand, der wegen seiner unheilvollen Einwirkungen auf das öffentliche Leben als sogenanntes gefährliches Vorurteil zu bezeichnen ist und besei-

1) B. W. VI, S. 9. 2) ib. IV, S. 189—212.

tigt werden muß. Man ſieht, wie Abbt auch dieſe fernliegenden geſchichtlichen Unterſuchungen für ſeine beſonderen Zwecke ausbeutet und der Volksbildung dienſtbar macht. Ehe er ſich aber der entſcheidenden Aufgabe ſeines Lebens in fruchtbarer Sammlung widmete, führte er in ganz anderer Richtung einen Stoß, der als die letzte und entſcheidendſte Abwendung von Katheder- und Dogmentum, namentlich dem theologiſchen, betrachtet werden kann. Es iſt ſeine in vernichtendem Spotton gehaltene „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte, und dem inzwiſchen in Effigie zu haltenden erwünſchten evangeliſch-lutheriſchen Autodafé[1]), ein Pasquill, das der Hamburgiſchen Orthodoxenklique eines Goeze, Ziegra, Teller die Schamröte ins Geſicht treiben ſollte, damit ihr weiterhin die Luſt vergehe, gegen alle freiſinnigen Beſtrebungen in Religion, Philoſophie und Literatur die Waffen der Verdächtigung und der Lüge zu ſchleudern. Wie in ſeiner erſten ſatiriſchen Schrift benutzt Abbt auch hier wieder das Kunſtmittel der Ironie, indem er ein regelrechtes Ketzergericht fingiert, zu dem die Dunkelmänner Hamburgs ſich vereinigen, um denkende Prediger, Philologen und Schriftſteller, die Herausgeber der Literaturbriefe und ſchließlich Abbt ſelbſt in Grund und Boden zu verdammen. Die Schrift machte damals großes Aufſehen, war ſie doch eine, wenn auch blutige Ehrenrettung für Leute von geſund modernem Schlage (wie Erneſti und Michalis, die kritiſchen Bibelausleger des Rationalismus) für das neue Univerſalchriſtentum Baſedows, für die Predigten der Sack und Spalding, für jede Art vernünftigen Denkens und Strebens.

Mit dieſer gifthaltigen Satire hatte Abbt auch den letzten Reſt von theologiſcher Schwarztinktur aus ſich herausgeſpritzt und ſtand nun, wenn auch unerkannt zunächſt, als erklärter Feind

1) W. W. V, S. 1—24.

nicht nur der Theologie, ſondern auch der Theologen in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen da. —

Aus dieſen Arbeiten heraus ſucht Abbt nach einem Mittelpunkt des Schaffens, nach einem Hauptgeſchäft, wie er Mendelsſohn gegenüber ſich äußert, der auf die Anfrage des Freundes ein feſt umſchriebenes Ziel und einheitliches Wollen angibt und der ſieht: „Nunmehr ſteht Herkules auf dem Scheidewege und ſoll wählen . . . durch die Klüfte der Metaphyſik, auf den blumigten Wegen der Geſchichte, Moral und Politik oder über die Anhöhen der Matheſis?

Wollen Sie die Stimme eines Freundes hören, . . . ſo wählen Sie die Philoſophie des Menſchen. — Der Menſch, ſeine Kräfte und Fähigkeiten, Sitten, Rechte und Obliegenheiten bilden ein unermeßliches Meer von Erkenntniſſen[1])."

Das war es, was ihm deutlicher als jedes Nachdenken die Reiſeerlebniſſe vor Augen geführt hatten, die ihren letzten Ausklang erſt noch finden ſollten.

2. Das Werk (Vom Verdienſt)

a) Die Philoſophie des geſunden Verſtandes

Seit Abbt von der Reiſe zurück, in neuer Arbeit an ſeinen Schreibtiſch gebannt iſt, beginnen ſeine Gedanken intenſiver um einen Gegenſtand zu kreiſen, der ſchon lange ſein Inneres ausfüllte und in der Frage gipfelte: Wie werde ich ein wahrer Freund und Lehrer des Volkes? Was habe ich, der das Gelehrtenkleid nur noch äußerlich trägt, ihm zu ſagen? Wie kann ich die das Volksempfinden betreffenden Gedanken zu einem einheitlichen Ganzen zuſammenſchließen, eine Philoſophie ſchreiben, die klar und ſchlicht, lebendig-wirkſam, allgemein faßlich iſt? Das, was er wiederholt an Einzelſtellen ſeiner Schriften in dieſer Hinſicht geſagt hatte, was bei all ſeinen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und literariſchen Studien als dominierende Note die viel

1) V. W. III, S. 172, 173.

verſchlungenen Harmonien ſeiner Seele getragen hatte, das wollte er jetzt, geſundheitlich geſtärkt, bereichert an Erfahrungen in einer größeren Abhandlung an die Oeffentlichkeit bringen. So ſchrieb er ſein Buch: Vom Verdienſt.

Es iſt ein Monument neben den Bauſteinen Abbtſcher Werke, ein feſtes Gefüge unter zahlreichen loſen Fragmenten, ein Bekenntnis ſeines Geſamtwollens, nicht nur wie der Tod fürs Vaterland, eine Gelegenheitsſchrift. — Die Vorausſetzungen des ganzen Werkes liegen in den empiriſtiſch-ſozialen Strömungen der engliſchen Philoſophie, den Volksſchriften, Wochenblättern, die eine erſte Verbindung zwiſchen Gelehrtentum und Leben herſtellen und den Menſchen ſelbſt, nicht ſein Gedachtes in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Wie das rationaliſtiſche Jahrhundert überhaupt auf ſpiegelglatte Wahrheit ſein Begehren richtet, ſo ſollen auch die Kräfte im Menſchen, Gefühle und Leidenſchaften, die unerkannt, wenn auch wirkſam, in dunklen Niederungen ſeeliſchen Geſchehens ſchlafen, in die Helle des Bewußtſeins gerückt werden. So kam man zur genaueſten Sezierung von Innenvorgängen, bei der es ſich, wenn auch von experimenteller Pſychologie im heutigen Sinne nicht die Rede ſein kann, dennoch um die Vorſtufe dieſer Wiſſenſchaft, die Beſchreibung ſeeliſcher Phänomene handelte.

Vielfach entſtanden Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt, ſeine Beſchaffenheit und Tätigkeit. Abbt, der ſich ſchon früh bei Montesquieu und La Bruyère, bei Locke, Hume und Shaftesbury über dieſe Fragen orientiert hatte, verweilte mit beſonderem Intereſſe bei Helvetius' „Buch vom Geiſt“[1]), zu dem ergänzend Gerards Werk vom Genie[2]) und eine über den gleichen Gegenſtand handelnde deutſche Schrift traten[3]).

1) Helvetius: De l'esprit. Paris 1759. 2) Gerard: Verſuch über das Genie. Aus dem Engliſchen v. Chr. Garve. Leipz. 1776. 3) „Verſuch über das Genie“ in Sammlg. vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte. Berl. 1759 ff.

Im Februar 1762 taucht zum erstenmal, angeregt durch Helvetius, der Gedanke in ihm auf, ein Buch vom Herzen zu schreiben, „welche Materie", wie er an Mendelssohn schreibt, „ohnehin noch so dunkel an manchen Stellen ist"[1]).

Mendelssohn setzt dem Plan des Freundes keinen Widerstand entgegen, doch erst im Winter 1763, nach Rückkehr von der Reise, erhält Nicolai den definitiven Bescheid, daß eine Schrift über das angegebene Thema im Entstehen sei. Die ersten Bogen der Arbeit sind Ende März 1764 beendet; am 21. Mai desselben Jahres wird „mit Ernst"[2]) gearbeitet, um Pfingsten verhandelt Abbt mit Nicolai über die Drucklegung. Am 8. August 1764 erfolgt die Absendung des Manuskripts. Mendelssohn wird feierlich gebeten, es im Schweiße seines Angesichtes durchzusehen[3]). Da die sprachliche Form der Abhandlung den Beifall der Freunde nicht findet, wird sie, über und über mit Randbemerkungen versehen, an Abbt zurückgeschickt, der unverzüglich, dem Urteil der Berliner blind sich unterwerfend, ohne Erbarmen mit sich selbst, das stilistische Unkraut ausrodet und im Verlauf des genannten Jahres das teilweise völlig umgeschmolzene Werk absatzweise dem Verleger zukommen läßt. Am 10. Februar 1765 wird der Rest des Buches zur Post gegeben. Wie ein Aufatmen nach langem Gebundensein klingt es aus den beigefügten Zeilen heraus: „Und nun bin ich freilich froh, daß ich eine Arbeit vom Halse habe, die mich seit einiger Zeit wieder ganz manzipiert hatte. Das Publikum mag nun urteilen, wie es will. Ich habe das Bewußtsein, daß ich mein Möglichstes getan habe"[4]). Abweichend von seinem ersten Entschluß, ein Buch vom Herzen zu schreiben, hat er in der näheren Konzeption des Werkes sein Thema dahin eingeengt, daß er nicht den ganzen Menschen, sondern nur die Eigenschaften und Fähigkeiten schil-

1) B. W. III, S. 47. 2) ib. III, S. 232. 3) ib. III, S. 260. 4) ib. III, S. 318.

derte, die Verdienſt, Anerkennung, Exiſtenzberechtigung verſchaffen.

Den Philoſophen beiſeite laſſend, möchte er ſich einzig und allein vom Genius des geſunden Verſtandes, von ungekünſtelter Weltklugheit leiten laſſen und nicht anders zu ſeinem Reſultat kommen als durch Nachdenken, Belehrung und Geſchichte. Trotzdem ſtellt er aber echt Wolffiſch an die Spitze ſeines Werkes eine Definition, die Frage nach dem Weſen des Verdienſtes, das aus freien, zu einem nützlichen Zweck verrichteten Handlungen, alſo aus rein utilitariſtiſcher Grundſtimmung und Denkrichtung heraus erwächſt. Von dieſer Begriffsbeſtimmung leitet Abbt allmählich zu den einzelnen, im Alltag des Lebens konkret auftretenden Verdienſten hinüber.

Ehe er aber auf das Tun und Laſſen des Menſchen einen Blick wirft, biegt er in breiten, pſychologiſchen Kurven ſcheinbar vom Thema ab. Es gilt zur näheren Erläuterung des Verdienſtbegriffes diejenige geiſtige Dispoſition zu erklären, aus der heraus ein verdienſtliches Handeln erſt möglich iſt.

Indem er die Größe des Geiſtes, die Stärke der Seele, die Güte des Herzens unterſucht, macht er eine Einteilung aller Individuen in denkende, wollende, fühlende. Den Unterſchied dieſer Veranlagungen erklärt er aus der Verſchiedenartigkeit der ihnen zugrunde liegenden Seelenkräfte, dieſen letzten Prinzipien ſeeliſchen Geſchehens, die auch von Wolff ſtatt jeder anderen Erklärung angenommen wurden.

Der große Geiſt iſt für Abbt der Verſtandesmenſch, das Genie[1]), „dem es gegeben iſt, gewaltige Dinge zu durchdenken". Er

1) In eigenartigem Zuſammenhang taucht dieſer Begriff, der ſeit der Aufklärung über Leſſing, Herder und Goethe hinweg bis zur Romantik in mannigfachen Variationen immer wieder neu formuliert wurde, bei Abbt auf. Er orientierte ſich darüber in den genannten Werken Gerards und Helvetius', die, in den Anſchauungen der Zeit befangen, Genie gleich Verſtand ſetzten. Auch Abbt iſt ihrer Meinung, doch ſucht er ſchon das Entſtehen genialer Verſtandesäußerungen zu ergründen und läßt ſie von

rechnet zu ihnen an erſter Stelle das Nachſinnen über die Angelegenheiten der Allgemeinheit, über Politik und Staatsweſen, über alles, was die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt anbetrifft. Bezeichnend für Abbt iſt es, daß er der ſozial gerichteten Geiſtesarbeit den Vorrang vor der Spekulation einräumt, deren Ideen zwar groß ſind, aber nur wenigen zugute kommen, weshalb ihm Geſetzgeber verehrungswürdiger ſind als Philoſophen und Dichter. Höher als die nur denkenden Geiſter aber ſchätzt Abbt die „ſtarken Seelen", jene aktiven Naturen, die ihre Ideen unmittelbar in Taten umſetzen oder wenigſtens, wenn ſie nicht ſelbſt handeln, andere zu Entſchlüſſen hinreißen.

Dieſen letzteren Typ der ſtarken Seele ſtellt Abbt ſelbſt vor; er verkörpert ihn in ſeinem Schriftſtellertum, das ſich mit der Praxis des Lebens beſchäftigt und Denken in Wollen zu verwandeln beſtrebt iſt. Abbt kennt aber, die Vielſeitigkeit der empiriſchen Menſchennatur berückſichtigend, noch weitere Variationen der Seelenſtärke. Bald erſcheint ſie ihm als Mut oder Herzhaftigkeit, bald als Heiterkeit der Weiſen, die unerſchütterliche Gemütsruhe des Stoikers, bald — und das iſt ihm das Wichtigſte — als Feſtigkeit und Stetigkeit im Kampf des Menſchen mit ſich ſelbſt, mit Ueberzeugungen, Traditionen, ein Widerſtreit,

---

gewiſſen äußeren Gegenſtänden herrühren, „welche mit einem unwiderſtehlichen Reiz auf die dunklen Vorſtellungen eines Genies wirken, auf Vorſtellungen, die es unbewußterweiſe in ſich verſchloſſen gehabt." W. W. I, 37. Damit iſt wie im erſten Ahnen die Kantiſche Auffaſſung von der unbewußten, gleichſam naturhaften Wirkſamkeit des Genies ſchon angedeutet, die mit Erkenntnis zunächſt nichts zu tun hat. Und ebenſo laſſen ſich an dieſe Aeußerung Abbts die Genievorſtellungen der Sturm- und Drangzeit anreihen, die wie auch Herders Geniebegriff auf das plötzlich aufglimmende, ſchöpferiſche Licht im Menſchen hinauslaufen. Es ſei mir geſtattet, in dieſem Zuſammenhang auch noch auf Goethes Vergleich der genialiſchen Tätigkeit mit der in der Natur herrſchenden hinzuweiſen, während der Intellektualismus des Romantikers, der den Begriff von neuem rationaliſiert, unter Genie ein mit Bewußtſein ſich Hineindenken ins Ueberſinnliche verſteht.

den er ſelbſt als Theologe in hartem Ringen bewältigt hat, der ihm noch einmal im Erinnern lebendig wird, ihm Worte der Kraft eingibt, die auch in andern die Furchtſamkeit, die Angſt vor der freien Forſchung beſiegen ſollen, jener Gemütsverfaſſung übertriebenen Zagens, die ſelbſt einem ſo hartnäckig angegriffenen Freigeiſt wie Baſedow in ſo hohem Maße eigen war, daß er zu einer konſequenten Durchführung ſeines Syſtems nicht gelangen konnte. —

Neben der männlichen, ſich meiſt in aktivem Verhalten äußernden Seelenſtärke erwähnt Abbt auch die weibliche, die Tugenden der Frau, die groß iſt durch Dulden und Gehorchen, durch Fürſorge und Hingabe, Eigenſchaften, die ihr den Wert des Mannes, wenn auch in anderer Art, verſchaffen, eine Aeußerung, die uns in Abbt den gerechten Beurteiler weiblicher Eigenart, den feinen Kenner geſchlechtlicher Differenzierungen ahnen läßt, was um ſo mehr erſtaunt, als er ſelbſt nicht durch Bande der Freundſchaft oder Liebe näher an eine Frau geknüpft war. Nicht als Mann, ſondern als Schriftſteller, als Volksaufklärer beſchäftigt er ſich mit dieſem Problem, denn allen, auch den Frauen, ſoll ſeine Unterſuchung Klarheit über ſich ſelbſt, ihre Stellung im Weltganzen, ihr Verdienſt verſchaffen[1]).

Mehr noch gilt Abbts Wort der Allgemeinheit, wenn er neben dem großen Geiſt und der ſtarken Seele von jener dritten Kategorie von Menſchen redet, der die Güte des Herzens als erſter Weſensbeſtandteil zukommt. Es ſind die Wohlwollenden, Fühlenden, Hilfsbereiten, die in der Einfachheit ihres Gemütes, ihrer

1) Die eigentümliche Trennung von „großem Geiſt“ und „ſtarker Seele“, die Abbt ſeinen Ausführungen zugrunde legt, und die ohne gewaltſame Auseinanderreißung verwandter Seelenvorgänge nicht durchführbar iſt, beanſtandete ſpäter auch Abbts Freund, der Graf von Bückeburg, wenn er ſagte, daß ſeiner Meinung nach „die Stärke ohne Größe nicht ſein könne, und daß die große Seele nur ein ſtarker Geiſt wäre, durch den Enthuſiasmus in Bewegung geſetzt“. V. W. III, S. 364.

Treue und Aufopferungsfähigkeit hundertmal entschädigt sind für die etwaige Unfähigkeit, große Gedanken zu äußern, kühne Unternehmungen zu wagen. Ein Heer von Altruisten ruft er gleichsam auf gegen die Willensmenschen, die der Gefahr der Selbstvergötterung nur allzu leicht erliegen. Doch muß auch der fühlende Geist verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen, um wahrhaft groß zu werden. Das gute Herz allein macht nicht das Wohlwollen, diese edelste aller Gesinnungen aus; jenes ist nur die Disposition zu diesem; erst durch Erziehung wird aus der bloßen Veranlagung die tätige, wirksame Kraft, deren jeder, auch der Kleinste und Unbedeutendste, teilhaftig werden kann.

Psychologisch definiert Abbt dieses Wohlwollen als eine Empfindung, und so kommt es, daß er im Anschluß an die Menschengattung der Gutherzigen die schon bekannte Untersuchung über die Wörter Empfindung und Empfindnis, d. h. die durch Erinnerung und Phantasie hervorgerufene, zu aktivem Eingriff in das Schicksal anderer befähigende Mitempfindung ihrer Leiden und Nöte, ihrer Wünsche und Bedürfnisse einschaltet, an die sich dann noch andere schon früher erwähnte, den Empirismus Lockes verwandte psychologische Erörterungen anschließen[1]).

Ehe Abbt den ganzen ersten Teil des Werkes, die Frage nach der geistigen Veranlagung des Menschen abschließt, versucht er diese Verschiedenheit, jetzt nicht mehr nach den Seelenkräften Wolffs, sondern im Anschluß an Helvetius empirisch aus Herkunft, Erziehung, Staatsgesetzen und Religion der Menschen zu erklären, wodurch er aber nur die erworbenen Fähigkeiten zu begründen vermag, nicht die angeborenen, die er, wie nach ihm Herder, auf den Einfluß des Klimas, der Bodenbeschaffenheit eines Landes zurückführt. Durch all diese Erwägungen hat Abbt sich für den konkreten Gehalt des Buches den psychologischen Unterbau geschaffen, auf dem er die einzelnen, der Wirklichkeit entlehnten Bilder des Lebens aufzustellen gedenkt. Noch aber muß

1) Vgl. S. 106 dieser Arbeit.

er, anſtatt die Typen der Verdienſtmenſchen unmittelbar zu geben, eine Einteilung der Verdienſte in Klaſſen vornehmen, die im allgemeinen den ſchon angegebenen pſychologiſchen Verſchiedenheiten entſprechen. So rühren vom großen Geiſte die großen, von der ſtarken Seele die hohen, vom guten Herzen die allgemeinen Verdienſte der Häuslichkeit und des Familienlebens her, während eine vierte Gruppe von Verdienſten, die ſchönen, deren Erwerber im Gebiet der Kunſt, namentlich dem der Schriftſtellerei tätig ſind, teils aus Geiſtesgröße, teils aus Wohlwollen entſpringen, ſofern ſie eine rege Einbildungskraft als Grund, die Erheiterung und Erbauung anderer zum Zwecke haben.

Nach all dieſen vorbereitenden, aus Philoſophie und Pſychologie gereiften Gedanken, die uns ungeduldig auf plaſtiſche Anſchauung warten laſſen, entſchließt ſich Abbt, die Vertreter der einzelnen Berufsarten uns vorzuführen.

Erſt jetzt geht ſeine Feder aus der ſtillen Gelaſſenheit rein ſachlicher Darſtellung heraus; kühner wird der Schritt, feuriger das Tempo, wenn es heißt, die verdienſtvollen Charaktere leibhaftig zu ergreifen, in markigen Linien ihre Züge zu meißeln. Da ſteht vor ſeinen Augen der kühne Triumphator, der ſiegreiche Eroberer und neben ihm in ſtolzer Gleichberechtigung ſein Werkzeug, der Soldat, der einfache Kriegsmann, dem Abbt in Dankbarkeit den Hymnus der Verehrung ſingt, um die zu überzeugen, die noch nicht glauben, daß jeder von ihnen ein Held ſei. Wieder glüht in Abbt der Geiſt des Preußenkönigs, Töne ſchlägt er an, die einſt aus ſeiner Seele klangen, als er den Tod fürs Vaterland verherrlichte. Prachtvoll malt er das Bild des ſterbenden Kriegers, der „Wunden und Tod nicht ſcheuet um der Brüder willen und ſein Leben nicht teuer achtet um des Vaterlandes willen, das ihn ſendet, der ſeine Tage, wenn ſie ihm wirklich abgefordert werden, freudig dahingibt“[1]).

Wie ein jäh aufſpringender Quell ſprudelt dieſer Satz aus

1) V. W. I, S. 235.

dem trockenen Boden der in ſtrenge Syſtematik eingeſchnürten Schrift heraus; es wird uns zumut wie einem Wanderer, der, zwiſchen Felswänden einherſchreitend, plötzlich einen Ausblick gewinnt in ſonniges Freiland, das Augen und Seele mit Licht füllt. Unwillkürlich erinnere ich mich an dieſer Stelle eines Gegenwartsdichters, dem es gegeben ward, die feurig brauſende Kriegsmelodie der jüngſten Vergangenheit zu ſpielen, der über den Abbtſchen Gedanken die rhythmiſch wundervoll bewegten Worte jubelte:

„Ein Held ſchon warſt du, eh' die Schlacht dir ſang
Das grauſe Lied vom Tod und rotem Blute,
Du zwangſt den Tod, noch eh' er dich bezwang,
Du ſtürmteſt ihn mit deinem Heldenblute,
Komm nur, was kommt!
Nichts iſt dein Untergang,
Tod iſt dir Sieg und nicht des Schickſals Rute"[1]).

Vom Heroismus des Soldaten aus kommt Abbt zu den Verdienſten des Heiligen, der, wie er ſelbſt als Apoſtat der Theologie, die morſchgewordenen Gebäude des dogmatiſchen Kirchentums zertrümmert, um fern vom Streit der Meinungen Altäre der Liebe zu errichten. Auch der Heilige iſt ein Soldat, ein Kämpfer auf unblutiger Walſtatt, ein Verfechter ſeiner eigenen Seele, ein Lehrer der Jugend wie Sokrates, ein Künder neuen Lebenswandels, ein werktätiger Arbeiter, der fern davon iſt, wie auch Abbt, in paſſiver, pietiſtiſcher Frömmigkeit zu zerfließen. Der Soldat und der Heilige, die den Vortrupp bilden im Geſamtgefecht eines Staates, ſehen erſt hinter ſich den Politiker, Schriftſteller, Künſtler und Prediger. Doch auch ſie haben hohe, der Allgemeinheit dienende Aufgaben. Was Abbt darüber ſagt, iſt ihm aus tiefſter Seele emporgewachſen[2]). Noch aber ſteigert ſich das Mitſchwingen ſeines perſönlichſten Fühlens, wenn er zuletzt in die verborgene

1) H. Lerſch: Herz, aufglühe dein Blut, S. 20. Volksverlag M. Gladbach. 1917. 2) Vgl. S. 152ff. dieſer Arbeit.

Kleinwelt des Volkes hinuntersteigt und auch dem schlichtesten Dasein einen Schein des Lichtes, des Verdienstes abzugewinnen vermag. Nicht dünkt er sich zu klug, um in den Seelen all der in den stillen Winkeln des Lebens, in niedrigen Kammern Schaffenden zu lesen. In demütiger Neigung seines Wesens horcht er auf das Schlagen ihrer Herzen, lauscht ihnen ihre innersten Gedanken ab. Und damit hebt er den Außenstehenden, den hochmütig sich vor dieser Welt Verschließenden, den Aristokraten und Gelehrten einen Vorhang hoch, den sie zu lüften nie vermocht hatten, zwingt sie zu sehen, was aus dunklem Grunde leuchtend aus dem nach und nach sich weitenden Spalt heraustritt: Mosaikbilder, in köstlich reinem Farbton gehalten, schlichten Glanz ausstrahlend, den scheu sich nahenden Beschauer mit seltenem Zauber umspinnend. Da sieht man den eifrig hantierenden Kaufmann, den rührigen Handwerker, den munter schwatzenden Gesellen, den breitgebauten, sonngebräunten, in harte Scholle schwer hineinpflügenden Landmann, die um den Herd sich sammelnde, bald in Arbeit, bald in Gebet und gemeinsamer Lesung vereinte Familie, den unbeugsamen, ehrlich Hab und Gut verwaltenden und vermehrenden Vater, die selbstlos sich hinopfernde, ruhelos schaffende Mutter, das an frisches Zugreifen gewöhnte Kind, dem schon der Tatendrang durch alle Adern rinnt, — und endlich, — mehr im Hintergrund und doch noch weithin sichtbar, das Wirken aller förmlich in sich einfangend, ohne aufdringlich zu sein, erscheint der Prediger, ihr Führer, der für jeden einzelnen ein Wort des Rates, der Ermunterung, einen tröstenden Zuspruch, einen mahnenden Blick, ein beruhigendes Lächeln findet, der ihnen Sinn und Zweck des Lebens, ihres unbedeutend anmutenden und doch im Rahmen der Gesamtheit so unentbehrlichen Tuns in schlichter Ausdrucksweise klar macht. In diesen, bald kräftig, bald zart getönten Miniaturen gab Abbt sein Eigenstes und Bestes, wirkte er wie Offenbarung auf die in ihrem eigenen Kreis in immer gleichen Windungen sich drehenden gelehrten Zeitgenossen.

Der erſten einer ſtand er, das doktrinäre Kleid in kühnem Ruck hinweggeriſſen, unbedeckt als Menſch und nur als ſolcher unter ſeinesgleichen. Politiſch wurde er aber vom Gewande der Zeit nicht frei. Fritziſch denkt er noch am Schluß der Abhandlung, wenn er große und hohe Verdienſte nur einer auserwählten Kaſte, den Monarchen und Adeligen, zuteil werden läßt. Er ſchließt mit dem Wunſche, daß jeder den Beruf ergreifen möge, für den er tauglich iſt.

Abbts Worte waren nicht umſonſt geſprochen. Wie Ströme warmen Lebens fluteten ſie durch die deutſche Schriftſtellerwelt. Wege, die bisher verödet dagelegen hatten, konnten neu begangen werden. Sie führten zum Herzen des Volkes, zum Born des heimiſchen Lebens, ſie ſchloſſen auf die Hütten der Ungenannten, der Demütigen und doch ſo kraftvoll Wirkenden. Sie alle konnten, wenigſtens in den letzten Teilen des Werkes, Abbts Sprache verſtehen. Kernige Gedanken bot er ihnen, einfache, geſunde Alltagskoſt, gewürzt von philoſophiſchem Gefühl und einer Fähigkeit, die, wie ein Rezenſent ſeiner Zeit ſagt, „bereit iſt", den Empfindungen des Menſchen nachzugehen, gerade das auszudrücken, was jeder, der Menſch iſt, fühlt, aber nicht denkt[1]). Aehnlich äußerte ſich auch Zimmermann, der Freund Nicolais: dunkle Begriffe ſind in ihm geklärt, neue entſtanden. Entzückt iſt er von den perſönlichſten Aeußerungen Abbts: „Wo ſein Herz redet, da redet es ganz nach meinem Herzen"[2]). Auch Gellert erfaßt das tiefſte Wollen des Autors, die Entſchälung der Volksſeele, wenn er es auch bedauert, „daß die Wirkungen der Religion nicht klar genug zutage treten"[3]). Selbſt die Schweiz, die beim Erſcheinen des Buches „Vom Tode fürs Vaterland" ihr Geſicht in noch ſtrengere republikaniſche Falten gelegt hatte, wird jetzt zu einem bewundernden Augenaufſchlag gezwungen. Wie

1) Deutſche Bibl., Halle 1768, 3. Stück, S. 107—116. Herausg. v. Klotz. 2) Bodemann, S. 292. 3) Gellert: Moral. Vorleſungen Leipz. 1839, VI, S. 177.

zeitgemäß Abbts Ausführungen waren, zeigen auch die unmittelbar nach seinem Werke erscheinenden Nachbildungen[1]), die im weitesten Maße den Bedürfnissen des Volkes Rechnung trugen. In voller Hingabe aber ist in das Wesen dieses von Abbt so kraftvoll beförderten Schriftstellertums erst Herder, der Erneuerer des Volksliedes, der Dolmetsch des Volksfühlens, eingedrungen.

Er ist es, der dem neuen literarischen Beginnen Abbts den rechten Stempel aufdrückt, der, abhold jeder Metaphysik, und sei selbst Kant der Vermittler, entzückt sich aus dem eben besprochenen Buch die Stelle herausschreibt, in der es heißt, daß nicht Spekulation die erste Größe des Geistes sei, sondern die menschliche Weltweisheit, das Studium humanitatis, die menschliche Philosophie, ein Ausdruck, mit dem er am liebsten diese ganze volkstümliche Richtung bezeichnet, die er wie Abbt bei Shaftesbury bewundert und die er in anderer Form in den Werken Rousseaus[2]) wieder ausgeprägt findet.

An Abbt erinnert Herder sich, wenn er darüber nachdenkt, „daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei"[3]), ein Aufsatz, in dem er die philosophische Wissenschaft im Sinne der scholastischen Wortkrämerei aufs tiefste verachtend, nur die Philosophie gelten läßt, „die den Menschen zu ihrem Mittelpunkte macht", die auch in die „Frauenzimmerkabinette"

1) Alber: Von der Klugheit des Bürgers. Helmstädt 1765. Hirschfeld: Versuch über den großen Mann. Leipzig 1768/9. 2) Rousseau gegenüber wahrt Abbt eine vorsichtig bedächtige Haltung, sieht in ihm einen, der „alles nur anfaßt, um es umzukehren, wodurch er selbst genötigt wird, das Umgeworfene wieder aufzurichten". V. W. I, S. 288. Im Vergleich zu Herder, der als jugendlicher Stürmer und Dränger in Königsberg die ganze Fülle Rousseauscher Ideen urteilslos in sich hineingeschlungen hat, wehrt Abbt, mit nüchternem Blick die gegenwärtige Menschheit prüfend, die ungestümen Forderungen und Uebertreibungen des Franzosen von sich ab, den Herder später erst in seinem Reisejournal gleichfalls als kulturfeindlich erkennt. 3) S. W. S. XXXII, S. 31 ff.

eindringt, die „von den Sternen zu den Menſchen ſich herabläßt". Auch Abbt hatte den Philoſophen gebrandmarkt, „der auf der Höhe eines Turmes ſteht" und ausgerufen: „Menſch, denke immer an den Erdhaufen, worauf dir deine Stelle angewieſen iſt"[1]). Wohl kaum einer aus der damaligen Schriftſtellerwelt hat dieſes Wort ſo zu befolgen wenigſtens verſucht wie Herder, der lehrend, ſchreibend, predigend, ſich als lebendige Kraft empfand, die lebenweckend wirken ſollte, der kaum ein Jahr nach Abbts Tode, auf hoher See Gedanken ſpinnend, vom Sturmwind des Meeres umbrauſt, den Blick in unendliche Weite verloren, Zukunftspläne ſchmiedet, neue Lebensformen ausdenkt, Bücher konzipiert, in denen ſie gezeichnet werden ſollen, in denen er, als habe die Schrift „Vom Verdienſt" vor ihm gelegen, die menſchliche Seele, die Geſellſchaft, Charaktere und Stände aller Art, den Soldaten und Prediger, den Kaufmann und Weiſen, den Handwerker und Gelehrten, den Künſtler und Bauer gegeneinander hält und ihre Tätigkeiten, Pflichten, ihr Leben, ihre Religion, ihre Freuden und Leiden, ihre Feſte und Trauertage an ſich vorüberziehen läßt. Da wird er recht ein Schriftſteller der Menſchheit. Da macht er vollends wahr, was er, von ſeiner Rigaer Gemeinde ſich verabſchiedend, geſagt hatte: „Ich redete ein Wort, um menſchliche Seelen glücklich zu machen"[2]). Das war es, was auch Abbt gewollt, was ſeltſamerweiſe ſeine nächſten Kritiker, die Berliner Freunde, die ihn doch zur Erkenntnis des Lebens geführt hatten, nicht begriffen. Unfähig waren ſie, die Neuleiſtung in ihrem wahren Wert zu würdigen. Sie hafteten an ihrer äußeren Erſcheinung, der Sprache: an Einzelheiten, an Wendungen, Worten und Bildern krittelten ſie herum. Abbt ſelbſt war ſich gewiſſer ſtiliſtiſcher Schwächen des Buches bewußt: „Ich fürchte, zu weitläufig zu ſein . . . Auf der anderen Seite ſchreien mir die Leute in die Ohren, ich ſei dunkel . . . Mein Gang ſcheint mir zu ſchulmäßig zu ſein und in meinem

1) W. W. I, S. 19. 2) S. W. S. XXXI, S. 131.

Stil verzweifle ich nach und nach gänzlich, eine gewiſſe freie Leichtigkeit zu bringen[1])."

b) Die Form des Volksſchriftſtellers

Es mutet eigentümlich an zu leſen, daß Abbt und die Berliner Freunde ſeinen Stil, der doch dem Volk verſtändlich ſein ſollte, nicht zweckentſprechend, teils zu ſchematiſch, teils zu verworren finden, hatte er doch ſelbſt in ſeinen Literaturbriefbeſprechungen wiederholt die Notwendigkeit ſchlichten, natürlichen Ausdrucks gepredigt, die Form beſtimmt, in die der neue Inhalt deutſchen Schrifttums gegoſſen werden ſollte. Nach ſeinem eigenen Urteil ſcheinen Theorie und Praxis bei ihm auseinanderzufallen, der Volksfreund zu denken, zu empfinden, der Gelehrte zu ſchreiben. Tatſächlich hat er auch durch allzu ängſtliches Suchen nach dem rechten Wort, durch das oft ungeſtüme Tempo ſeiner Seele nicht immer ſeinen eigenen ſtiliſtiſchen Anforderungen entſprochen. Vergleicht man ſeine Schreibart aber mit den ſteifen Kathederdeklamationen ſeiner Zeit, ſo hat ſie doch ein auffallend ſinnliches, volkstümliches Gepräge.

Das Ziel, das Abbt in ſeiner Darſtellung erſtrebt, iſt äußerſte Klarheit: ſtreng ſyſtematiſch ſoll der Gedankengang ſich aufbauen. So legt er — wie jedem ſeiner Werke — auch dem zuletzt beſprochenen ein logiſches Schema zugrunde, wovon er allerdings in der Ausführung häufiger abweicht, denn die Vorſtellungen in ihm ſcheinen fortwährend in lebendigſtem Fluß zu ſein. Sie beherrſchen, überwältigen ihn, laſſen ſich nicht von ihm in die vorher konſtruierte Ideenordnung einpreſſen.

Trotzdem durchzieht das Beſtreben nach ſorgfältiger Begriffsbildung die ganze Schrift. Nicht immer aber geht er vom Begriffe ſelbſt aus, ſondern weiß durch allgemeine Betrachtungen, Andeutungen und Einzelbeobachtungen ſeine Leſer ſelbſttätig dahin zu führen, die einzelnen, zu einem Begriffe gehörigen Stücke

1) B. W. VI, S. 7.

zu einem Ganzen zuſammenzuſetzen. So gelangt er auf induktivem Wege an gewiſſen Punkten der Abhandlung zu genauer Formulierung und ſtraffer Zuſammenfaſſung des Geſagten. Zur Entwicklung der Begriffe, zur Veranſchaulichung und Vertiefung der Gedanken bedient er ſich erläuternder Beiſpiele. Aus der Geſchichte aller Zeiten und Zonen, aus der Literatur der Antike, der Franzoſen und Engländer, aus der religiöſen Ideenwelt, aus dem Bereich ſeiner eigenen Erfahrung läßt er ſeine Helden vor ſeinen Leſern aufmarſchieren, läßt er ſie gerade in dem Augenblick auftreten, wo ihr Erſcheinen wie ein blitzartiges Licht das Dunkel des Verſtandes durchſtrahlt, wie ein feuriger Genius[1]), der Wärme und Leben in die kühle Sternennacht des begrifflich forſchenden Geiſtes bringt. Mitten in tiefſinniger Betrachtung vermag er ein unerwartetes Bild, eine dramatiſche Situation uns vorzuzaubern: Es iſt die Rede vom Soldaten, ſeinen Verdienſten, Ehren. Plötzlich erſteht ſeinem inneren Schauen die Geſtalt des gefallenen Helden: „Ja, da liegt er auf dem Bette der Ehren, des bleibenden Nachruhmes, des Verdienſtes! Tretet näher, Jünglinge! Ihr habt nicht immer einen ſolchen Anblick. Prägt euch die Bildung des wackeren Mannes tief ein[2])." An anderer Stelle ſpricht er von den Verdienſten des Heiligen, des duldſamen, liebevollen Förderers einer freiſinnigen Religionsauffaſſung. Tiefen Einblick gibt er in das Weſen eines ſolchen Mannes, verſenkt uns in ernſte Betrachtungen, in ruhiges Nachdenken. Doch werden wir mit eins herausgeriſſen, wenn als Kontraſtbeiſpiel der falſche Heilige, der Fanatiker, Schwärmer und Volksaufwiegler hinter einem jäh aufgeriſſenen Vorhang ſichtbar wird: „Siehe, er ziehet daher, das Schwert in der Hand; ſein Auge funkelt; ſeine Stirn glühet. Mit der Fackel zündet er die Götzentempel an; und mit dem Opfermeſſer tötet er die Götzenprieſter[3])."

1) V. W. I, S. 4. Er ruft den „Genius der Beiſpiele" an, ehe er ſein Werk beginnt. 2) V. W. I, S. 235. 3) ib. I, S. 238.

Abbt hat eine umfangreiche, in Fächern und Laden wohlgeordnete Beiſpielſammlung beſtändig zur Verfügung. Es iſt, als brauche er nur auf einen Knopf zu drücken, um das entſprechende Bild herausſpringen zu laſſen. Es handelt ſich dabei um einen wahren Raritätenkaſten; das allgemein Bekannte verſchmäht er. Die auf der Bühne des Lebens fungierenden Nebenrollen, deren Zweck es iſt, die Hauptcharaktere zu unterſtreichen, ſchiebt er aus dem Halbdunkel ihres oft geheimnisvollen Wirkens ins breite Licht des Vordergrundes. Leider hat er in dieſer Hinſicht verſäumt, die deutſchen Schriftſteller energiſcher auszubeuten[1]). Er hält ſich, wie ſchon geſagt, vornehmlich an die Antike und das Ausland.

Wie er ſein Gedankengebäude durch ſprechende Gemälde eindrucksvoller zu geſtalten verſuchte, ſo ſollte das eigentliche Gerüſt, die Sprache, ein abgerundetes, klargegliedertes Ganze vorſtellen. An fremder Schreibart ſuchte er ſeinen Stil zu bilden. Die deutſche Sprache ſchien ihm zu weitſchweifig. Nach Kürze und Schärfe des Ausdrucks, nach jener lebendigen, dem Unterhaltungston ſich nähernden, natürlichen Schreibart ſtrebte er, die Leſſing an den Franzoſen erkannt und außer etwa Liscow als erſter in Deutſchland eingeführt hatte. Auch Abbt gehört, wie ſie, in die Reihe deutſcher Schriftſteller, die den Kampf um eine kernige, geſunde Proſa geführt haben, ein Gefecht, das ſchon Gottſched, den Barockſchwulſt der Lohenſtein und Hoffmannswaldau verwerfend, im ſchüchtern aufflammenden Vorpoſtenfeuer eröffnet hatte. Und doch blieben nicht nur Gottſched, ſondern auch Haller, Bodmer und Breitinger, die poetiſch Schwungvollen, als Proſaiker ſchleppend und altertümlich; nicht weniger Gellert, deſſen ermüdende, pedantiſch weitſchweifige Schreibart von Abbt mit Recht getadelt wurde. Erſt Leſſing, die Tradition der klar dahinfließenden Sprache Liscows wieder aufnehmend, ſchuf in der Friſche und

1) Dies macht ihm auch die Klotziſche Bibliothek, Halle 1768, 3. Stück, S. 107 ff., zum Vorwurf.

Präziſion ſeines dramatiſchen Proſadialogs die erſehnte Feinheit, Schlichtheit und Natürlichkeit der Sprache.

Abbt aber geht weiter; die rationaliſtiſche Tendenz des Einfach-durchſichtigen genügt ihm nicht mehr; zwar haſcht er nach der Kürze des Tacitus, nach franzöſiſcher Munterkeit, nach knappſter Formulierung; ſeine Einbildungskraft aber verführt ihn zu phantaſtiſchem Farbenglanz, zu metaphoriſcher Umkleidung, wodurch er, wie Herder ſagt[1]), die Begriffe, ohne ſie klar auseinanderzulegen, „divinatoriſch ahnen läßt".

So beanſprucht er außer dem Denken die lebhafteſte Mitempfindung, das innerliche Sichanſchmiegen ſeiner Leſer, eine Forderung, die die „entſeelten Kunſtrichter"[2]) der damaligen Zeit mißbilligten. Den Freunden Mendelsſohn und Nicolai, die ganz auf Leſſing fußten, ſchien ſein Stil gezwungen, dunkel, affektiert[3]).

Der eigene Vater rügt die undeutliche, nur den Gelehrten zugängliche Ausdrucksweiſe des Sohnes[4]), und Möſer ſteht nicht an, ein gewiſſes Pretiöſentum auch in der mündlichen Formulierung von Abbts Gedanken zu erblicken. Es iſt daher, wenn die von Dämmerung magiſch umſchatteten Ideen Abbts oft unbegrenzt, geſtaltlos vor uns aufragen, hie und da ein mühſames Taſten und Suchen erforderlich, um klar zu wiſſen, was gedacht oder gefühlt wurde[5]). Abbt iſt trotz ſeiner Empfänglichkeit für reales Leben dennoch hie und da auch wieder ſpekulativer Geiſt. Das zeigt ſich wenigſtens in ſeiner Schreibart. Nicht wie Leſſing geht er vor, der die Wahrheit von vornherein klar vor

1) S. W S. II, S. 291. 2) ib. II, S. 291. 3) V. W. III, S. 170. 4) Vgl. Brief von Abbts Vater an Nicolai vom 18. Dez. 1767 (Ungedruckter Briefwechſel Nicolais). 5) Der Anſicht Philippis (Die Kunſt der Rede, Leipz. 1896) kann ich daher nicht zuſtimmen. Es heißt darin: „Ueberflüſſigen oder gar die Deutlichkeit verdunkelnden Schmuck treffen wir nicht bei ihm . . ." S. 124. „Durch den einfachen Bau der Sätze ſieht man die Gedanken klar auf dem Grund liegen. Einzelne gram. Inkorrektheiten hängen mit der Zeit zuſammen." S. 125.

Augen ſieht und nur den kürzeſten Weg zu ihr hin ſucht, ſondern induktiv baut er Schluß auf Schluß, ſpürt wie im geiſtigen Schauen nach einem Reſultat, das er wie eine Helle im Finſtern plötzlich ertappt, die man mit ihm ahnen, mit ihm entdecken muß. Zu einem einheitlichen Stil iſt er niemals gelangt. Zu ſehr band er ſich an fremde Muſter, in die er ſich intenſiv, mit ſolcher Erfaſſung ihrer Eigenart hineinlas, daß unwillkürlich neue Ausdrücke, Bilder, Wendungen in ſeine Rede hineinſtrömten, aus denen er aber bei der Fülle des täglich Neuaufgenommenen Unbrauchbares, Unkünſtleriſches und ihm Weſensfremdes nicht ſchnell genug ſcheiden konnte. Teils arbeitete er ſchwunghaft, wie ein Rad, das ſich treiben läßt, teils auch wie in gewiſſer Hemmung, ſtändig bedroht von der ſchulmeiſterlichen Zuchtrute ſeiner Freunde. Verſtand und Herz ringen miteinander in unausgeſetztem Kampfe. Der rationaliſtiſche Zeitgeſchmack verlangt kälteſte Logik, unverblümteſte Klarheit; ſein eigenes, oft leidenſchaftlich erregtes Innere ſucht Farben und Töne, die begeiſtern, entzünden, hinreißen. Um das zu erreichen, greift er zu Metaphern[1]), die er der ganzen, ihm zugänglichen Erſcheinungswelt, wie ſie in Blumen und Bäumen, in Licht und Sonne, in allen Formen des menſchlichen und tieriſchen Lebens ihn umflutet, entnimmt. Doch ſind die Naturbilder Abbts nicht aus unmittelbarer Anſchauung herausgeboren. Als feſtſtehende Typen übernimmt er ſie vielfach von der literariſchen Vergangenheit. Neben den Metaphern charakteriſiert ſich ſeine Sprache durch Antitheſen, durch malende Epitheta, durch eigenartige Wort- und Satzverknüpfung, durch plötzlichen Abbruch innerhalb der Rede, durch Ausrufe und Fragen, die ein beſtändig in Bewegung befindliches, hochtemperiertes Innenleben verraten.

Nicht nur die Wortverknüpfung, auch der Sprachſchatz Abbts

1) Herder ſagt von ihm, daß er nach Art der Griechen „Bilder gibt ſtatt in Bildern zu reden", d. h. nicht alles ſelbſt ausdrückt, ſondern vorausſetzen und hinzudenken läßt. Vgl. S. W. S. II, S. 278.

als ſolcher iſt eigenartig, ſetzt ſchöpferiſche Tätigkeit voraus. So gräbt er längſt verſchüttete Archaismen aus den Trümmern früherer Sprachdenkmäler auf und leiſtet, über die vorſichtigen Aufklärer hinwegſchreitend, eine Vorarbeit für die Romantiker. Unerſchrocken geht er aber auch zur Bildung neuer Wörter über, die bei den Freunden Anſtoß erregten, wie der dem franzöſiſchen Sentiment entſprechende Ausdruck Empfund[1]). Mendelsſohn und Nicolai ſind unbarmherzig mit der kritiſchen Axt in ſeinen ſprachlichen Neubau hineingefahren, um fremd ausſehende, ſeltſam geformte Steine abzuhauen[2]). Viele dieſer ſelbſtgeſchaffenen, markigen, mit Blut und Leben getränkten Wortgebilde aber ſind erhalten geblieben und in den ſtets bewegten, unaufhaltſam anſchwillenden Strom der deutſchen Sprache eingelaufen[3]).

Dadurch, daß Abbt die Sprache bildlich, plaſtiſch, anſchaulich geſtaltete, daß er zum Born des Sprachlebens, der volkstümlichen Ausdrucksweiſe ſich niederbeugte, war ſein Schrifttum fähig, auf breitere Maſſen zu wirken. Es zieht eine Entwicklungslinie von der nüchternen Verſtandesproſa Leſſings zu den in Tropen des Seelenlebens gereiften Feuerblumen der Schreibart Herders.

Abbt hat es nicht gewagt, die neue Bahn im freien Schwunge zu durcheilen. Aengſtlich horcht er auf die Stimmen der Kritik, ſieht ſeitwärts und rückwärts, verſtrickt ſich ſchließlich in ein buntes Gewebe ſprachlicher Figuren, das ſeinen Zeitgenoſſen rätſelhaft blieb. Erſt Herder hat die geniale Vorempfindung neuer

1) Vgl. B. W. III, S. 269, 273 ff., 284. 2) Mendelsſohn ſtrich im 1. Manuſkript des Werkes vom Verdienſt unter anderen die Wörter „ankindern, ausgebohren, Vermämlichung". 3) Bemerkenswerte, durch Abbt in die Sprache hineingekommene Ausdrücke ſind: Wohlhabenheit, das Wohlhergebrachte, Leiſtimme, Streifkruppen, Taubeneinfalt, vor allem der aus der Zeit literariſcher Plänkeleien unmittelbar erwachſende Ausdruck: Kunſtrichterſeele. Vgl. Geißler: Ueber die Schriftſtellertätigkeit Th. Abbts. Breslau 1852. Beck: Der Stil Th. Abbts, Greifsw. 1914, S. 55 ff. Das von Pentzhorn als Neubildung angegebene Wort Handelseingeborener findet ſich ſchon in den Geſetzen Fr. Wilhelms I. Beck, S. 55.

Rede bei ihm wahrgenommen und ſein Verdienſt ins rechte Licht gerückt[1]).

3. Die Tat

Das Werk vom Verdienſt war beendet. Es trug Abbts Namen in weite Gaue ſeines Vaterlandes.

Kaum freute ihn der über ſein Erwarten weit geſteigerte Erfolg, die Wirkung, die das Buch auf arm und reich, Volk und Gelehrte ausübte. Was half ihm ſeine ganze Schriftſtellerei, wenn er ſie nicht in Leben umſetzen, vom Wort zur Tat übergehen konnte? Solang er ſchreibend ſitzt vor dem mit Buch und Tintenfaß beſchwerten Pult, iſt er, wie warm ſein Herz auch ſchlägt für alles Menſchliche, der eingeſchloſſene, an ſich allein verwieſene, bald fühlende, bald denkende Geſtalter. Das kann ihn aber nicht dauernd befriedigen. Nach draußen drängt es ihn; im Sonnenbrand des freien Feldes will er, ein Arbeiter im Dienſt der Menſchheit, vor harten Pflug geſpannt ſein. Die Tat nur wird ſein ganzes literariſches Schaffen krönen, das ſeine letzte Wahrheit erſt durch ſie beweiſen kann, durch endgültige Abkehr von dem bisherigen, zum größten Teil in Studierzimmern und Hörſälen zugebrachten Leben. Noch aber iſt er in der drückenden Schulluft der Univerſität, die ihm ſein Leben unerträglich macht. Sein ganzes Schaffen droht ins Stocken zu geraten. Er hat in Rinteln keine Ruhe mehr. Es treibt ihn in die nächſte Umgebung. Bald iſt es Osnabrück[2]), wo er ſich in dem gaſtfreundlichen Hauſe Möſers aufhält, bald zieht es ihn nach Pyrmont, zu Gleim, der ſich zu einer Kur dorthin begeben hatte. Bei Gleim, dem väterlich ſorgenden Vormund werdender Poeten, wird Abbt ein wenig aufgefriſcht; da atmet er Berliner Geiſt, da ſind Perſönlichkeiten, die ihm die früheren Beziehungen zur Hauptſtadt von neuem in lebendige und doch nur wehmütige Erinnerung

1) Vgl. den Schluß: „Der Torſo von einem Denkmal". 2) V. W. III, S. 289.

bringen[1]). Gern wäre er persönlich nach Berlin geeilt, um mit den Freunden über seine Zukunft zu beraten, denn es bieten sich ihm Aussichten, von Rinteln fortzukommen[2]). Doch wird der Reiseplan wieder zunichte; die Kosten scheut er und die Bitte um Urlaub; und schließlich schreckt ihn auch im voraus der Gedanke an die bittere Rückkehr zu seinem Verbannungsort. Da bleiben will er aber unter keinen Umständen, ebensowenig zieht es ihn zu anderen Universitäten, nach denen er nicht „die Hand umwenden"[3]) möchte. Immer stärker sehnt er sich nach freier, praktischer Wirksamkeit, nach einem unabhängigen Beruf. Intensiv wirft er sich auf das juristische Studium, die Kameralwissenschaften, um einmal einen sozialen Posten bekleiden zu können. Rinteln wird ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Ein Höchstmaß langsamen Hinopferns an eine Tätigkeit, die nicht zusagt, scheint erreicht. Die beengende Hülle, in die sein Dasein eingespannt ist, muß gesprengt werden, wenn sein Lebensmut nicht ganz und gar ersticken soll. Immer ungeduldiger wartet Abbt auf Erlösung.

Da wird eines Tages ganz Rinteln durch ein unerwartetes Ereignis in Aufregung versetzt. An einem Junimorgen des Jahres 1765 zeigt sich in den Straßen der Stadt eine hochherrschaftliche sechsspännige Kutsche, die, von den neugierigen Blicken der Bewohner verfolgt, zu ihrem größten Erstaunen vorm Hause des siebenundzwanzigjährigen Mathematikprofessors Thomas Abbt anhält. Heraus tritt ein Mann von langer Gestalt, abgehärtet, wie von Gram verzehrt und doch menschenfreundlich, sanftmütig, eine Erscheinung, die einen mehr nachlässigen als gepflegten, in ihrem seltsamen Anzug fast lächerlichen Eindruck macht, und unter der doch kein geringerer als ein regierender

1) W. W. V, S. 120. 2) Der württembergische zukünftige Regent gedachte ihn an seinen Hof zu ziehen. Vgl. W. W. III, S. 237. Auch Iselin bot ihm eine Stelle als Archivar in Basel an. 3) W. W. III, S. 239.

Fürſt, der Graf Wilhelm zu Lippe, ſeßhaft in Bückeburg, zu ſuchen war. Der begab ſich in die Wohnung Abbts, um den jungen Gelehrten zu einer Unterredung nach Bückeburg zu bitten; und ſo verſchwand ſchon bald das prächtige Gefährt wieder aus Rinteln, ohne daß ein Menſch ſich denken konnte, was zwiſchen den beiden Inſaſſen desſelben weiter vor ſich gehen würde. Dieſer Graf, übrigens einer der erſten Dichtermäzenaten in Deutſchland, der ſich herabgelaſſen hatte, einen einfachen Kleinſtadtprofeſſor an ſeinen Hof zu laden, war in ſeinem ganzen inneren und äußeren Weſen ein Sonderling. Von Jugend auf begeiſtert für die Wiſſenſchaft, hatte er eine gelehrte Ausbildung erhalten und ſich mit den Philoſophen der Zeit, namentlich den neueren Engländern, vertraut gemacht. Da er den größten Teil ſeiner Erziehung in Genf genoſſen hatte, war er der franzöſiſchen Sprache mächtig, in der er ſich auch fernerhin am liebſten unterhielt, obwohl er auch im Deutſchen einen feſten und männlichen Stil in der Gewalt hatte. Unter dem eingehenden Studium ſeiner Regierungsgeſchäfte, der Geſchichte und Literatur hatte er aber das Eindringen in die Verhältniſſe des Alltags nicht außer acht gelaſſen. Er liebte es, Menſchen zu beobachten, Charaktere zu ergründen und zu bilden; ſein eigenes Selbſt aber war ihm das heiligſte Erziehungsobjekt. Nicht nur innerlich ſtraffte er ſeinen Geiſt zu energiſchem, tatkräftigem Wollen, auch ſeinen Körper trainierte er in faſt asketiſcher Selbſtzucht, indem er harte, oftmals mit Gefahr verbundene Leibesübungen vornahm. Durch ſolche, gegen ſich ſelbſt geführte Gewalt erhielt er ein knöchernes, faſt ſpitziges Ausſehen, das an die Hohlheit mittelalterlicher Mönchsgeſichter mahnte, die dennoch aus tiefliegenden, ſchwermütigen Blicken eine eigene, überirdiſche Schönheit ausſtrahlen, wie auch dem Grafen, ſo ſcheu ſie ſich immer verbergen mochte, „die feinſte griechiſche Seele in einem weſtfäliſchen Körper“[1]) ſchlummerte. Länaſt hatte dieſer geiſtvolle, hochkultivierte

1) B. W. VI; Mendelsſohn, Anmerkungen, S. 8,.

Fürſt ſich nach einem Menſchen umgeſehen, der, mit der Bildung eines Gelehrten und dem praktiſchen Sinn des Bürgers ausgerüſtet, ſeine eigenen wiſſenſchaftlichen Intereſſen mit ihm teilen und gleichzeitig ihn in der Verwaltung des Landes unterſtützen könnte. Da las er Abbts Buch „Vom Verdienſt", und ſofort wurde ihm klar, daß dieſe doppelte Begabung, die er ſuchte, in dem Verfaſſer ſtecken müſſe, und ſo war ſein Beſuch in Rinteln und das plötzliche Fortführen Abbts, das die braven Bürger der Stadt ſich nicht erklären konnten, zuſtande gekommen.

Aus der dreiſtündigen Unterhaltung, die an dem genannten Tage zwiſchen den beiden neu befreundeten Menſchen gepflogen wurde, kehrt Abbt mit großer Befriedigung in ſein Heim zurück, empfand er doch mit ſtarkem Glücksgefühl, daß jener Graf, der ihn zum Berater ſeiner Regierung und zum Freund ſeines Hauſes ernennen wollte, durch alles, was er tat und redete, verwandte Saiten in ihm anklingen ließ. Seine Menſchenkenntnis erſtaunte ihn; die großen Ideen und die Beleſenheit des Grafen nötigten ihm gleich bei dieſem erſten Zuſammentreffen Bewunderung ab. Das waren andere Geſpräche, als er ſie bisher in Rinteln geführt hatte! Da war Witz und Tiefſinn, reales und philoſophiſches Wiſſen miteinander vereint. Vorbei war plötzlich alle Zukunftsangſt, das Heimweh Abbts nach neuem Tun und neuen Menſchen.

Von dem Augenblick an, da er mit dem Grafen ein erſtes Wort des Verſtändniſſes gewechſelt hatte, werden alle anderen, von Rinteln aus angeknüpften Beziehungen zwecks Stellungsänderung mit einem Schlage abgebrochen. Die an ihn ergangenen Rufe nach Halle und Marburg vermögen ihn auch nicht eine Minute zum Schwanken zu bringen. Den Freunden in Berlin wird kurz und bündig mitgeteilt, daß er, der lange genug als Sklave bei einem armen Schneider gedient habe, künftig an der Tafel des Janitſcharen-Aga ſpeiſen werde[1]). Sie, die wenig er-

1) Vgl. B. W. III, S. 380.

baut von der hofmänniſchen Miene Abbts ſind, warnen ihn, wie auch Möſer, vor dem Umgang mit hohen Herrn, deren Liebe gefährlich ſei. Abbt aber ließ ſich, im Widerſpruch zu ſeiner ſonſt ſo zagenden Natur, durch nichts beirren, ein Beweis, daß ſein wahrhaft eingeborener Beruf war, unter Menſchen zu ſein und für Menſchen zu wirken.

So ſicher war mit einemmal ſein Zielbewußtſein, die Ueberzeugung vom rechten Wege, daß alle früheren Zweifel, alle Mahnungen der Freunde in den Wind geſchlagen wurden und ſelbſt dem Gedanken einer fortan dauernden Trennung von ihnen kein Spielraum blieb. Jeder Unmut, jedes Mißtrauen gegen ſich ſelbſt verflog wie fortgeſcheucht von einem Zauberſtabe.

So ſchloſſen ſich die Tore des Rintelner Gefängniſſes hinter Abbt, der, von neuer Lebenskraft beſeelt, von Zukunftshoffnung geſchwellt, am 3. Dezember 1765 auszog, um zu glückbringendem Schaffen ſich in Bückeburg an der Seite des Grafen niederzulaſſen. Bald ſchon iſt er, der den bombaſtiſchen Titel eines „Gräflich-Schaumburg-Lippiſchen Hof-, Regierungs- und Konſiſtorialrat und Patronus Scholarum" führt, in die engeren Aufgaben ſeines Amtes, die umſichtigen Verſtand, klare Einſicht in die Verhältniſſe und nicht geringe Lebensklugheit erfordern, eingeweiht. Der Graf ſtellte ihn mit einer Fülle von Geſchäften mitten drin ins Leben. Da kann er endlich alles, was bisher in ſeinen Büchern ſtand, verwirklichen, die toten Buchſtaben gleichſam loslöſen vom Papier und ſie als ſamentragende, lebendige Kräfte ins All ſchleudern. Der ſchwer an ihm herunterhängende, grau in grau getönte Scholarenmantel iſt vertauſcht mit dem anmutig ihn umhüllenden, leicht verzierten und doch nicht überladenen Hofkleid, das vornehm genug iſt, ſeinen Träger würdig einem Fürſten an die Seite zu ſtellen und nicht die gediegene Schlichtheit vermiſſen läßt, die ihn harmoniſch in die Tafelrunde einer Volksgemeinſchaft einreiht. Hoch und niedrig, beiden Menſchenklaſſen muß er gerecht werden. Der letzteren beſonders widmet er als Schul-

mann teilnehmendſte Aufmerkſamkeit. Jetzt braucht er nicht mehr bloße Schemen aufzuſtellen, nur Pläne zu machen, er kann hineingehen, ſehen, wie gelernt, gearbeitet wird, kann tauſend Kleinigkeiten, die dem Gelehrten entgingen, mit einem Blick überſchauen, hie und da in kurzer Weiſung Mißſtände beſeitigen und nach und nach die längſt von ihm entworfenen Reformen durchführen. Das ganze bürgerliche Leben wird deutlicher als je an ſeinem Geiſt vorüberziehen. Er kann es wie mit Händen greifen, ſich in den einzelnen, konkreten Fall hineinverſetzen, dem Bedürftigen helfen, dem Irrenden raten, die unbotmäßige Gewalt zurückdrängen, verletztes Recht heilen. Daneben wird er ſorgen für die Wohlfahrt ganzer Ortſchaften, für Wahrung alter Sitten und gleichzeitige Uebernahme moderner, Verkehr und Geiſtesaustauſch erleichternder Einrichtungen. Und wie er einſt geſchildert, daß über allem Wirken ein Hauch der Gottesnähe ſchweben, der Prediger ſeine Hand darüber ausbreiten muß, ſo wird er auch in ſeiner Eigenſchaft als Konſiſtorialrat den religiöſen Sinn der Bürger ausbilden, das Wort des Predigers belauſchen, der, lebendig wirkend, all ſein Schaffen letzten Endes tragen muß. Daneben wird er es nicht vermeiden können, auch noch ſchriftſtelleriſch tätig zu ſein, doch nur in Mußeſtunden, wodurch ſein Schrifttum einerſeits durch die Freiheit ungebundenen Schöpfertums geadelt, andrerſeits aber auch beſchnitten und dem bitteren Zwang der mühſam nur ſich abgekauften Zeitſpanne unterworfen wird.

Doch trägt er die als Hemmnis ihm erſcheinenden Pflichten ſeiner neuen Stellung ebenſo freudig wie die glückbringenden, weil alles, was er tut, ein Werk der Liebe iſt, aus wunderbarer Sympathie geboren für den Fürſten, deſſen Angelegenheiten, geiſtige und materielle — denn er muß „um die Rezeſſe des Hauſes" ſich kümmern —, ihm wie Sorge für ein Kind am Herzen liegen. So befriedigt ihn im tiefſten Grunde mehr faſt als die Tätigkeit nach außen der vertrauliche Umgang mit dem Grafen,

die tiefe Berührung der Seelen, die zarte Freundesliebe, die ſich auf inniges geiſtiges Einsſein gründete. Stundenlang ſind die beiden Männer gemeinſam in tiefes Nachdenken verſunken, beſchäftigt mit den Lieblingsphiloſophen Abbts, den Locke und Shaftesbury, zu denen, vom Grafen ſelbſt in lautem Pathos rezitiert, ſich ein noch Größerer, Sinn und Seele Zwingender geſellt: Shakeſpeare, der den beiden da, die Welt und Menſchheit lieben, zeigt, wie Vernunft und Leidenſchaft, Verachtung, Haß und Liebe ewig wechſelnd ſich erzeugen, wie Menſchenwollen, Menſchenſchickſal vom Rad des Weltgetriebes jäh ergriffen wird. Und nachts, wenn aller Lärm des Tages ruht, und nichts als ſchweigende Unendlichkeit aus klaren, kalten Sternenaugen ſpricht, ſchwingt ſich ihr Geiſt in ferne Höhen auf, wo wie von leiſen Schleiern auch der wie Feuer glänzende Meteor umhüllt ſcheint. Da fragen ſie, wie feſt ſie auch im Diesſeits Wurzel faßten, voll Sehnſucht nach den letzten Rätſeln alles Seins, nach Tod und Jenſeits, Freiheit, Auferſtehung, und Abbt, der ſo das Innerſte des Grafen aufgeſchloſſen ſieht, der ſich am feinſten Tauglanz ſeiner Seele labt, muß ſtaunend feſtſtellen, daß dieſer Mann, der in dem wetterfeſten knorrigen Gehäuſe ſeines Leibes ein feinempfindendes Herz birgt, dennoch ſein „eigentliches Handwerk, die Kriegskunſt, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ſtudiert hat“[1]). Um ſo mehr, um ſo bewundernder liebt er dieſen ſeltſamen Mann, wünſcht er, wie er ſich in einem Brief an Blum äußert, ſein Leben für ihn hinzugeben[2]). Leicht war es trotz allem nicht, ſich in die Eigenſchaften dieſes Mannes einzuleben, in Launen, Wunderlichkeiten, von denen er bei aller Güte, bei aller inneren Kultur nicht frei war. Abbt verſtand es, ſich den gezierten Manieren des Grafen, der ſtarren Etikette des Hoflebens ſtill und ſelbſtlos anzuſchmiegen, band er ſelbſt doch bei aller Innerlichkeit ſich ſtreng an die äußere Form, wiederholte ſich doch in ihm ſelbſt jene eigentümliche Kombination von keu-

1) B. W. III, S. 376. 2) ib. V, S. 124.

ſcher Verſchwiegenheit und plötzlicher Gemütsaufwallung, die einen Menſchen, wenn er nicht auf ſeinesgleichen ſtößt, in ſtändige Gefahr des Mißverſtandenwerdens ſtürzt. Auch mit der Gemahlin des Grafen, einer feinſinnigen, klugen, anmutig-hingebenden Frau, kam Abbt nicht ſelten in Berührung, und auch ſie wußte ihn als „braven und würdigen Mann von außerordentlichen und ſeltenen Gaben zu ſchätzen“[1]).

Kein größeres Glück, kein liebevolleres Verſtändnis, kein geeigneterer Wirkungskreis hätte Abbt alſo zuteil werden können.

So jung er war, er fühlte ſich damals mit knappen ſiebenundzwanzig Jahren auf einem Gipfel, über den es kein Hinaus zu geben ſchien. Endlich war ihm die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemein erſtrebte Hofſtellung mit praktiſcher Tätigkeit geworden, die, wenn auch in anderer Form, zehn Jahre ſpäter, nach ſturmbewegten Zeiten des Suchens, ſich Goethe errang. Bei beiden haben wir denſelben Drang nach Fürſtengunſt, nach der Mitte des Lebens, nach Umſetzung des Denkens in Handeln.

Und doch — welch ein Unterſchied zwiſchen Weimar und Bückeburg! Dort herrſcht Geſelligkeit, Uebermut, unbezwingbarer Frohſinn. Hier fordert man den ganzen Ernſt einer Weltanſchauung, die volle Reife ſittlich praktiſchen Tuns.

Trotz der Amtspflichten und der freundſchaftlichen Dienſtleiſtungen dem Grafen gegenüber fand Abbt noch Muße, ſeinen Schriftſtellerarbeiten ſich zu widmen. In der erſten Bückeburger Zeit ſtanden ſie noch ganz unter dem Einfluß früherer Eindrücke und Perſönlichkeiten, wurden aber mehr und mehr von den beſonderen Wünſchen des Grafen abhängig. Faſt alles, was Abbt in dieſen letzten Jahren ſeines Lebens, in denen er mit beiden Füßen in der Welt der Wirklichkeit ſtand, geſchrieben hat, dreht ſich um die Wiſſenſchaft des Menſchen, die Geſchichte. Schon

1) Acta Vol. II (die Bezeichnung nach Claus) aus dem Nachlaß Abbts in Bückeburg.

zu Ende seines Rintelner Aufenthaltes hatte er sich, wie schon gezeigt, angeregt durch Möser, eingehender mit den kulturellen Verhältnissen der verschiedenen Zeiten befaßt, die lebendige Wechselwirkung von Politik, Gesellschaft, Sitte und Bildung zu ergründen gesucht. Außerdem war ihm durch Vertiefung in Hume und Voltaire, die ihn die innere Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Werdens lehrten, der Begriff des historischen Pragmatismus aufgegangen. Was er aber von deutschen Geschichtsdarstellungen vorfand, war nichts als weitschichtigste Aneinanderreihung von Tatsachen, trockene Polyhistorie. Hie und da nur wurde der Versuch gemacht, die wissenschaftlichen und gewerblichen Zustände, die Geschichte des Glaubens und der Sitte mit in die Betrachtung einzubeziehen. In dieser Richtung war der Göttinger Geschichtsprofessor Joh. Christ. Gatterer vorgegangen, der als einer der ersten in Deutschland das Studium geschichtlicher Quellen betrieb, der in völlig neuer Weise die geschichtlichen Hilfswissenschaften, Geographie, Statistik, Diplomatik berücksichtigte, neue Staaten in den Vordergrund des Interesses stellte und, da er aufs Große und Ganze der Menschheit seinen Blick richtete, die gesamten Ergebnisse dieser Forschungen in einem umfangreichen, von seinen Schülern fortgesetzten Werk: „Der allgemeinen Welthistorie" herausgab.

Durch seinen Vetter Dr. Miller war Abbt auf die gewaltige Geschichtskompilation Gatterers aufmerksam gemacht und von ihm aufgefordert worden, einen Auszug aus diesem Werke zu liefern. Mochte Abbt auch noch so dringend wünschen, seine Studien über Geschichtsschreibung zu einer eigenen Geschichtsdarstellung zu verwerten, so ging er doch an die von dem früheren Lehrer gestellte Aufgabe mit wenig Freude heran, denn ihm, dem Schüler Montesquieus, Voltaires und Robertsons, konnte es nicht verborgen bleiben, daß Gatterer trotz besten Wollens über die äußerliche Nebeneinanderstellung von Ereignissen nicht hin-

ausgekommen war. Er ſelbſt ſuchte deshalb zu einer inneren Gliederung der Geſchehniſſe dadurch zu gelangen, daß er die ganze Geſchichte von einem gewiſſen Projektionspunkt aus betrachtete, nämlich, wie ſie ſich in ihrem Verhältnis zu Europa entwickelt habe. Dieſen Grundgedanken ſeiner Darſtellung führte er in einem beſonderen, die Vorrede des Werkes bildenden Plan aus, der mit dem erſten Band des Auszuges aus Gatterer, dem einzigen, der überhaupt vollendet wurde, im Jahre 1766 in Bückeburg in Druck erſchien[1]). So hat Abbt in ſeiner Arbeit nichts weiter ausgeführt als die älteſten Zeiten der Menſchheitsgeſchichte aller Völker, die er nicht als Hiſtoriker, ſondern auch als Pſychologe und Theologe behandelt. Pſychologiſche Einſtellung zeigen die Aeußerungen über die Anfänge der Sprache[2]). Die ſchon aus früheren Schriften bekannte theologiſche Streitfahne pflanzt er wieder auf bei einem Feldzug gegen die heiligen Väter des alten Teſtamentes, die Patriarchen, die er in ihrer nackten hiſtoriſchen Bedingtheit, in ihrem arabiſchen Beduinendaſein uns vor Augen ſtellt, um der über dieſe Zeit ſich verbreitenden poetiſchen Phantaſie und Schwärmerei die Zügel der geſunden Vernunft anzulegen. Wenn Abbt ſchon in Rinteln an dieſer mühſamen, aus einem fremden Werke zuſammengetragenen Stofffſammlung nur ungern gearbeitet hatte, ſo verlor er die Luſt dazu erſt recht in Bückeburg, wo er geſchichtliches Geſchehen, und ſei es in einem nur winzigen Ausſchnitt aus dem Ganzen, unmittelbar erlebte, wo ihm zu eigenen Beobachtungen der Wirklichkeit Gelegenheit in weit größerem Maße als in Rinteln gewährt wurde. So nahm er auch von einer andern, in Rinteln begonnenen hiſtoriſchen Arbeit, den „Vorbereitungen

1) Der vollſtändige Titel lautet: Th. Abbt: Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes, ſoweit ſelbige in Europa bekannt worden. Vom Anfange der Welt bis auf unſere Zeiten. Alte Hiſtorie 1. Bd., Halle 1766. Gebauer. Im folgenden Jahre 1767 erſchien das Werk noch einmal mit einer Vorrede Millers. 2) Näheres im 2. Kapitel, S. 107.

zur Geſchichte", worunter er methodiſche Vorſtudien verſteht, wieder Abſtand[1]).

Fruchtbarer als die unbeholfenen Verſuche der Deutſchen dünkte ihn von jeher für den Ausbau der ganzen Geſchichtswiſſenſchaft die gründliche Kenntnis guter Hiſtoriker, aus denen man erſt Material und Werkzeug für die eigene Arbeit borgen müſſe. Wie er ſchon früher verſucht hatte, den Tacitus durch eine Ueberſetzung erneut auszugraben, ſo ging er jetzt an den Salluſt, und verdolmetſchte ſeinen Zeitgenoſſen die Verſchwörung des Catilina, ein Unternehmen, bei dem er allerdings außer dem hiſtoriſchen Intereſſe auch ein ſpezifiſch ſprachliches verfolgte, indem er durch die Anlehnung an den gedrungenen, feſten Satzbau der Lateiner auch in die deutſche Sprache eine zähere Kohäſion der einzelnen Elemente zu bringen gedachte. Schon in Rinteln hatte er die genannte Catilinaüberſetzung begonnen, begab ſich aber erſt mit rechtem Eifer an die Arbeit, als ſein Gönner, der Graf, davon Kenntnis genommen und ſich zufriedenſtellend über die Idee und den Anfang der Schrift geäußert hatte. Um ſo mehr fühlte ſich Abbt durch dieſes Lob geſchmeichelt, da es aus dem Munde eines Mannes kam, der mit den alten Klaſſikern vorzüglich vertraut war, und er beſchloß, trotz Nicolais und Men-

1) In ſeinen Briefen an Scheffner beſchäftigt Herder ſich mit dieſem Werke Abbts, in dem er nur hinſichtlich der Verknüpfung der Perioden etwas von ſeinem Geiſt ſieht, im übrigen aber findet, daß er die Geſchichte zu perſönlich behandle und damit Scheffners Urteil unterzeichnet: „Ich denke, daß er (Abbt) zum Hiſtoriograph zu viel Feuer und ein zu empfindliches Herz hat", vgl. Lb. I, S. 200, was vor allem wohl in den perſönlichen Angriffen auf ihm verhaßte, religiöſe Vorſtellungen zum Ausdruck kommt. Dagegen hebt Herder anerkennend hervor, daß Abbt der Geſchichte ſchon ein umfangreicheres Gebiet anweiſt und erinnert ſich an Abbts Werk im Reiſejournal, wenn er den Begriff der Hiſtorie auf die Geſamtentfaltung des menſchlichen Geiſtes ausdehnt und eine Geſchichte fordert, die alles nur aufs Ganze der Menſchheit betrachtet, eine Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes, die „Abbt unternahm, aber nicht ausführte". S. W. S. IV, S. 379.

delsſohns wiederholtes Abmahnen[1]), dem Grafen dieſes Büchlein zuzueignen. Wenige Wochen nur hat Abbt auf dieſe Arbeit, die zu Oſtern 1766 herauskam[2]), verwandt, und ſo bezweifeln denn auch die Berliner Freunde, ob etwas Rechtes daraus werden könne. Nicolai meint ſogar, daß dieſes ganze Unterfangen, dem er Abbt nicht gewachſen glaubte, von der literariſchen Welt als ein Trotzbieten an alle andern Ueberſetzer aufgefaßt werden würde[3]), und ſicher hat er mit ſeinen Bremſungsverſuchen nicht unrecht gehabt, denn Abbt war tatſächlich nicht fähig, die kurzpointierte, prägnante Sprache Salluſts in ein geeignetes Deutſch zu übertragen. Sklaviſch hielt er ſich an die einzelnen Wendungen des Originals, ſo daß die von ihm komponierten deutſchen Satzgebilde einen oft verſtümmelten Eindruck machen.

Neben den ſchon in Rinteln begonnenen Werken vollendete Abbt in Bückeburg noch einige andere Schriften, die einer Aufforderung von ſeiten des Grafen ihr Entſtehen verdanken und im engſten Zuſammenhang mit der Geſchichte und Verwaltung des von ihm regierten Ländchens ſtanden. Der Graf, der nicht umſonſt einen tüchtigen Gelehrten und zünftigen Geſchichtsſchreiber an ſeinen Hof gezogen hatte, wollte ſich durch beſagten Hiſtoriker auch eine Genealogie ſeines Hauſes verſchaffen. So brachte Abbt „die Nachrichten vom Schaumburg-Lippiſchen Edlen Stamme" heraus[4]), eine vom Mittelalter bis zum Weſtfäliſchen Frieden ſich erſtreckende Geſchichte der Vorfahren des Fürſten, die aber über den Rahmen einer bloßen Chronologie nicht weſentlich hinausging.

Unmittelbar aus der amtlichen Tätigkeit Abbts entſprang die andere, ſchon angedeutete Arbeit zur Verwaltung des Landes, „die Verordnung für Schulen zur Erziehung

1) B. W. III, S. 380 ff. 2) Nicht in die B. W. aufgenommen; genauer Titel: Saluſtius, Von der Zuſammenrottung des Catilina. Stadthagen 1766. Mit 2 Kupferbildniſſen u. 1 Monument. 3) B. W. III, S. 383. 4) ib. V, S. 25—42.

des Bürgers"[1]), eigentlich nichts weiter als der Erlaß eines in der Person Abbts vereinigten schaumburg-lippischen Kultusministeriums, eine Schrift, in der im großen und ganzen die Gedanken wiederholt werden, die Abbt schon in seiner ersten pädagogischen Abhandlung in Halle formuliert hatte.

Trotz dieser mehr pflichtmäßigen Schriftstellerei und der ausgedehnten Berufstätigkeit, wodurch Abbts Zeit beträchtlich in Anspruch genommen wurde, reiften in ihm noch neue, seinen persönlichen Ideen entsprechende schriftstellerische Pläne, sämtlich historischen Charakters. Auffallend und doch verständlich ist es, daß er in dieser Zeit die schöngeistige Literatur vernachlässigte; man muß sich aber vergegenwärtigen, daß die Verbindung zu ihr sich notwendig in dem Maße lockerte, wie er den Berliner Freunden aus dem Gesichtskreis rückte. Wohl werden auch jetzt noch Briefe von und nach Berlin geschickt, Mitteilungen, aus denen erhellt, daß die zuletzt noch von Rinteln aus mit dem kritischen Richteramt der Hauptstadt geführte Debatte um das Buch „Vom Verdienst" insofern nicht zu Ende ist, als Abbt mit nochmaligen stilistischen Veränderungen[2]), aus denen die Freunde am liebsten eine völlige Umschmelzung gemacht hätten, sich abquält, doch ist sein tiefstes Interesse jetzt anderweitig verankert. Wiederum scheint die Geschichte ihn in ihren Bann zu ziehen. Von Justus Möser, dem eifrigen Bewunderer altheimischen deutschen Lebens, hat er in einer Zeit, der der Gedanke einer Reichseinheit im Sinne des mittelalterlichen Kaisertums ferner lag als irgendeine sonstige politische Vorstellung, die ihr ganzes Augenmerk auf den jung aufblühenden preußischen Staat richtete und die Trennung von Nord und Süd mit jedem politischen Federzug noch unterstrich, in einer solchen Zeit hat er von dem die früheren deutschen Zustände wieder herbeisehnenden Möser die Idee erhalten, einmal tiefer in die deutsche Reichsgeschichte einzudringen, Forschungen anzustellen, von denen er selbst

1) V. W. VI, S. 167—173. 2) Vergl. V. W. III, S. 399, 387.

ſagt, daß ihr Ergebnis „die erſte deutſche Schrift in dieſer Art" ſein müßte.

Und ebenſo wird ihm durch Möſer klargemacht, daß auch die braunſchweigiſche Geſchichte einer Unterſuchung bedürfe, die auseinanderſetzen müſſe, was die Braunſchweigiſchen für das Reich und was ſie für das Land und die Landſtädte getan hätten. Abbt ſah ein, daß die Arbeit gründliches Vorſtudium, vor allem genaueſte Kenntnis des deutſchen Rechtes erfordere, doch ſchreckte er vor Schwierigkeiten nicht zurück, da er ſich die Hoffnung vorſchmeichelte, auf dieſem Wege mit dem Könige von England, der auf die Abfaſſung des Werkes gedrungen hatte, in Verbindung zu kommen. Man ſieht, welch ſtolze Pläne ſich der einſtmals kleine Rintelner Profeſſor, nachdem er einmal Fürſtengunſt genoſſen, in den Kopf ſetzte. Weder dieſe, noch die vorher beſprochene hiſtoriſche Konzeption Abbts iſt ausgeführt worden. Das Bückeburger Hofleben war nicht geeignet, große einheitliche Produktionen zu erzeugen. Nicht mehr wie früher bewegte ſich Abbts Daſein im unveränderlichen, monotonen Rhythmus des Univerſitätsdienſtes: unruhig wogte es bald hierhin, bald dorthin. Die Regierungsangelegenheiten nötigten ihn zu kleinen Reiſen, zu Beſprechungen, Zuſammenkünften aller Art. Heute war es die Pflicht des Amtes, morgen die der Freundſchaft, die ihn in die Umgebung Bückeburgs lockte. Und doch iſt ihm damals trotz aller Zwangloſigkeit ſeiner Stellung, trotz des regen Verkehrs von und nach Bückeburg, der größte literariſche Zeitgenoſſe, der ihm auch in Berlin nicht unter die Augen gekommen war, Leſſing, obwohl er ſich im Sommer 1766 einige Wochen in Pyrmont aufhielt, entgangen. Täglich hoffte Abbt auf ſein Erſcheinen in Bückeburg, plante ſchon mit ihm eine Ausſprache über die ihn damals recht beängſtigende Catilinaüberſetzung, wartete mit „Tantalusqualen" auf die Ankunft des Erſehnten[1])

1) Ob Abbt ihn wirklich geſprochen hat, kann ich nicht wie Claus (Hiſtoriſch-Politiſche Anſchauungen Thomas Abbts; Leipzig, Diſſ. 1905, S. 10)

und wurde dennoch durch eine gemeinſame, mit dem Grafen unternommene Reiſe, von all dieſen Gedanken und Wünſchen wieder abgelenkt. Er war ſich mehr und mehr bewußt, wie ſehr ſein hoher Freund, mit dem er während zweier Monate in ländlicher Gegend ein beſchauliches Daſein in harmoniſchem Einverſtändnis führte, ſein tiefſtes Denken und Empfinden auszufüllen wußte, und darum widmete er ſich ausſchließlich dem fürſtlichen Gönner und ſchenkte ganz ihm ſeine Seele. Nur die Mußeſtunden galten ſeiner eigenſten Schriftſtellertätigkeit, die trotz mannigfacher Beſchränkung niemals völlig lahmgelegt wurde. Auch ſie ſollte nach Rückkehr von der erwähnten, der Ausſpannung und Erholung dienenden Reiſe, namentlich auf dem Felde der Geſchichte, weitere Triebe anſetzen; und ſicherlich wären die zuletzt beſprochenen Werke, außerdem eine noch mit Mendelsſohn geplante Shaftesburyüberſetzung zur Reife gekommen, wenn nicht der Tod den Achtundzwanzigjährigen, noch ehe im Hochſommer des Lebens die volle Frucht ſeines Schaffens ſich rundete, mitten aus ſeinem um Fürſten- und Volkswohl freudig ſich bewegenden Wirkungskreis plötzlich hinweggeriſſen hätte. Schon ſeit längerer Zeit hatte ſich bei Abbt ein Hämorrhoidalleiden gezeigt, deſſen Anfälle gegen Herbſt des Jahres 1766 immer häufiger auftraten, und eines Sonntags, da er morgens noch dem Gottesdienſt beigewohnt und die üblichen Beſuche in der Stadt und auf dem Schloß gemacht hatte, überfiel ihn bei der Mittagstafel eine ſolche Schwäche, daß der Graf, von aller Form ihn entbindend, ſeinen plötzlichen Aufbruch geſtattete. Doch tags

aus der von ihm ſchon angeführten Briefſtelle Mendelsſohns entnehmen, in der es heißt: „Warum ſchreiben Sie uns nicht, ob Sie ihn (Leſſing) geſprochen, daß Ihnen ſein offenes, feuriges Weſen gefallen? B. W. III, S. 396. Ich lege die Betonung auf das ob, nicht auf daß. Wäre die Zuſammenkunft tatſächlich erfolgt, ſo hätte Abbt den Freunden ſicher umgehend davon Mitteilung gemacht. — Oder ſollte er enttäuſcht geweſen ſein? — Sollte der Graf ihn derartig in Anſpruch nehmen, daß ſelbſt eines Leſſing nicht gedacht wird?

darauf erſt, am 3. November, legte Abbt, von übergroßer Mattigkeit gezwungen, ſich nieder und gegen Abend, nachdem er die furchtbarſten Zuckungen und Konvulſionen erduldet und trotz der verabreichten Arzneien, trotz der Hinzunahme verſchiedener Aerzte keine Beſſerung geſpürt hatte, löſte noch vor Mitternacht ſich ſeine Seele vom Leib. Als erſten erreichte die Trauernachricht den Grafen, der tiefbetrübt war und ſeinem jungen, ſo ſchnell dahingewelkten treuen Ratgeber die letzten Ehren mit dem Glanz des Fürſten und mit der Hingebung des Freundes zu erweiſen ſich mühte.

Ein pomphafter Begräbniszug, an dem der Adel des Landes, die Geiſtlichkeit und hohe Offiziere teilnahmen, bewegte ſich am Abend des 9. November zur Schloßkirche, wo eine, dem Verſtorbenen würdige, durch die Rede des Hofpredigers J. H. Cramer beſonders eindrucksvoll ſich geſtaltende Gedächtnisfeier abgehalten wurde, nach deren Ablauf man den Leichnam Abbts, des ſchlichten Gelehrten, des einfachen Bürgers, in der fürſtlichen Gruft beiſetzte. Der Graf aber, der dem toten Freunde weit über das Grab hinaus ſich verpflichtet fühlte, wollte die Liebe und Verehrung ſeines Herzens auch nach außen hin an den Tag legen, und heute noch fällt dem Fremdling, der ſich in die Bückeburgiſche Schloßkirche hineinverirrt, eine marmorleuchtende Gedenktafel auf, deren Inſchrift[1]) von der Dankbarkeit eines Fürſten und von der Weisheit, Tugend und Freundſchaft eines ihm ergebenen jungen Mannes in beredter Weiſe Zeugnis ablegt[2]).

Der frühe Tod ſtellt Abbt in die Reihe derer, die wie die Fleming und Günther, die Chronegh und Schlegel, die Hölty und Novalis, gleich zarten, von plötzlichem Sturm geknickten Frühlingsblüten ins Grab ſanken. Sicherlich drängten die in

1) Abgedruckt: Pentzhorn, S. 90. 2) Die Schilderung des Todes und Begräbniſſes Abbts entnahm ich den Halleſchen Anzeigen: 17. Stück 1766. Ihre Mitteilungen ſind wieder abgedruckt in dem Vorwort zu Abbts „Gedanken v. d. Erz. eines jg. Herrn von Stande". Leipzig und Berlin 1767.

Abbt ruhenden ſchriftſtelleriſchen Keime zu großen Entfaltungen, die auf den voraufgegangenen Blättern aufzudecken verſucht wurden. Das Werk und Leben Abbts aber wäre nicht vollſtändig dargeſtellt, wenn nicht noch ein Blick auf ſeine tiefſte ſeeliſche Eigenart, auf letzte Beſonderheiten ſeines Charakters geworfen würde. Einer häßlichen Vermutung zum Trotz[1]), die vollſtändig unbegründet daſteht, war doch das ganze Weſen Abbts auf tiefe Wahrhaftigkeit, auf innerſte Ueberzeugung deſſen, was er tat und ſagte, aufgebaut. Seinen Mitmenſchen, ſoweit ſie dieſelbe Ehrlichkeit und Meinungstreue an den Tag legten, begegnete er mit herzlichem Wohlwollen, mit zuvorkommendſter Güte und Liebenswürdigkeit. Aus innerſtem Herzensgrund verhaßt war ihm jede theologiſche Anmaßung, das geringſte religiöſe Scheinheiligtum, die ganze Maſſe des literariſchen Proletariats in Deutſchland, Gefühle und Menſchen, gegen die er mit ſchärfſten Waffen in voller Kriegsrüſtung zu Felde zog. Mit um ſo größerer, man möchte faſt ſagen kindlicher Anhänglichkeit gab er ſich denen hin, die er Freunde nannte, deren Rat ihm heilig war. Das Urteil anderer erſt entband ihn von den Zweifeln ſeines Könnens. Trotzdem iſt er ſich ſeiner eigenen Veranlagung in klaren Zügen bewußt, ſeiner Urteilskraft, ſeiner lebhaften, mit mangelnder Gedächtnisausbildung

1) Sie iſt enthalten in Supplément aux lettres de correspondance du feu Mrs. Abbt, conseiller de cour et de régence du Comte de Schaumburg Lippe. Lemgo 1772. Allg. D. Bibl., XVIII. Teil, I, S 303 ff. Dies Werk läßt Abbt in möglichſt ſchlechtem Licht erſcheinen, die Bemerkungen über Rinteln erklärt es als égarements de son esprit et de son cœur. In ſeinen Briefen habe Abbt ſich nur von ſeiner guten Seite gezeigt, ebenſo geht der „mit kleineren Akademien ſympathiſierende Raiſonneur" Frankfurt und Leipzig 1772, gegen Abbt vor, erfuhr aber eine Widerlegung durch den Frankfurter Gelehrten Anzeiger 1772, XII, S. 9—12. Selbſt Herder hat ſpäter, vielleicht durch ſeine eigene Mißſtimmung in Bückeburg veranlaßt, den Charakter Abbts herabzuſetzen verſucht, ihm ſogar liederliches Leben und Verachtung der heiligſten Dinge vorgeworfen. Vgl. Bächthold: Aus dem Herderſchen Hauſe, Berlin 1881, S. 57.

verbundenen Phantaſie, die ihn vom ſchnurgeraden Weg der Logik abzieht; und ebenſo ſpricht er ſich über eine andere, mehr den Willen als den Verſtand betreffende Eigenart ſeines Geiſtes aus, jene Energieloſigkeit, wenn es gilt, einen Entſchluß zu faſſen, die hie und da bei ihm in untätiges, faſt ſtumpfſinniges Hinbrüten ausartet und in Zuſammenhang zu bringen iſt mit einer religiöſen Vorſtellung, dem Gedanken an eine bis ins kleinſte geordnete und von unendlicher Liebe getragene, göttliche Weltregierung, die auch die wichtigſten Fäden unſeres Schickſalgewebes bewußt und harmoniſch in das Ganze eingliedert.

Wie ſehr er aber auch beſtrebt war, die Entſcheidung in Fragen der Lebensänderung jener überirdiſchen Macht anheimzugeben, ſo trieb ihn doch in ſolchen Tagen des Wartens eine beſtändige, qualvolle, aufreibende Unruhe von einer Arbeit zur anderen, vom Leſen zum Schreiben, vom ſyſtematiſchen Denken zum träumenden Inſichgekehrtſein.

Woher dieſes Mißverhältnis zwiſchen gläubigem Vertrauen und ungeduldiger, peinigender Hoffnung? Iſt dennoch der Vorſehungsgedanke nicht recht begriffen? Wirft doch vielleicht ein Reſt von Skepſis den melancholiſchen Geiſt in die Abgründe des Zweifels, in die Nacht der Negation? Unwillkürlich drängen dieſe Fragen ſich uns auf, wenn wir die peſſimiſtiſche Grundſtimmung Abbts aus jeder Zeile, die er in Rinteln an ſeine Freunde ſchrieb, herausſpringen ſehen.

Da hätte nur ein ſtarkes, großes, reſtlos ihn erfüllendes Gottbewußtſein über die Kleinigkeiten des Lebens ihn hinwegtragen können, und doch verkümmerte er darin, weil er eben, ein Kind ſeiner Zeit, auf dieſe letzten, ſchwerſten unermüdlich an die Türen der Menſchheit pochenden Fragen das ſieghaft-ſelige Jawort der untrüglichen inneren Ueberzeugung nicht geben konnte. Verſagte ihm auch die Philoſophie dieſen letzten inneren Ausgleich, ſo fand er doch den Weg zum Glück durch raſtloſes Schaffen,

durch tatkräftige Arbeit im Dienſt der deutſchen Wiſſenſchaft und deutſcher Menſchen.

Die Nachricht von Abbts Tode verbreitete ſich ſchnell in weiten Teilen Deutſchlands. Ueberall rief ſie lebhafte Klagen wach, die in Briefen und Beileidsbezeugungen an Abbts Vater kund wurden. Der Graf ſelbſt wie auch der Prinz von Württemberg beehrten den Ulmer Perückenmacher mit Aeußerungen der innigſten Teilnahme an ſeinem harten Verluſt, denn wenn auch die Wege von Vater und Sohn in weiten Kurven auseinandergebogen waren, ſo hatte dennoch Abbt in edler Kindespflicht an ſeinen Eltern gehangen, die ſtets bewundernd zu ihm aufblickten. So nahmen ſie mit Rührung all die Ehren an, die ihnen nach dem Tode ihres plötzlich ſo berühmt gewordenen einzigen Kindes zuteil wurden. Voll Staunen verſenkten ſie ſich in das von Nicolai ihnen zugeſandte „Ehrengedächtnis", das mehr die Leiſtungen als die Perſönlichkeit Abbts würdigte, ein Umſtand, den der auf ſtrikteſte Wahrheit und Sachlichkeit drängende Vater mitveranlaßt hatte. Ganz anders als aus dieſer erſten ſchlichten Biographie Abbts klang die unbedingte Begeiſterung für ihn aus zwei in gebundener Rede verfaßten Huldigungen, deren erſte, ein im ſchwulſtigen Rokokoton gehaltenes Gedicht, von ſeinem Freunde Blum[1]) herrührte, während das zweite, eine in den verwegenſten Ausdrücken der Sturm- und Drangſprache ſich bewegende Ode, der ſtürmiſch dahinfliegenden Feder Schubarts[2]) entſtammte. Nicht in künſtleriſcher Form, wenn auch ebenſo ergriffen, äußerten ſich die übrigen Freunde Abbts nach ſeinem Tode. Möſer[3]), Gleim und Zimmermann[4]), ſie alle wollten es nicht faſſen, daß der einſtige Weggenoſſe ſo früh, mitten aus der ſchönſten Laufbahn von ihnen genommen ſei. Das tiefſt empfun-

1) Abgedruckt bei Pentzhorn, S. 93. 2) Abgedruckt bei Pentzhorn, S. 94–97. 3) Möſers Werke, Abeken X, S. 141. 4) Bodemann, S. 229.

dene und ſchönſte Denkmal aber ſetzte auf Abbts Grab ein aus weiter Ferne ihn umwerbender Verehrer, Herder, der, wenn auch nur ein Torſo aus der großangelegten Schrift auf Abbt wurde, dennoch in das verborgenſte Walten dieſes Geiſtes einzudringen ſuchte.

Schlußwort

Der Torſo von einem Denkmal

Niemand hat Abbt geiſtig nähergeſtanden als Herder, niemand mit betäubenderem Weihrauch ihn umduftet. Ob es ſo geworden wäre, wenn ſie ſich gekannt, wenn das geſprochene Wort, die Geſte, jede feinſte Nüanzierung der Stimme deutlicher ihre Seelen enthüllt hätte? Unwillkürlich ſtellt ſich dieſe Frage ein, gerade in bezug auf Herder, für den der perſönliche Verkehr etwas ganz anderes war, als der nur geiſtige, der ſich an hundert Kanten im Weſen eines Menſchen ſtieß, die im reinen Gedankenaustauſch wegfallen. Von Abbt aus, dem Feinfühligen, Beſcheidenen, deſſen „Augen", wie der dem Ehrengedächtnis Nicolais vorangeſtellte Kupferſtich erkennen läßt, „ſoviel Geiſt als Freundlichkeit"[1]) verraten, wäre in dieſer Hinſicht nichts zu fürchten geweſen. Wenn wir daneben aber aus dem Graffſchen Gemälde die unruhig allen Erſcheinungen nachforſchenden, weitgeöffneten Augen Herders uns dunkel entgegenflammen ſehen, ſo zweifeln wir, ob der ſtille Glanz des Ulmers mit dem flackernden Feuer des Mohrunger eine dauernde Harmonie hätte bilden können. Zu verſchieden iſt der Seelenrhythmus beider: Dort mehr ruhige Einfalt, vorſichtiges Abwägen, gedämpfte Leidenſchaftlichkeit; hier das beſtändige Zittern und Schwingen aller geiſtigen Kräfte. Und doch iſt ihr äußeres Leben faſt in gleiche Form gegoſſen worden. Beide, Herder von Geburt, Abbt aus Neigung, Norddeutſche, Gelehrte und doch — der eine als Berliner Literat, der andere als freier Prediger und Bürger der Kaufmannſtadt Riga — Weltmenſchen, hungrig nach Verkehr, nach lebendiger Ausſprache, nach Reiſen, ſei es in die Wunderwelt der Berge, ſei es die des Meeres, von beiden nicht als reinen Natureindruck aufgenommen, indem der eine nur nach Menſchen Ausſchau hält, der andere in zahllos variier-

1) Nicolai: Ehrengedächtnis, S. 30.

ten Bildern die äußeren Erſcheinungen in ſeiner Seele ſich widerſpiegeln, Wind und Wogen zum Gleichnis vom Auf- und Niederſteigen aller Dinge, zum raſtloſen Wechſel in der Menſchheitsentwicklung werden läßt: finden ſchließlich, beide ſiebenundzwanzig Jahre alt, den gleichen Wirkungskreis in Bückeburg, der jüngere, den früh verſtorbenen älteren ablöſend, belaſtet mit der ſchon von Goethe ihm aufgebürdeten Verantwortung, „alle diejenigen Hoffnungen zu erfüllen, welche ſein Vorgänger ſo würdig erregt hatte“[1]).

Daß er es nicht vermochte, wie jener dienend nachzugeben, in liebenswürdiger Einordnung ſich dem Zwang zu unterwerfen, den Schwächen des Fürſten entgegenzukommen, enthüllt den Unterſchied der beiden Temperamente, ja Lebensanſchauungen, die ganz beſonders ein Moment auseinanderreißt: das Religiöſe. Denn trotz der zeitweiſe rationaliſtiſchen Klangfärbung war Herders Seelenton auf myſtiſche Begeiſterung geſtimmt, die ihn allmählich zu poſitiver Gläubigkeit führte. Gerade das geſchah in Bückeburg. Das war der tiefſte Grund, warum er auf den liberal geſinnten, vom engliſchen Freidenkertum erleuchteten Grafen von Schaumburg nicht reagierte, warum er um ſo zartere Beziehungen zu ſeiner Gattin, der Gräfin Maria anknüpfte, die er mit ſeiner weichen, fein organiſierten, zu zarteſter Erfaſſung weiblichen Innenlebens prädeſtinierten Gemütsart in ihren verborgenſten pſychiſchen Regungen mit ſo wunderbarem Verſtändnis umfing, wie nur religiös empfindende, von gleichem Glauben und von Gottliebe durchglühte Seelen ineinanderzuklingen vermögen.

Man muß dieſe Unterſchiede feſthalten, um nicht zu überſehen, wie uneins Abbt und Herder ſich bei längerem Zuſammenſein gegenübergeſtanden hätten. Nur aus der Ferne, nur in einer ganz beſtimmten Periode ſeiner Entwicklung haben Abbts Gedanken anregend auf Herder gewirkt. Es iſt die Zeit von etwa

1) Cottaſche Jubiläumsausgabe, 25. Band, S. 83.

1764–70, in der er die Fragmente und kritiſchen Wälder ſchrieb, die ihren Abſchluß findet mit der Reiſe nach Frankreich, auf der er in dem ſeltſamen, untagebuchmäßigen Journal noch einmal alle Rigaer Eindrücke, ſie umſchmelzend und erweiternd, an ſich vorüberziehen läßt, die hie und da wie einen Schatten auch Abbt aus der Vergangenheit hervorrufen. In Riga war es, wo Herder ſich hauptſächlich mit dem Literaturbriefſchreiber befaßt hatte, wo er ihm und noch zwei andern „Schriftſtellern ſeiner ſchönſten Stunden“[1]) ein Denkmal ſetzen wollte, Menſchen, die, wenn ſie auch „keine ſchreiende Revolution erregt, keine Bibliothek von Folianten geſchrieben“[2]), doch Deutſchland viel zu früh entriſſen wurden, von denen aber nach vielem Hin und Her des Konzipierens und Schreibens Abbt allein zurückblieb, der ungeſtüm eine Dankesſchuld von ihm fordert, ein Monument, das doch nur Stückwerk wurde, ein „Torſo von dem Torſo eines Denkmals“[3]), wie Haym das Totenopfer Herders nennt.

Herders Denkmal muß als Werk der Liebe verſtanden werden, nicht als Kritik, als bloße Unterſuchung Abbtſcher Schriften, die wohl ihm „ſchätzbarſte Reliquie“[4]), und eine „Quelle ſind, aus der er Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinkt“[5]), die aber nicht getrennt von der Perſönlichkeit des Autors ohne pſychologiſche Grundlage behandelt werden ſollen, jenes einzig berechtigte, kritiſche Verfahren, das unbedingt geiſtige Verwandtſchaft, „einen kleinen Grad von verliebter Schwärmerei“[6]) vorausſetzt, die allerdings zur Folge hat, daß leicht des andern Bild mehr aus dem Herzen als aus dem Verſtand entworfen wird, daß nicht die zu entdeckende Seele des Schriftſtellers wie „eine

1) Der Theologe Joh. Dav. Heilmann, 1727–1764. Der Aeſthetiker A. G. Baumgarten, 1714—1762. 2) S. W. S. XXXII, S. 175. 3) Haym I, S. 177. 4) S. W. S. II, S. 262. 5) ib. II, S. 255. 6) ib. II, S. 260.

Schöne in bezaubernder Nacktheit vor ihm steht"[1]), sondern mit seinen eigenen Gewändern verhüllt sein wird. Zunächst zwar hält Herder sich an eine streng objektive, individuell-psychologische Betrachtungsweise, sucht nach dem „Originalstrich", dem Grundzug der Abbtschen Natur, und findet ihn in dem zum Volksschriftsteller ihn befähigenden urwüchsigen Menschenverstand, der sich aus seiner bürgerlichen Herkunft ableiten läßt. Doch die gibt nur den rohen Seelenstoff, der erst durch Bildung, Unterricht, Erziehung zu fester Form geprägt wird und der menschlichen und schriftstellerischen Persönlichkeit ihren besonderen Stempel aufdrückt. Gerade die letztere beschäftigt Herder eingehender als der nie von ihm in Fleisch und Blut gesehene Mensch Abbt, der sich — die Briefe ausgenommen — aus seinen Werken nur schwer herausschälen läßt. So haftet Herder fast ausschließlich an Abbts Schreibart, sucht aber bis zu den letzten, sie erklärenden Ursachen vorzudringen und läßt an uns wie im Fluge vorübergleiten, was auf den vorliegenden Blättern dieser Arbeit in wechselndem Zusammenhang gestreift wurde: die frühgeschichtliche, historisches Interesse in ihm wachrufende Sallust- und Tacituslektüre, die Bildung seines Stils durch die genannten Schriftsteller, durch Engländer und Franzosen, durch Lessings Literaturbriefe, die trotz der fremden Einflüsse siegreich gerettete Eigenart dieser Sprache, ihren Bilderreichtum — dem anfänglichen Theologie- und Bibelstudium Abbts entquollen —, ihre Kraft und Jugendstärke, ihren „Eigensinn"[2]), ihr volkstümliches Element, ihren seltsamen Satzbau „voll Wendungen und Krümmungen"[3]), ihr Unakademisches, Unpedantisches, lauter Züge, die dem Abbtschen Stil auch wirklich anhaften. Doch wenn er in dem Buch „Vom Verdienst" ein Werk erblicken will, das nach „Hogarthschen Schönheitslinien, mit sanften Wellen, reizenden Schlängelungen, abwechselnden Farben"[4]) entworfen ist,

1) S. W. S. II, S. 262. 2) ib. II, S. 281. 3) ib. II, S. 277. 4) ib. II, S. 289.

ſo kann ſein Urteil nicht mehr unterſchrieben und auf die faſt ans Eckigt-knorrige grenzende Schreibweiſe Abbts bezogen werden. Mehr noch weicht Herder von der klaren Beobachtung fremden Seelenlebens ab, wenn er, nachdem er ſeinen Autor ſozuſagen von außen betrachtet hat, nun ins innere Triebwerk greift, um anzugeben, wie die Seele arbeitet, Stoffe geſtaltet, Urteile fällt. Da bleibt er nur bei ſeinem eigenen Ich, entwickelt ſeinen eigenen Schaffensprozeß. Durch jedes ſeiner Worte, das er äußerlich auf Abbt bezieht, ſcheint ſeine eigene Seele durch, ſeine wunderbare Divinationsgabe, die erſtaunliche Fähigkeit, ſich fremdem Leben, fremder Denkweiſe anzuſchmiegen, um wie durch einen „Kuß Weisheit zu lernen“[1]). Spricht er von Abbts „rhapſodiſcher, unbändiger Einbildungskraft“[2]), ſo iſt es nur die eigne, ſo ſehen wir, wie er ſelbſt damit arbeitet, wie er bald hier, bald dorthin ihren Samen ausſtreut, der fremdgeformte, großblütige Pflanzen emportreibt, köſtlich und duftbeſchwert, die plötzlich zuſammenſinken, weil ſie von neu aufſchießenden, üppigeren Gewächſen erſtickt werden. Und wenn er ſchließlich, aus all den Metaphern und Gleichniſſen Abbts Urteil herausleſend, es findet: „feurig, ſcharf und richtig, vollſtändig“[3]), ſo ſind allein die mittleren Attribute auf Abbt anzuwenden, während Herder ſelbſt der feurige, glutgebende Geiſt iſt, der vollſtändige, alle Erſcheinungen, Zeiten und Zonen verknüpfende. So iſt der Torſo ſchließlich weiter nichts als ein aus ſchimmernden Blüten loſe zuſammengeraffter Kranz, den Herder ſich ſelbſt ins Haar drückt, um langſam über ſein Vorbild hinauszuwachſen, das nur ſolange ſpornend vor ihm ſteht, als er in Riga lebt, im Verkehr mit Bürgern, mit Menſchen von geſundem Verſtand, mit praktiſch veranlagten Naturen, zu denen Abbt ſich geſellt, die er aufgeſucht, für die er geſchrieben hätte.

Als Herder aber weggeht von Riga und alle Brücken abbricht, die in die rege Kaufmannſtadt, zu Menſchen von ſchlicht

1) S. W. S. II, S. 263. 2) ib. II, S. 291. 3) ib. II, S. 292.

geſunder Denkungsart ihn führen, da verliert er auch Abbt aus den Augen, den er nicht nur nach und nach vergißt, ſondern auch entwertet, der bloß als vorübergehende Erſcheinung in ſein Leben hineinleuchtet, den er wie manchen andern, ihm auffallenden Menſchen freundlich zu ſich ruft, ihn zu brauchen, ihn anzuregen und den das wechſelnde Getriebe ſeines Lebens, die vielfach ihn beſtürmenden Eindrücke aus ſeiner Nähe reißen. Und doch iſt Herder damals der einzige geweſen, der das neuartige Wollen Abbts verſtand und ſeine tiefſte ſeeliſche Kraftquelle aufzuſpüren vermochte, der, wenn ſich auch die Pfade, auf denen er ihm nachgeht, beſtändig in das Dickicht ſeines eignen, ſchlingartig ſich verrankenden Strauchwerks verlieren, dennoch gerade das an ihm entdeckte, was auch mir aus allen Seiten ſeiner Werke herausſprang: die Begierde nach Leben, Menſchheit, Wirklichkeit, der nimmermüde Ruf nach voller, warmer Daſeinsfülle, das erſte, ſcheue Forſchen in den Tiefen der Innerlichkeit, den Wundern der Menſchenſeele, ein Suchen, das ihn als Mittler Herders, des großen romantiſchen Sehers auf einen Weg ſtellt, der ſelbſt wieder in eine breitere Straße einmündet. Auch Herder hat nur eine dienende Rolle im bunten Spiel literariſcher Kräfte, ſprach nie das letzte Wort, leiſtete nie die allumfaſſende, abſchließende Tat. Die Rieſenſchöpfung ſeines prophetiſchen Geiſtes blieb ein Fragment, ein ungeheurer Torſo, ein gewaltiges, unvollendetes Kunſtwerk, das die Romantik erſt zum bleibenden Eigentum uns ſchenkte, wodurch auch Thomas Abbt, ſein Vorläufer und Bahnbrecher, in langſam wachſendem Verſtändnis von der wiſſenſchaftlichen Forſchung ergriffen und vor Vergeſſenheit bewahrt wurde.

Literaturverzeichnis

Abkürzungen

B. W. = Abbt, Th., Vermiſchte Werke, herausgegeben von Nicolai. Berlin-Stettin 1772—81.

L. B. = Nicolai, Fr., Briefe, die neueſte Literatur betreffend. Berlin 1759 ff.

A. D. B. = Nicolai, Fr., Allgemeine deutſche Bibliothek. Berlin/Stettin 1765 ff.

S. W. S. = Suphan, B., Herders ſämtliche Werke. Berlin 1877 ff.

Er. = Herder, Caroline, Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. Herders. Tübingen 1880.

Lb. = Herder, E. G. v., J. G. v. Herders Lebensbild. Erlangen 1846.

Sonſtige Werke

Abeken, B. R., Möſers Werke mit Briefwechſel. Berlin 1842—43.

Bartels Handbuch zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Leipzig 1909.

Becker, E., Der Stil Thomas Abbts in ſeiner Abhandlung „Vom Verdienſte". Diſſ. Greifswald 1914.

Bender, A., Baſedows Verhältnis zur engliſchen Philoſophie in: Zeitſchrift für Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts. Berlin, 7. Jahrg., 1. Heft, 1917.

Berger, A. E., Der junge Herder und Winckelmann. Halle 1905.

Biographie, Allgemeine deutſche.

Bodemann, Ed., Joh. Georg Zimmermann. Hannover 1878.

Bürkner, Herder, ſein Leben und Wirken. Berlin 1904.

Breitmair, Fr., Geſchichte der poetiſchen Theorie und Kritik von den Diskurſen der Maler bis auf Leſſing. Frauenfeld 1888.

Claus, Th. Abbts hiſtoriſch-politiſche Anſchauungen. Gotha 1906.

Deſſoir, M., Geſchichte der neueren deutſchen Pſychologie. 1. Bd. Breslau 1894.

Düntzer, H., Aus Herders Nachlaß. Frankf. 1856/7.

Düntzer, H., Herders Reiſe nach Italien. Gießen 1859.

Düntzer, H., Von und an Herder. Leipzig 1861/2.

Friedrich, P., Vom Tod fürs Vaterland, von Th. Abbt. Leipzig 1915.

Geisler, Ueber die ſchriftſtelleriſche Tätigkeit Thomas Abbts. Breslau 1851.

Gerhard, A., Verſuch über das Genie. Aus dem Engl. überſ. von Chriſt. Garve. Leipzig 1776.

Gervinus, Geſchichte der deutſchen Literatur. 5. Aufl.

Gödeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. IV. Band, § 222, 229.
Gottſched, Das Neuſte aus der anmutigen Gelehrſamkeit. Leipzig, Breitkopf 1751. Herausg. von Beck.
Haid, J. H., Ulm mit ſeinem Gebiete. Ulm, 1786.
Halleſche Neue Gelehrte Zeitungen. 17. Stück. Mont., 2. März 1767. Nachrichten vom Tode Abbts.
Hartung, W., Die deutſchen moraliſchen Wochenſchriften als Vorbild G. W. Rabeners. Halle, Niemeyer 1911. Hermaea IX.
Haym, R., Herder nach ſeinem Leben und ſeinen Werken. Berlin 1880.
Haym, Herder und die Königsberger Zeitung. Im neuen Reich 1874 I, S. 409ff., 500ff., 611ff.
Helvetius, De l'esprit. Paris 1759.
Hettner, Geſchichte der deutſchen Literatur im 18. Jahrh.
Hoffmann, O., Herders Briefwechſel mit Nicolai. Berl. 1887.
Hoffmann, Herder als Mitarbeiter an der Allg. Deutſchen Bibliothek. Archiv für Lit.-Geſch. 1887, XV, S. 283ff.
Iſcher, R., Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke. Berlin 1893.
Jahresberichte für neuere deutſche Literatur.
Jonetz, Ueber Herders nationale Geſinnung. Bericht über das Schuljahr 1894/5. Gymnaſ. zu Brieg.
Jördens, K. H., Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten. Leipzig 1806—11.
Joret, Herder et la littérature en Allemagne au XVIIIième siècle. Paris 1875.
Koberſtein, Geſchichte der deutſchen Literatur. 5. Aufl., 3. Teil. Leipzig 1872.
Koſchmieder, Herders theoretiſche Stellung zum Drama. Stuttg. 1913.
Krauß, R., Schwäbiſche Literaturgeſchichte. Freiburg Br. 1897.
Krüger, H. A., Deutſches Literaturlexikon. München 1914.
Kühnemann, E., Herders Leben. München 1912.
Kürſchner, Deutſche Nationalliteratur. Bd. 43, 49, 74—77.
Lachmann-Muncker, Leſſings Werke. Leipzig 1886—1904.
Lange, S. G., Leben Georg Friedrich Meiers. Halle 1778.
Lauchert, Fr., Die Anſchauungen Herders über den Urſprung der Sprache, ihre Vorausſetzung in der Philoſophie ſ. Zeit und ihr Fortwirken. Euphorion I, S. 747ff.
Litzmann, B., Liscow in ſeiner literariſchen Laufbahn. Hambg. 1883.
Lotze, H., Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland. München 1868.
Lüttge, A., Herders Auffaſſung der Weltgeſchichte. Programm des Gymnaſiums Seehauſen 1868.

Mendelsſohn, G. B., M. Mendelsſohns Schriften, 7 Bde. Leipzig 1843—45.
Mendelsſohn, M., Ueber die Empfindungen. Berlin 1755.
Meuſel, Lexikon deutſcher Dichter und Schriftſteller.
Millberg, E., Die moraliſchen Wochenſchriften des 18. Jahrhunderts. Meißen 1880.
Muncker, F., Mendelsſohn und die deutſche Literatur. Zeitſchrift für die Geſchichte der Juden in Deutſchland. 1. Bd.
Naumann, E., Ueber Herders Stil. Jahresbericht über das Königl. Friedr. Wilh. Gymnaſium. Berlin 1884.
Nicolai, Fr., Ehrengedächtnis Herrn Th. Abbt. Berlin/Stettin 1767.
Nicolai, Fr., Leben und Meinungen des Herrn Magiſters Sebaldus Nothanker. 1. Bd. Berlin/Stettin 1799 b. Friedr. Nikolai.
Nicolai, Fr., Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte. Berlin 1759 ff.
Penthorn, E., Th. Abbt, ein Beitrag zu ſeiner Biographie. Diſſ. Gießen 1884.
Philippi, A., Die Kunſt der Rede. Eine deutſche Rhetorik. Leipzig 1896.
Prutz, Th. Abbt; literarhiſtoriſches Taſchenbuch. 4. Jahrgang 1846.
Redlich, E., Leſſings Werke, 20. Teil. Berlin.
Reich der Natur und der Sitten, eine moraliſche Wochenſchrift. 9 Teile. Halle, Juſt. Gebauer 1757 ff.
Scherer, Geſchichte der deutſchen Literatur. 12. Aufl.
Schubart, Chr. D., Ode auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungsrat Abbt in Bückeburg. An Seinen Herrn Vater in Ulm. Ulm 1766.
Schuller, Thomas Abbt. Neue Jahrbücher für Philol. und Pädagogik. Fleckeiſen und Maſius. 136. Bd. 1887.
Schwinger, Die literariſchen Elemente in Friedrich Nicolais Roman Sebaldus Nothanker. Diſſ. Heidelberg 1897 u. Weimar 1897.
Suphan, B., Die Rigiſchen Gelehrten Beiträge und Herders Anteil an denſelben. Z. f. d. Ph. VI, S. 45—83.
Stockhauſen, Kritiſcher Entwurf einer auserleſenen Bibliothek für die Liebhaber der Kunſt und Wiſſenſchaft. Berlin 1771.
Thiele, Th. Abbts Anteil an den Briefen, die neuſte Literatur betreffend. Beitr. z. d. Ph. Halle 1880. Feſtgabe für Zacher S. 149 ff.
Unger, Rud., Hamann u. die Aufklärung. Jena 1911.
Weyermann, Albr., Nachrichten von Gelehrten, Künſtlern und anderen merkwürdigen Perſonen aus Ulm. Ulm 1798.
Zimmermann, Vom Nationalſtolz. 1. Aufl. Zürich 1758.
Zimmermann, J. G., Vom Nationalſtolze. Vierte, um die Hälfte vermehrte und durchaus verbeſſerte Auflage. Zürich 1768.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt